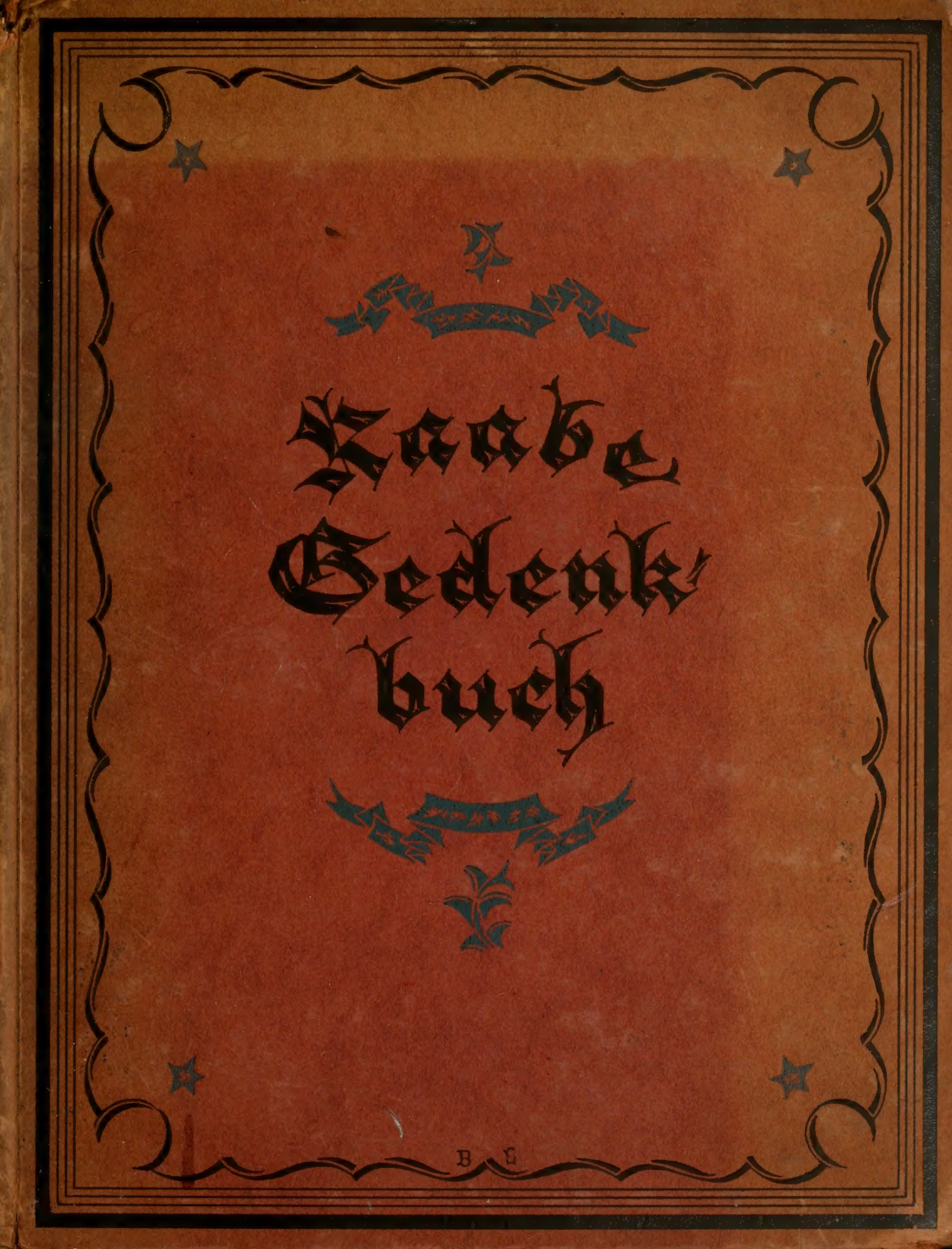
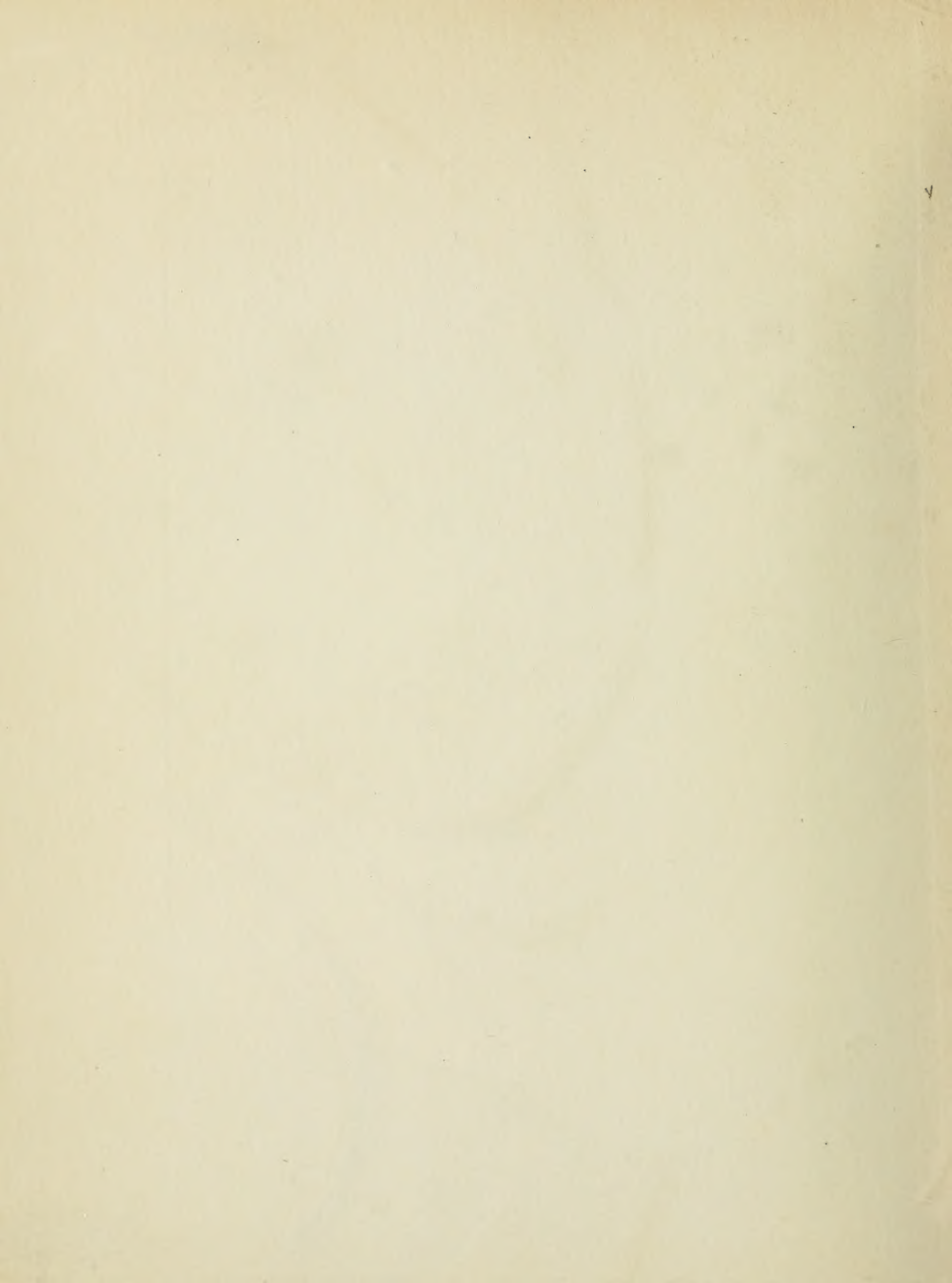
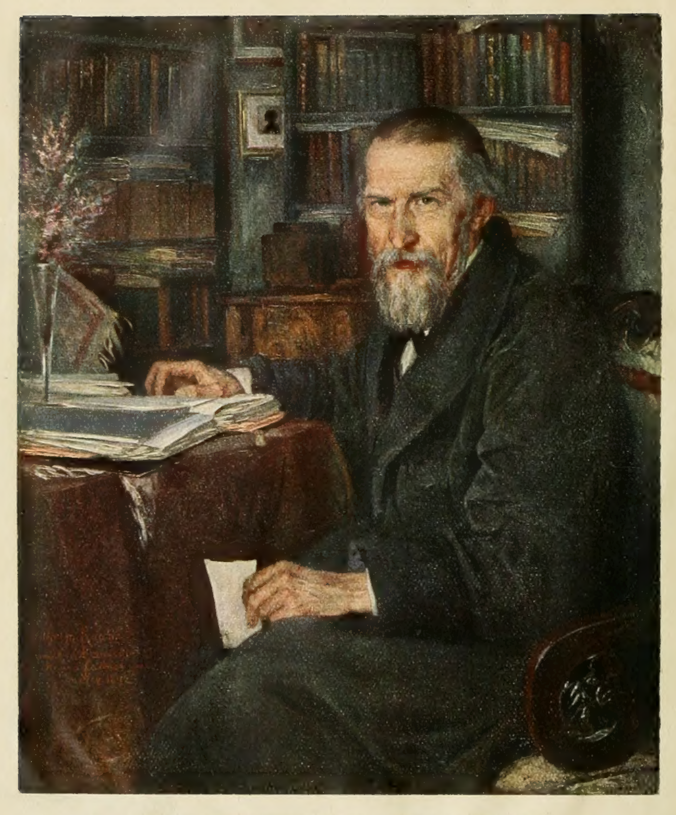

Raabe
Gedenk-
buch
B G



Raabe-Gedenkbuch



Aus dem Corpus imaginum der Photogr. Gesellschaft in Charlottenburg

Wilhelm Raabe
Nach einem Gemälde von Prof. Hanns Fechner
Im Besitze der Familie Raabe

Raabe-Gedenkbuch

* * *

Im Auftrage der Gesellschaft der
Freunde Wilhelm Raabes

zum 90. Geburtstage des Dichters

herausgegeben

von

Constantin Bauer

und

Hans Martin Schultz

Berlin-Grunewald
Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G.
1921

Satz und Druck dieses Buches erfolgte durch die Buchdruckerei Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H. in Leipzig.
Den Einband fertigte H. Fikentscher in Leipzig.

Printed in Germany

Wilhelm Raabe
zum 8. September 1891.

Ich liebt' ihn lang', eh mir der Götter Gnade
Das erste Wort aus seinem Mund geschenkt,
Lang', eh ich zu der Seller Bundeslade
Vom Götzendienst der Gassen abgeschwenkt;
Doch seit sich trafen unsre Lebenspfade,
Seit sich mein Aug' in meine Brust gesenkt —
Ob mir die Lippen band ein blödes Schweigen,
Doch gab mich jedes Jahr ihm mehr zu eigen.

Wie oft verschönt die duftigblaue Ferne,
Was nahgerückt zum Alltagsbilde wird!
Den reinen Himmel spiegelt die Zisterne,
Du dürstest, schöpfst, — und hast dich schwer geirrt;
Dich lockt Musik, du folgst und lauschtest gerne,
Bis dich mißtönig Schenkenlärm umschwirrt:
So lügt der Nimbus oft um Heldenstirnen,
Wie Alpenglühn am öden Eis der Firnen.

Er aber wies, ein Proteus vielgestaltig
Und stetig doch derselbe rund und ganz,
So nah wie ferne echt und probehaltig
Sich in der Horen wechselvollem Tanz:
Ein Held, ein Kind, ein Dämon geistgewaltig —
Und wollt' uns schmerzen allzuscharfer Glanz,
Eilt' er der Strahlen Quell zu offenbaren,
Des Herzens Wärme mild dem Licht zu paaren.

Gleichwie der Wandrer, der aus schattigem Tale
Des Berges Haupt mit scheuem Staunen mißt
Und doch nicht ahnt, wie nach dem Sonnenstrahle,
Wie frei es aufgereckt zum Äther ist, —
Nun steigt er an, er rastet Mal um Male,
Doch immer wächst der Berg mit jeder Frist,
Und mag der Blick ins weite Land entzücken,
Der Gipfel scheint nur höher stets zu rücken:

So haben wir dies teure Haupt erfunden,
Den Dichter, der nun volle vierzig Jahr
Sich selbst getreu in bös und guten Stunden
Der Wahrheit dient an ihrem Hochaltar,
Den Menschen, der in Treuen uns verbunden
Freund unter Freunden, wie ein andrer, war:
Manch wirkend Werk hat er der Welt gegeben,
Noch eines uns — sein stilles, tapfres Leben.

Wilhelm Brandes.

Vom Hause Raabe.

Von Paul Wasserfall.

Voreltern und Eltern.

Der älteste Vorfahr Wilhelm Raabes, von dem wir mehr wissen als den bloßen Namen, ist sein Großvater August Heinrich Raabe, der am 29. Dezember 1759 als Sohn eines Lehrers zu Engelade geboren wurde. Er besuchte in Holzminden die im Jahre 1760 dorthin verlegte Amelungsborner Klosterschule, bestand das damals dort schon eingeführte Abiturientenexamen und studierte von 1779 bis 1782 in Helmstedt Theologie und Philosophie. Bei der Anstellung übergangen, suchte er eine Audienz beim Herzog Karl Wilhelm Ferdinand nach, der ihm mit den Worten, „es sei doch gleich, ob er dem Vaterlande in einem schwarzen oder blauen Rocke diene", eine Anstellung im Postdienst gab. So wurde August Heinrich Raabe Mitte der achtziger Jahre Administrator des Postamts zu Holzminden. Im Jahre 1788 wurde er als Sekretär zum Fürstlichen Hofpostamt in Braunschweig versetzt, 1807 als Postmeister und landschaftlicher Steuer- und Akziseeinnehmer nach Holzminden zurückversetzt und auch zum Besorger der Schatzeinnehmerei im Weserdistrikte ernannt. 1809 erfolgte seine Ernennung zum westfälischen Postdirektor und Receveur der indirekten Steuern. Am 12. Februar 1834 wurde August Heinrich Raabe vom Herzog zum Postrat ernannt und zwar gelegentlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, das von der ganzen Stadt mitgefeiert wurde, — ein Beweis für das Ansehen und die Beliebtheit, deren sich der Großvater des Dichters in Holzminden erfreute. Hier starb er am 4. Oktober 1841 im 81. Lebensjahr.

Nach der Abschrift einer Aufzeichnung aus dem Nachlasse Karl Friedrichs von Vechelde in der Stadtbibliothek zu Braunschweig wurden folgende Schriften von ihm veröffentlicht:

Briefe für Kinder, 1785, bei Bohn zu Holzminden, 2. 3. 4. vermehrte Ausgabe in des seel. Schulraths Campe Buchhandlung zu Braunschweig.

Histor. und statist. Nachrichten von der Republik Holland, 1788, Holzminden.

Beiträge zum Holzmindener Wochenblatt, 1787—1792.

Attische Morgen, eine Sammlung humoristischer Aufsätze, 1791, bei Schröder in Braunschweig.

Beiträge zur Verteidigung der guten Sache der Religion, 1792, das.

Die Genealogie der regierenden Familien zu Schlenkert's historischem Almanach, 1794—95.

Histor. genealog. Kalender mit Kupfern, 1796, 97, 98. — Teutschland, ein historisches Gemälde mit genealogisch-statistischen Nachrichten (wodurch zuerst Statistik in die Kalender eingeführt wurde u. worin darauf Hassel u. a. nachfolgten), in der Campe'schen Schulbuchhandlung.

Die Geschichte Italiens mit Kupfern, 1799.

Beiträge zum braunschweigischen Magazin, zur Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester, den Rinteln. Annalen, zum Journale von und für Teutschland, zur allg. Lit. Zeitg. usw.

Postgeheimnisse, oder was man beobachten muß, um beim Reisen und beim Versenden mit den Posten Verlust und Verdruß zu vermeiden, 1805, H. Vieweg, Braunschweig.

Ursachen der Getreidetheuerung u. Mittel ihr zu steuern, 1806, Nr. 244 der Hall. allgem. Lit. Zeitg.

Handbuch der nothwendigsten Kenntnisse für alle Stände, 1805 Braunschweig, die 2. u. 3. Ausgabe bei Hahn in Hannover 1808—1811.

Leitfaden zur Weltgeschichte, 1804, Braunschweig, Schulbuchhandl.

Hannoverscher Briefsteller, 1808, Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 2. Aufl. das. 1809, 3. Aufl. das. 1818.

Histor. genealog. Stammtafel des Herzogl. Braunschweig. Lüneburg. Gesamthauses, als Leitfaden zur vaterländ. Geschichte, Braunschweig 1806. 2. Aufl. 1818 bei Bindseil zu Wolfenbüttel.

Eine Anzahl der angeführten Bücher und Schriften hat August Heinrich Raabe deutschen und außerdeutschen Fürstlichkeiten, z. B. die „Briefe für Kinder" an die Kaiserin von Rußland, übersandt und dafür Danksagungen von den Fürstlichkeiten oder in ihrem Auftrage erhalten. Ihre große Zahl und ihre Titel schon sind ein Beweis für die Ausdehnung und Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen. Ihr Studium würde vielleicht manchen Aufschluß darüber geben, inwiefern die geistigen Persönlichkeiten des Großvaters und Enkels sich ähnlich oder unähnlich waren. Ein Unterschied in Charakter und Persönlichkeit ergibt sich jedenfalls schon aus zwei der angeführten Tatsachen. Wilhelm Raabe würde sich niemals um äußerer Vorteile willen an den Landesherrn gewandt haben und hat bekanntlich auch niemals eines seiner Bücher einem hohen Gönner zugesandt oder gewidmet.

August Heinrich Raabes Frau war eine geborene Schottelius, die in gerader Linie von dem Schriftsteller Justus Georg Schottelius abstammte, der im siebzehnten Jahrhundert als Hofkonsistorialrat in Wolfenbüttel lebte, sich um die Erforschung der deutschen Sprache verdient gemacht und mehreren angesehenen literarischen Gesellschaften angehört hatte. Aus zwei Quellen also stammte der schriftstellerische Trieb Wilhelm Raabes. Der Ehe August Heinrich Raabes mit Charlotte Schottelius entsproß im Jahre 1800, geboren zu Braunschweig, Gustav Karl Maximilian Raabe, der Vater des Dichters.

Gustav Raabe bestand schon im Alter von siebzehn Jahren das Abiturientenexamen, besuchte wegen seiner Jugend zunächst das Collegium Carolinum in Braunschweig und vom Jahre 1818 ab die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Nach Beendigung seines Studiums war er zunächst Distriktsgerichts-Auditor in Holzminden und wurde am 7. Juli 1827 zum Aktuar beim Herzoglichen Kreisamt Eschershausen ernannt. Im Jahre 1829 verheiratete er sich mit Auguste Johanna Friederike Jeep, der Tochter des Holzmindener Stadtkämmerers. Am 8. September 1831 wurde in Eschershausen Wilhelm Raabe geboren. Nachdem sein Vater am 1. Januar 1833 nach Holzminden versetzt war, erfolgte zwei Monate später dessen Ernennung zum Amtsassessor daselbst.

Neun Jahre später, 1842, wurde Gustav Raabe zum Justizamtmann in Stadtoldendorf befördert, wo er schon im Beginn des Jahres 1845, wahrscheinlich an einer Blinddarmentzündung, starb.

Gustav Raabe muß nach allem, was wir durch Familientradition und aus Aufzeichnungen von ihm wissen, ein hochbegabter Mensch gewesen sein. Das studentische Leben seiner Zeit behagte ihm wegen seines rohen Tons weder in Göttingen, wo er studierte, noch in Würzburg und Heidelberg, wo er sich besuchsweise eine Zeitlang aufhielt. Mit Eifer lag er seinen juristischen Studien ob, beschäftigte sich aber auch mit Geschichte, wie das in Hermann Anders Krügers Buch „Der junge Raabe" nachzulesen ist. Mit gleichgesinnten Freunden suchte er durch Reisen seinen regen Wissensdurst zu befriedigen und seine allgemeine Bildung zu vervollständigen. Zu Fuß und mit dem Postwagen, streckenweise wohl auch einmal zu Pferde, und im späteren Leben auch mit der Eisenbahn wurden diese Reisen zurückgelegt. Dabei machte es dem jungen Studenten nichts aus, wo es not tat, auch unter den primitivsten Verhältnissen zu übernachten, z. B. mit noch zwei andern in einem Bett zu schlafen. Auch verschmähte er es nicht, mit Handwerksburschen eine Wegstrecke gemeinsam zurückzulegen. So hat er, abgesehen von kürzeren Wanderungen in der Schülerzeit, im Jahre 1818 eine Reise von Göttingen über Braunschweig, Hamburg, Lübeck zur Ostsee und über Ratzeburg, Schwerin, Körners Grab, Dömitz, Braunschweig, Goslar nach Holzminden unternommen. Im folgenden Jahre durchwanderte er den Teutoburger Wald und bestieg den Meißner. In den großen Universitätsferien desselben Jahres folgte dann eine größere Reise, auf der Würzburg, Heidelberg, Frankfurt, Mainz, der Rhein bis Köln und Westfalen besucht wurden. Pyrmont, den Brocken und Hannover lernte der Wanderlustige in den folgenden Jahren kennen. Nach seiner Verheiratung unternahm Gustav Raabe mit seiner Frau Reisen nach Thüringen und dem Inselsberg, an den Rhein und nach Holland und im Sommer 1843 in die Schweiz. Ohne Frau war er zwischendurch auch einmal vierzehn Tage in Berlin.

Nicht wie ein Alltagsmensch reiste Gustav Raabe. Der Ballsaal des kleinen Badeorts, durch den er kommt, lockt schon den jungen Studenten nicht. Statt dessen besucht er lieber eine historische Stätte in der Umgebung. Noch vom Reisestaube bedeckt eilt er nach ermüdender Wanderung, ohne vorher sein Gasthaus aufgesucht zu haben, ins Theater, um eine ersehnte Vorstellung nicht zu versäumen. Mit offenen und empfänglichen Sinnen nimmt er alles Neue in sich auf, was sein Inneres zu bereichern geeignet erscheint. Daß er die Museen, Bildergalerien, Kirchen, die Gräber berühmter Dichter und sonstige Sehenswürdigkeiten der Städte aufsucht, ist selbstverständlich. Aber auch die Börse in Hamburg vergißt er nicht, besichtigt ein hochbemastetes Segelschiff und beobachtet das Leben und Treiben auf einem Markt. Anderswo wohnt er einem katholischen Gottesdienst oder einer Bauernhochzeit bei. Bergwerke besucht er, über die Gewinnung des Erzes sucht er sich zu unterrichten und von den industriellen, soweit es damals eine Industrie gab, und wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegend eine Vorstellung zu bekommen. Vor allem aber sind die an die Örtlichkeit geknüpften geschichtlichen Erinnerungen der Anteilnahme des Wanderers stets sicher. Auch Natursinn war Gustav Raabe zu eigen, wie manche Landschaftsschilderung beweist. Eine Orgelmusik in einer mecklenburgischen Kirche begeistert ihn zu den Worten: „Der Ton der Orgel aus den Wolken hervor macht eine außerordentliche Wirkung. Die Klänge scheinen aus höheren Regionen zu den Sterblichen zu kommen, und als bei der

Kollekte der Gesang der schönen Großherzoglichen Kapelle aus dem Wolkenversteck erschallte, da füllte mich heiliger Schauer, denn der Gesang würde dem Gesange der Engelein im Himmel gleichen, wenn man diese singen hören könnte." — Daß Gustav Raabe auch eine gewisse zeichnerische Begabung besaß, beweisen einzelne erhaltene Skizzen, z. B. von sich selbst im Wanderanzug, von einem fränkischen Bauernhaus u. a.

Gustav Raabe war also nichts weniger als ein trockener Jurist. Gleichwohl hat Wilhelm Raabe rückblickend später in der Familie geäußert: „Der frühe Tod meines Vaters war mein Schicksal. Hätte er länger gelebt und mich erzogen, so wäre ich vielleicht ein mittelmäßiger Jurist geworden." Gustav Raabe war ein tatkräftiger und energischer Mann, tüchtig in seinem Beruf. Sein Sohn hat später gemeint, er wäre vielleicht einmal Minister geworden. Gustav Raabe vertrat den Standpunkt, wie wir ebenfalls von seinem Sohne wissen, jeder könne, was er wolle. So wurde z. B. Wilhelm zur Erlernung des Klavierspiels, obwohl er zur Ausübung dieser Kunst keine Veranlagung besaß, gezwungen, bis der Lehrer erklärte, daß die Fortsetzung des Unterrichts gar keinen Zweck habe. Menschlicher Voraussicht nach würde der Vater auch ein Abweichen von dem üblichen Erziehungswege nicht geduldet und seinen Willen gegenüber dem Sohn durchgesetzt haben, und kein vernünftiger Mensch hätte ihm daraus einen Vorwurf machen dürfen. Was für den Durchschnittsknaben richtig gewesen wäre, hätte für die Entwicklung dieses eigenartigen und eigenwilligen Sohnes aber leicht zu einem Verhängnis werden können; und so hat Wilhelm Raabe der angeführten Äußerung über seinen Vater wohl mit Recht hinzugefügt: „Einer von uns mußte weichen." Ganz anders stand des Dichters Mutter ihrem Sohn gegenüber.

Auguste Raabe lebt als eine Frau mit sympathischen Gesichtszügen, von schlanker Figur und ruhigem, mildem, abgeklärtem Wesen in der Erinnerung ihrer Enkelinnen, soweit sich diese ihrer noch erinnern können. Alle Menschen, die mit ihr zu tun gehabt, sind ihr zugetan gewesen. Mit ihrem Sohn aber verknüpfte sie bis an ihr Ende das Band zärtlichster Mutter- und Sohnesliebe. Wie alles, was Wilhelm Raabe erlebt hat, in seinen Büchern steht, so lebt auch seine Mutter in vielen Einzelzügen in mancher seiner prachtvollen Mütter in seinen Dichtungen weiter, am vollständigsten und schönsten aber in der Mutter Fritz Langreuters, von der es in den „Alten Nestern" heißt:

> „Schlank, zart, scheu-mutig steht sie mir vor der Erinnerung, und ein Licht geht von ihr aus, das von keiner Dunkelheit und noch viel weniger von einem andern Licht in der Welt überwältigt werden kann. Sie trägt ihre Freuden, wie ihre bittersten, schwersten Schmerzen still und so, dem Scheine nach, leicht. Ihr wurde alles zu einem Kranze, und woher sie ihre Bildung hatte, das bleibt ein Rätsel, und sie selber wußte vielleicht am allerwenigsten Rechenschaft darüber abzulegen. — Sie ist dagewesen wie das große Kunstwerk von Gottes Gnaden; sie ist vorübergegangen. Sie sind alle bei ihr wie bei ihresgleichen gewesen; sie haben keine Ahnung davon gehabt, daß dem nicht so war; ihr ist es nie in den Sinn gekommen, sie zu enttäuschen; denn sie hatte ja eigentlich auch keine Ahnung davon . . ."

und in Altershausen, wo Fritz Feyerabend als alter Mann in der Rückerinnerung sagt:

> „Da warst du, Mütterchen! und wie laut die große Stadt ihren Sonntagmorgen begehen mochte, in der Seele des Geheimrats Feyerabend wurde es still, und die Pfeife ging ihm aus. Da warst du, schöne junge Frau aus der Welt vor sechzig Jahren, mit

deinem guten Lachen, deinem klugen Lächeln, mit deiner Weltweisheit, die nicht aus dem Lehrplan „höherer Töchterschule" stammte, aber im Lebensverdruß und -behagen, bei Sonnenschein und Regen, an der Wiege und am Sarge, unter den Pfingstmaien und unter dem Christbaum sich so weich, so linde wie deine Hand über alles legte, was dich betraf, so weit dein kleines großes Reich auf dieser Erde reichte und Menschenglück und -elend, Wohlsein und Überdruß, Jubel und Jammer umfing."

Gleich diesen beiden Müttern stand auch seine Mutter Wilhelm Raabe stets vor der Seele. Schon das Lesen brachte sie dem Sohne bei, und was er nachher an Wissenschaften zuerwarb, „heftete sich alles an den lieben feinen Finger, der ihm ums Jahr 1836 herum den Punkt über dem J wies", wie er später selbst für den Haidjer Kalender niederschrieb. Schon früh erkannte sie die Eigenart des Sohnes und begriff ahnend mit dem instinktiv richtigen Gefühl der Frau und Mutter, daß etwas Besonderes in dem Knaben schlummerte, das zu ungestörter Entfaltung drängte. Sie ließ ihn gewähren, wenn er anders war wie seine Altersgenossen und sich in die Schablone der Schulerziehung nicht einzufügen vermochte. Was das für Wilhelm Raabe bedeutete, können wir aus seiner späteren Äußerung ermessen, daß die Zeit, in der er wegen ansteckender Krankheiten in der Familie die Schule nicht habe besuchen dürfen, ihn wesentlich in der Fortentwicklung gefördert habe. Schwere Sorgen freilich wird sich die Mutter doch auch gemacht haben. War doch Wilhelm, als die Familie nach dem Tode des Vaters nach Wolfenbüttel übergesiedelt war, wieder nach der Quarta gekommen, die er schon drei Jahre vorher in Holzminden besucht hatte. Während des dreijährigen Aufenthalts in Stadtoldendorf hatte er eine höhere Schule nicht besuchen können, weil es in dem kleinen Landstädtchen eine solche nicht gab. Obwohl zwei Brüder der Mutter, von denen der eine der Direktor, der andere Klassenlehrer der Sekunda am Wolfenbütteler Gymnasium waren, sich des Knaben nach Kräften annahmen, erwies es sich als unmöglich, ihn, wie doch viel weniger begabte Mitschüler, bis zu einem äußerlichen Abschluß durch die Schule zu bringen. Die formalistische Art, in der die Studien getrieben wurden, stand eben zu der Natur dieses Schülers in unvereinbarem Gegensatz. So verließ er denn die Schule als Sekundaner. Das Abgangszeugnis sprach sich dahin aus, daß sich Wilhelm Raabe durch ein lobenswertes Betragen die Liebe seiner Lehrer erworben, sich in den Schulwissenschaften zu vervollkommnen gesucht und im deutschen Stile und im freien Handzeichnen einen Grad der Vollkommenheit erlangt habe, wie sie auf der Bildungsstufe, auf welcher er stehe, nicht häufig sei. Ein vierjähriger Versuch, den Jüngling in Magdeburg den Buchhandel erlernen zu lassen, mißlang gänzlich, und fast wäre er nach seinem eigenen Wort daran zugrunde gegangen. Äußerlich gescheitert kehrte er nach Wolfenbüttel zurück. Auch jetzt verlor die Mutter niemals das Vertrauen zu ihrem Sohn, wie uns dieser ausdrücklich bezeugt hat. Als Wilhelm nach privater Vorbereitung und anschließendem zweijährigen Besuch der Berliner Universität, wo er in die Wirrnis seines bisher erworbenen Wissens Ordnung gebracht, ohne Bekannte und Freunde, ganz allein auf sich gestellt, im Getümmel der großen Stadt sich eine eigene Welt gebildet hatte, zwar wieder ohne äußerlichen Abschluß, aber mit den ersten Korrekturbogen der „Chronik der Sperlingsgasse" in der Tasche nach Hause zurückkehrte, fand der rührende Glaube der Mutter seine glänzendste Rechtfertigung. Denn mit diesem Buch ward ihr Sohn mit einem Schlage ein bekannter Dichter.

Mit regstem Eifer und feinstem Verständnis hat dann Auguste Raabe an dem weiteren dichterischen Schaffen ihres Sohnes Anteil genommen, wie das insbesondere die Briefe beweisen, die sie während seines achtjährigen Aufenthalts in Stuttgart an ihn richtete. Immer wieder bittet sie ihn, ihr ja gleich die Hefte der Zeitschriften, in denen seine Romane und Erzählungen zuerst erschienen, zu schicken. Auch über das Äußere der Bücher will sie sofort unterrichtet werden, und wünscht auch so bald als möglich alle Besprechungen derselben zu erhalten. Die Zeitungen und Zeitschriften mit einer neuen Erzählung des Sohnes versucht sie sich zu leihen, wenn sie dadurch früher an die Lektüre kommen kann. Ihre größte Geburtstagsfreude ist es, wenn es ihm gelungen ist, für ein neues Werk einen Verleger zu finden. Bringt ihr die Post ein neues Buch oder die neuen Hefte, so unterbricht sie die Arbeit, um zu lesen, und liest in die Nacht hinein, bis die Lampe erlischt; den Hungerpastor liest sie sogar zweimal hintereinander und vergißt selbst körperliche Schmerzen darüber. Wie weiß sie aus den Dichtungen die innersten Seelenregungen des Sohnes herauszufühlen! Wie leid tut es ihr, daß selbst in heitern Erzählungen ein Tropfen Wehmut sich findet! Wie bedauert sie, daß eine Regennacht — es handelt sich um das bekannte Gedicht — so ernste und trübe Gedanken in dem Sohn auslöst! Auch unmerklich auf ihn einzuwirken versucht sie wohl, wenn sie hinzufügt, daß bei ihr das Rauschen des Regens in der Regel ein recht behagliches Gefühl hervorrufe. Sogar ein Urteil gibt sie gelegentlich ab und nicht nur über die Werke des Sohnes. Zwischendurch taucht dann immer wieder die Sorge um seine Gesundheit auf, und sie mahnt ihn, sich nicht zu überarbeiten. Feines Verständnis für des Dichters innere Bedürfnisse beweist sie, wenn sie sich gelegentlich eines bevorstehenden Besuches der Stuttgarter bereit erklärt, in der Nachbarschaft ihrer Wohnung Räume zu mieten, in die dieser sich zurückziehen könne, wenn er ungestört sein wolle.

Das milde, mitfühlende und verstehende Herz dieser Frau liegt in ihren Briefen offen zutage. Doch nicht nur ihrem Sohne gegenüber offenbart sie es: mit der kleinen Enkelin, von deren Eigensinn ihr der Sohn schreibt, hat sie nur Mitleid, weil sie sich dadurch trübe Augenblicke bereite, sie ermahnt die Eltern zu Freundlichkeit und Güte und warnt vor zu viel Strafe, dann würde es sich schon geben.

Nicht blind stellt sich ihre Mutterliebe stets auf die Seite des Sohnes. Als dieser mit einem Verleger in schweren Streit gerät und einen folgenschweren Entschluß gefaßt hat, stimmt sie in der ersten Erbitterung und Aufregung über das wenig vornehme Verhalten des Verlegers zwar zunächst ihrem Sohne zu, nach ruhiger Überlegung aber sucht sie auch den rein kaufmännischen Standpunkt des Verlegers zu verstehen und vernichtet den schon geschriebenen Brief wieder. Sie ahnt, daß auch ihr Sohn scharfe Worte gegenüber dem Verleger gebraucht hat, denn er könne scharf sein und mit wenig Worten viel sagen, und schreibt ihm: „Ist man so alt wie ich und hat so viel durchgemacht, so sieht man das Leben ganz anders an wie in der Jugend und wird sehr ruhig; und etwas von dieser Ruhe könnte dir gut tun, und ich wünschte sie dir so sehr, denn man ist nicht traurig dabei, sondern ganz zufrieden und heiter." — Tatsächlich hat dieser Brief in Verbindung mit dem Rat des rechtskundigen Schwagers Wilhelm Raabe vor einem übereilten Schritt bewahrt.

Hiernach kann man wohl ermessen, was diese Frau ihrem Sohn gewesen ist: nicht nur eine liebevolle Mutter, sondern vor allem das erste Wesen, das für die verborgensten Tiefen seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart, aber auch für die Werke seiner Kunst Verständnis gezeigt hatte. Und weil Wilhelm Raabe, dessen reifste Dichtungen später so



Wilhelm Raabe mit seiner Braut
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1862

gar kein Verständnis beim deutschen Volk und dessen Literaturkundigen fanden, das wußte, schrieb er, als seine Mutter im Jahre 1874 nach langjähriger Krankheit die Augen schloß, in sein Tagebuch das schmerzerfüllte Wort:

„Verklungen ach! — der erste Widerklang!"

Frau Bertha Raabe.

War die Wesensart der Mutter ein Segen für Wilhelm Raabe gewesen, so sollte es die seiner Frau in gleichem Maße werden.

Frau Bertha Raabe, geboren am 12. Juli 1835, war eine Tochter des Oberappellationsgerichtsadvokaten und Prokurators Christoph Ludwig Leiste in Wolfenbüttel, dessen Vater Direktor der Herzoglichen Großen Schule zu Wolfenbüttel und ein Freund Lessings gewesen war. Die Ölbilder dieses Großvaters der Frau Raabe und seiner Gattin hängen noch heute im bisher unverändert erhaltenen Arbeitszimmer des Dichters.

Die Familie Leiste gehörte zu den angesehensten Familien der Stadt und lebte in guten Verhältnissen. Sie führten ein geselliges Haus; Bertha Raabe erzählte uns noch in ihrem Alter, die Logierbetten seien in ihrem Elternhaus selten kalt geworden. Sie hatte eine sehr gute Schulbildung genossen und war auch längere Zeit zur weiteren Ausbildung in der französischen Schweiz gewesen. Ihren Töchtern konnte sie später bei den Schularbeiten ohne Inanspruchnahme von Hilfsmitteln mit Leichtigkeit helfen, wobei sie sich wohl als deren wandelndes Lexikon bezeichnete; in Stuttgart noch hörte sie die französische Vorlesung eines Tübinger Professors über éloquence improvisée, und im hohen Alter war sie imstande, uns mit tadelloser Aussprache lange französische Gedichte herzusagen, die sie in der Jugend gelernt hatte. — Auch ein guter Klavier- und Gesangunterricht war ihr zuteil geworden. Bei Teeabenden in der Familie Wilhelm Jensens in Stuttgart übernahm sie die Diskantstimme. Erst in der späteren Ehe machten die Haushaltslasten die weitere Ausübung der Musik unmöglich. — Frau Berthas gediegene geographische Kenntnisse erregten noch im hohen Alter meine Verwunderung, wenn wir auf der Landkarte in Gedanken die größten Reisen unternahmen.

Als Wilhelm Raabe sich im Jahre 1862 mit ihr verheiratete, war ihr Vater schon einige Jahre tot. Da dieser außer der Witwe noch fünf Kinder hinterlassen hatte, war es nur ein recht kleines Vermögen, das Bertha Raabe ihrem Gatten mit in die Ehe brachte. In der Hauptsache war der Haushalt auf den Ertrag der Feder des Dichters angewiesen. Auf die ungewissen Honorareinnahmen hin, aber im felsenfesten Vertrauen auf seinen Geistesreichtum, der einen Zweifel an seiner Unerschöpflichkeit nicht aufkommen ließ, hatte Wilhelm Raabe geheiratet. Seine Frau war über die wirtschaftliche Grundlage der Familie manchmal nicht ohne Sorgen, und das war nicht verwunderlich. Denn alle Bekannten und Verwandten gehörten überwiegend dem Beamtenstande an, und ihnen stand eine wenn nicht glänzende, so doch gesicherte Zukunft in Aussicht. Auch in Krankheitsfällen fiel deren Einkommen nicht fort, und im Alter winkte die Pension. Alle diese Sicherungen fehlten bei ihrem Mann. Da war der zeitweise sich einstellende Zweifel wohl berechtigt. So äußerte sie einst in ihrer jungen Ehe zu dem Gatten, der gerade ein Werk unter der Feder hatte: „Was soll denn nun aber werden, wenn du mit diesem Buch fertig bist? Wird

dir auch etwas Neues einfallen? Wird dir immer wieder etwas Neues einfallen?" Im Bewußtsein seines Geistesreichtums und seiner Schaffenskraft antwortete Wilhelm Raabe: „Das ist wie ein voller Topf, in den ich nur hineinzugreifen brauche und der nie leer wird." Als dann aber nach der Geburt der ersten Kinder die Ausgaben größer wurden, als das deutsche Volk die schönsten und reifsten Werke des Dichters nicht mehr verstand und noch seltener kaufte, als schon vorher die Erstlingswerke, als Krankheiten sich einstellten und auch der Dichter selber erkrankte, so daß ihn bisweilen die Angst beschlich, er würde den schon in einer Zeitschrift halb erschienenen Roman nicht rechtzeitig beenden können, da stellte sich doch auch bei ihm die Sorge ein, und er war damit einverstanden, daß Bertha Raabe die Zukunft der Familie für etwaige weitere Krankheitsfälle und das Alter nach Möglichkeit dadurch sicherstellte, daß von nun an die Zinsen ihres kleinen Vermögens nicht mehr verbraucht, sondern zum Kapital geschlagen werden sollten, so daß dieses sich langsam vergrößerte. Wenn die Not eintrat, wenn z. B. die Honorareinnahmen zur Bestreitung des Haushalts nicht ausreichten, und als später die Beschaffung der Aussteuer für die beiden sich verheiratenden Töchter größere Summen beanspruchte, mußten Zinsen und Kapital freilich doch angegriffen werden. Das geschah in jedem Fall ausreichend, ja freigebig; denn nichts lag Frau Raabe ferner, als ein ängstliches Zusammenscharren von Mammon um seiner selbst willen. — Das Einkommen der Familie blieb annähernd gleich knapp bis zum siebzigsten Geburtstag des Dichters im Jahre 1901. In den ersten Jahrzehnten seines Schaffens betrugen die durchschnittlichen Honorareinnahmen Wilhelm Raabes jährlich 2500 Mark, in den letzten dreißig Jahren vor dem siebzigsten Geburtstag durchschnittlich rund 3200 Mark. Einzelne Jahreseinnahmen von 550 bis 650 Mark kamen noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts vor, im letzten Jahre vor dem siebzigsten Geburtstag betrug sie 3600 Mark. Wenn trotz allem der Haushalt im Gange erhalten wurde, wenn den vier heranwachsenden Töchtern die Freuden der Jugend nicht versagt blieben, wenn Reisen in den benachbarten Harz und einmal auch nach Oberbayern gemacht wurden, wenn die Töchter nicht nur eine gute Schulerziehung, sondern z. T. auch eine tüchtige Berufsausbildung genießen konnten, so war das neben den bescheidenen Bedürfnissen der Eltern und dem glücklichen Zufall, daß Wilhelm Raabe zum mindesten im späteren Leben von schwereren Krankheiten verschont blieb, vor allem dem praktischen Sinn, der Arbeitsfreude und Arbeitskraft und dem Pflichtgefühl der immer tätigen, fast nie sich Ruhe gönnenden Hausfrau zu verdanken.

Frau Bertha war eine kluge Frau von scharfem Verstande und rascher Auffassungsgabe. Eine ihrer Schwestern hat sie später in Gegenwart der Raabeschen Töchter als die klügste der vier Schwestern Leiste bezeichnet. Die Mutter des Dichters spricht in ihren Briefen von ihrer guten Beobachtungsgabe. Ich selbst stehe nicht an auszusprechen, daß sie eine der klügsten, wenn nicht die klügste der Frauen war, denen ich im Leben näher getreten bin. Wilhelm Raabe selbst hat bis zu seinem Tode, wenn es sich in schwierigeren Fällen um Beantwortung von Anfragen oder um Stellungnahme zu allerhand Aufforderungen und zum Teil merkwürdigen Ansinnen handelte, fast stets ihren Rat in Anspruch genommen und befolgt. Sie hatte einen hellen Blick für die Umwelt, und manches Menschen Wesenskern hat sie eher durchschaut als der Dichter. In der Natur einer so klugen und so gebildeten Frau kann es nicht gelegen haben, in der täglichen Hausarbeit und in der Sorge für der Familie äußeres Behagen ganz und gar aufzugehen, und hat es auch nicht gelegen. Zwar hatte sie einen häuslichen Sinn und konnte ihr Glück nur im Hause und in der Familie

finden, aber es lebte in ihr auch die Sehnsucht nach vornehmer Geisteskultur und nach dem Genuß alles wahrhaft Schönen in der Welt. Freilich, dem oberflächlichen Beurteiler und dem, der sie nicht näher kannte (und näher kannte sie in den letzten Jahrzehnten außer der Familie kein Mensch), mochte sie anders erscheinen. Frau Raabe war kein Blender und hat niemals das Bedürfnis gefühlt, in den Augen der Welt als geistreiche Frau und ebenbürtige Genossin ihres berühmten Mannes dazustehen, die sie doch in Wirklichkeit war. — In Stuttgart ließ sich das junge Paar nach dem ersten Einleben vom Strom der Geselligkeit treiben. Schriftsteller, Verleger, aber auch andere Kreise, z. B. Juristen, Offiziere, waren ihr Verkehr. Im Hause Raabe ging es am einfachsten zu, aber desto gemütlicher und anregender waren in ihm die geselligen Zusammenkünfte. Wettrennen und das Cannstatter Volksfest wurden mitgemacht. Mit, aber häufiger noch, wie es scheint, ohne ihren Gatten (also nicht ihm zuliebe) besuchte Frau Bertha ernste Konzerte, bildende Vorträge und das Theater. Vorübergehend ist sie bis zehnmal monatlich im Theater gewesen. Selbstverständlich las sie die Bücher des Gatten, aber auch andere. Wenn im späteren Leben je länger je mehr der Bildungstrieb und die Freude an der Geselligkeit gegenüber den hausfraulichen Pflichten in den Hintergrund traten, so lag das nicht an ihr, sondern an den Verhältnissen. Zunächst an der wirtschaftlichen Lage der Familie, die nicht so günstig blieb wie in den ersten Jahren der Stuttgarter Zeit, und die es für diese Mutter zu einer Selbstverständlichkeit machte, hinter ihren Kindern zurückzustehen. Aber noch andere Gründe spielten eine Rolle; so die Überhäufung mit Arbeit. Frau Raabe hatte ja nicht nur den Haushalt zu führen, sondern auch die Kinder aufzuziehen und zu erziehen und zwar allein zu erziehen, und sie hatte auch alle Pflichten übernommen, die im Verkehr mit der Außenwelt sonst dem Mann obliegen. Endlich ein dritter Grund: Im jugendlichen Mannesalter hatte Wilhelm Raabe ein Leben in der Geselligkeit und im Verkehr mit der großen Welt zur Bereicherung seiner Lebenserfahrungen nötig gehabt. Seine Bekannten und Freunde in Stuttgart zählten bald nach Hunderten; auf alle Weise ließ er sich tüchtig umtreiben und trieb selber um, da die Bewegung immer das Beste im menschlichen Leben sei, — so schrieb er seiner Mutter. Als ihm dieses Leben nichts Neues mehr bieten konnte, hatte es den Reiz für ihn verloren, und auch ihm zuliebe, der nun äußerte, nach Gesellschaften und im Verkehr mit dem Honoratiorentum könne man Bücher wie den „Schüdderump" nicht schreiben, hat seine Frau später auf vieles verzichtet, was sie noch gern mitgemacht hätte. Ganz aufgehört hat für sie übrigens der Besuch von Vorträgen und Konzerten auch später nicht. Noch im höheren Alter las sie, sobald ihre Pflichten ihr Zeit dazu ließen, z. B. auf Reisen, ihres Gatten Bücher, und nach seinem Tode mußte ihr die älteste Tochter, mit der sie nun einsam hauste, seine Werke vorlesen, als allerletztes die „Holunderblüte". An ihren treffenden Urteilen und witzigen Einfällen hatten wir bis fast an ihr eigenes Abscheiden unsere Freude.

Frau Raabe war eine Frau von seltener Charakterstärke und außerordentlicher Willenskraft. Wenn je ein Mensch konnte, was er wollte, so war sie es. Auch wenn es ihr gesundheitlich schlecht ging, ja mit den heftigsten Schmerzen — sie litt z. B. längere Zeit an schwerer Ischias — hielt sie sich aufrecht, bis sie zusammenbrach. Nur ein leises Stöhnen verriet dann gelegentlich, was sie litt. Dabei blieb sie stets liebenswürdig, und nicht ein einziges Mal habe ich sie ungeduldig oder in schlechter Laune gesehen. Selbst als die Kräfte schon nachließen, wurde ihr der Besuch von Kindern und Enkelkindern niemals zu viel, ja deren Abreise suchte sie so lange als möglich hinauszuzögern.

Daß einer solchen Frau und Mutter von den Ihrigen Liebe und Verehrung dargebracht wurden, versteht sich von selbst. Zu des Dichters Mutter stand sie dauernd in dem herzlichsten Verhältnis. Schon der jungen Frau schrieb die Schwiegermutter: „Daß es Wilhelm in Stuttgart gefällt, macht nicht die schöne Gegend und die sonstigen Verhältnisse, wenn sie auch noch so gut sind, sondern das häusliche Glück, was du ihm bereitest.“ Wenn Frau Bertha später ihren Töchtern erzählte, wie der Vater seine Mutter so hoch verehrt und über alles in der Welt gestellt habe, so vergaß sie nie hinzuzusetzen: „Ich bin aber nie eifersüchtig auf sie gewesen.“ Und als Auguste Raabe gestorben war, sagte der Dichter zu seiner Frau: „Sie hat dich sehr lieb gehabt.“ — Der Mittelpunkt ihres Lebens aber war ihr Gatte. Damit er das ihm gemäße Leben führen konnte, hat Frau Bertha — man kann es wohl sagen — auf ein Eigenleben verzichtet. Der Haushalt wurde ganz nach seinen persönlichen Wünschen eingerichtet, obwohl ihre Arbeit sich dadurch wesentlich vermehrte. Dem jungen Ehemann gab sie — sicher schweren Herzens — die Einwilligung zu einer Reise nach Spanien, aus der dann freilich nichts wurde. Sie wußte genau, daß ihr Gatte innerlich zugrunde gegangen wäre, wenn er je hätte ein Wort schreiben müssen, das nicht aus seines Wesens Tiefe kam. So war sie es, die, als eine Erzählung vom Verlage zur Kürzung und Änderung des Schlusses zurückgeschickt wurde, fest und unerschütterlich auf der Abweisung dieses Verlangens bestand, obwohl mit dem Honorar schon gerechnet war. Bei dieser Gelegenheit sprach sie das Wort, ein Kunstwerk sei keine Ware, die mit der Elle gemessen würde. Als bei einem Ausflug der Familie angesichts einer schönen Gartenvilla ihr unwillkürlich die Worte entschlüpften: „Es muß doch schön sein, solch Besitztum zu haben“ und ihr Gatte darauf antwortete: „Das könntet ihr auch haben, wenn ich wollte, ich will aber nicht“, erklärte sie sofort, daß er recht habe. Daß ihr Mann sich niemals vor jemand habe zu bücken brauchen, war ihr Stolz, und sie selbst wußte es wohl kaum, daß er es nur ihr zu verdanken hatte, wenn er zeitlebens das bleiben konnte, was er sein mußte, um *seine* Werke schaffen zu können, — ein *unabhängiger* Schriftsteller. Daß seine Sorgen ihre Sorgen und seine Freuden ihre Freuden waren, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Wilhelm Raabe wußte, was er an seiner Frau hatte, und vergalt Liebe mit Liebe. Ihr wünschte er, daß sie vor ihm sterben möchte, denn er wußte, wie sie in fast einem halben Jahrhundert in eins zusammengewachsen waren, und er gönnte ihr das bessere Los.

Ich schließe: Nur so, wie Frau Bertha war, durfte die Lebensgefährtin Wilhelm Raabes beschaffen sein. An einer Frau, die den Anspruch erhoben hätte, gesellschaftlich eine Rolle zu spielen oder gar an seinem literarischen Schaffen anders als mitfühlend und mitverstehend teilzunehmen, wäre er, den nach seinem eigenen Wort schon ein ästhetisches Gespräch in den Sumpf jagen konnte, unfehlbar zugrunde gegangen.

Wenn wir in diesen Zeiten des Niedergangs unseres Volkes zu des Dichters Büchern uns flüchten können als zu einem Lebensquell, aus dem wir Trost und Hoffnung, Mut und neue Schaffensfreude schöpfen, so haben wir auch dieser Frau zu danken, deren ganzes Leben Arbeit und Selbstaufopferung, Hingabe und Liebe für ihren Gatten war.

Hier möge zum Schluß ein bisher unveröffentlichtes Gedicht Platz finden, das Wilhelm Raabe seiner Braut widmete und schenkte, und das sie wie ein Heiligtum aufbewahrt hat:

Glockenklang.

I.

Über die grünen Halmen
Geht leis' der Glockenklang,
Wechselnd, verwehend
Das Feld, den Wald entlang.

Der Junker in dem Städtlein
Hat morgen Freiertag;
Es singt es, es ruft es
Ein jeder Glockenschlag.

Die Thürm' von Sankt Marien
Die Mär begonnen hat,
Einfielen die Stimmen
Der ganzen, ganzen Stadt.

Die Lerchen in den Lüften,
Die nahmen auf den Schall;
Nun singt es im Walde
Die süße Nachtigall.

Der Junker in dem Städtlein
Hat morgen Freiertag;
Das rufen die Glocken,
Das sagt des Herzens Schlag.

II.

In all' die Glocken
Rufen und Locken;
In all' dem Schwingen,
Summen und Klingen;
dem Leiseverhallen,
dem Wiederaufhallen,
dem Sinken und Steigen,
dem Schweben und Neigen
Faßt meine Seele, trägt sie empor
Seligster Stimmen im vollesten Chor.

Eine vor Allen
Hör ich erschallen —
Schöne Zunge,
Die du im Schwunge,
So wild und so klangvoll,
So mild und so sangvoll,
Über der Liebsten Haus
Tönst in die Welt hinaus,
Selbst meiner Seele ins Abendroth
Aus Erdendämmerung, aus Erdennoth.

Über der Klänge
Wogend Gedränge,
Über das Ringen,
Singen und Klingen,
Hoch über das Dröhnen,
Das Klagen und Stöhnen
Trägt mich ihr Klang
Jauchzend und bang,
Trägt mich die Glocke von Sankt Marien
Lauterste Stimme des Weltlautes hin!

Diese vor Allen
Hör ich erschallen;
Diese alleine
Im Klangvereine
So jubelnd, so klagend,
So himmelwärts tragend,
So süß und so rein,
So voll und so fein,
Sancta Felicitas nenn' ich sie
Glocke der Liebe vom Thurm Sankt Marie!

III

Nun grüßen sich über dem Walde
der Mond und die rothe Sonne,
Emporsteigt der Nebel, es dunkelt,
Im Dickicht murmelt der Bronnen.

Es murmelt und rauschet der Bronnen,
Längst sind die Glocken verhallt,
Doch fort durch den Wald und das Dunkel
Die feine Stimme schallt.

Ich hör' sie im Wachen, im Träumen,
Sie kann verklingen mir nie,
Die feine, die süße Stimme,
Die Glocke der heil'gen Marie.

Die Glocke von Sanct Marien
Hoch über des Liebsten Haus
Tönt über die Welt und das Leben,
Schallt über den Tod hinaus!

Persönliches aus Wilhelm Raabes letzten Lebensjahrzehnten.

Schon vor seiner Verheiratung blieb Wilhelm Raabe des Morgens ganz gern einmal lange im Bett liegen und freute sich, wie aus Briefen hervorgeht, wenn die Mutter ihm den Kaffee ans Bett brachte. In den letzten Jahrzehnten stand er gewöhnlich erst gegen 11 Uhr auf. Er pflegte erst spät schlafen zu gehen, und da er schon seit der Stuttgarter Zeit an asthmatischen Anfällen litt, die erst in den letzten Jahren nachließen, so war die Nachtruhe oft gestört. Die schlaflosen Stunden pflegte er mit Lesen hinzubringen; gleichwohl wachte er meist verhältnismäßig früh auf. Im Bett trank er seinen Morgenkaffee. Wurde ihm gelegentlich vorgeschlagen, doch aufzustehen, da er ja wach sei, so antwortete er: „Ich arbeite" und äußerte wohl auch, er habe seine Hauptarbeit schon getan, bevor er das Bett verlasse. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er das in vollem Ernst meinte, denn gleich nach dem Aufstehen konnte er sich an die Niederschrift dessen machen, was sich in den scheinbar beschäftigungslosen Stunden dichterisch in ihm gestaltet hatte. Im Bett wurden die Morgenzeitung und die eingegangenen Briefe gelesen. Dann durften ihm auch die Enkel-

kinder, die einige Jahre mit ihm in demselben Hause wohnten, guten Morgen wünschen, wobei jedes seinen Löffel Marmelade bekam. Die Morgenstunden wurden mit Beantwortung der Briefe, mit Korrekturlesen oder, solange er Neues schuf, mit der Arbeit an seinem Manuskript verbracht. Die mühselige Arbeit des Korrekturlesens verringerte sich für den Dichter erst in der letzten Lebenszeit, da bei dem geringen Bücherabsatz die Anfertigung von Platten sich für die Verleger bis dahin nicht gelohnt hatte. Von dem Inhalt eines neuen Werkes, an dem er arbeitete, sprach er nie. Auch die nächsten Angehörigen erfuhren selbst den Titel erst, wenn die neue Erzählung im Druck erschien. Nur ein einziges Mal hat er, soweit bis jetzt aus Briefen festgestellt werden konnte, den Titel eines Buches — des Schüdderumps — vor der Vollendung seiner Mutter mitgeteilt. — Nach dem siebzigsten Geburtstag, als der Name Wilhelm Raabes auch in weiteren Kreisen bekannter wurde, nahm der Briefwechsel einen immer wachsenden Umfang an. Seine Erledigung war nur möglich, weil der Dichter, der sich jetzt als einen Schriftsteller a. D. bezeichnete, Neues nicht mehr schuf. Diejenigen, die sich brieflich an ihn wandten, gehörten allen Gesellschaftsklassen, allen Berufen, allen religiösen Bekenntnissen und allen Lebensaltern an. Sie wohnten in Fürstenschlössern und in der Arbeiterhütte und im — Gefängnis. Frau Raabe äußerte einmal, als der Postbote eine besonders große Zahl von Briefen gebracht hatte: „Es ist ja gerade, als ob du der Beichtvater von ganz Deutschland bist." — Wohl jeder Brief fand seine Antwort, sofern nicht die nackte Selbstsucht oder die reine Unverschämtheit dem Schreiber die Feder in die Hand gedrückt hatte. Insbesondere konnten äußeres Leid und innere Seelennot, die bei dem Dichter Hilfe und Trost suchten oder ihm dafür dankten, daß seine Werke ihnen Trost und neuen Lebensmut geschenkt hatten, einer in alle Individualitäten und alle Lagen sich fein einfühlenden Anteilnahme stets sicher sein. Es schreibt ihm die uralte Dame, die kaum noch die Feder führen kann, und das halberwachsene Mädchen, das die Mutter verloren hat und nun einem großen Haushalt selbständig vorstehen muß; der einfache unbeholfene Buchdruckereigehilfe, der sich im Leben nicht zurecht findet, und die gebildete Mutter, der der Tod all' ihre Lieben geraubt hat und die seine Meinung über ein Jenseits zu hören wünscht. Alte und junge Dichter und Dichterinnen oder solche, die sich dafür halten, bitten ihn um Beurteilung der Erzeugnisse ihrer Muse. Daß die Antworten stets seiner inneren Überzeugung entsprachen, versteht sich bei Wilhelm Raabe von selbst. Er soll literarische Unternehmungen beurteilen, Ehrenkomitees beitreten, Material aus seinem Leben zu Vorträgen über ihn, ungezählte Autogramme schicken, für den Burenhilfsbund Geld sammeln (was er auch tat) und Beiträge für Zeitschriften liefern. So schreibt er z. B. für die Festblätter zum sechsten deutschen Sängerbundsfest in Graz das Wort: „Halte dich selber fest, deutscher Mann in Österreich, und — dein Weib mit! Nachher wird man Euch das andere schon lassen müssen." — Auch komische Ansinnen werden in nicht geringer Zahl an ihn gestellt. Er soll ein Urteil über die Graphologie abgeben, eine Ausstellung kunstvoller Handarbeiten armenischer Witwen und Waisen, ein andermal einen jungen Opernsänger empfehlen, Photographien von sich mit und ohne Schlapphut verschenken und einem offenbar nicht ganz Zurechnungsfähigen die Adresse von Sarah Bernhardt mitteilen. Ein Buchdruckereibesitzer bittet ihn um Betriebskapital und um ein empfehlendes Gedicht, das in einer großen Zeitung erscheinen soll, oder noch besser um eine feste Anstellung. Ein Schauspieler-Ehepaar, das eine Reise unternommen hat und wegen Geldmangels nicht weiter kann, ersucht im Vertrauen auf sein gutes Herz

um Geld für die Rückreise, und eine rühmlichst bekannte Weichkäsefabrik fordert einen Beitrag für das allgemeine deutsche Käseblatt, um dieses zu einem literarischen Unternehmen ersten Ranges zu gestalten. Der Beitrag wurde geliefert und bestand aus den Worten: „Ein guter Käse lobt sich selbst." — Alles Angeführte ist eine kleine Auswahl aus dem Briefwechsel eines Jahres.

Bei der Arbeit pflegte Wilhelm Raabe wohl auch auf und ab zu gehen, von den Büchergestellen zum Fenster und wieder zurück und dabei einen Blick aus dem Fenster zu werfen. In bezug hierauf sagte seine Schwiegermutter eines Tages: „Wilhelm verdient sein Geld doch rein mit ‚Aus-dem-Fenster-gucken'." „Da hat sie ganz recht," erwiderte der Dichter, als man es ihm erzählte, und meinte auch dies in vollem Ernst. Das von ihm in ein Notizbuch niedergeschriebene Wort Miltons „das Auge ist das große Tor der Weisheit" traf besonders auf ihn zu. Worauf sein Blick geweilt, das hielt er fest und wandelte es um zu den Gestalten von Fleisch und Blut, die in seinen Büchern leben. — Merkwürdig war es, wie wenig sich Raabe durch Musik in seiner Arbeit stören ließ. Jahrelang wohnte er in unmittelbarster Nachbarschaft eines Konzertgartens mit Sommertheater. Vormittags fanden die Proben der Operettengesellschaft statt, nachmittags häufig ein Gartenkonzert, abends die eigentliche Aufführung und nach ihr wieder Gartenkonzert. Als bald nach der Gründung dieses Unternehmens die Nachbarschaft auch seine Unterschrift für eine der Behörde einzureichende Beschwerdeschrift erbat, verweigerte er sie mit der Begründung, er werde doch den Besitzer in seinem jungen Unternehmen nicht schädigen, und erwiderte, als letzterer selbst bei ihm erschien, solange nicht in seiner Stube gegeigt würde, könne er seinetwegen so viel Musik machen lassen, wie er wolle. — Auch Unterbrechungen der Arbeit durch Familienmitglieder störten ihn nicht. Während meines jährlichen wochenlangen und zweimal monatelangen Aufenthalts im Raabeheim habe ich nicht ein einziges Mal die Empfindung gehabt, daß ich ihm ungelegen kam, wenn ich in sein Zimmer trat und ihn mitten in der Arbeit antraf. Denn wollte ich mich zurückziehen, so forderte er mich stets mit den Worten: „Komm nur herein, du störst mich gar nicht" zum Nähertreten auf. Dann rauchten wir eine Zigarre und tranken wohl auch ein Glas Bier zusammen, das er, abgesehen von der letzten Zeit, vor dem Mittagessen gern trank. Stets war er dann bereit, die Arbeit zu unterbrechen und sich mit mir zu unterhalten. Oder aber er arbeitete weiter, wenn er sah, daß ich zu einem Buch griff, und ich saß rauchend und lesend dabei. Auch die lebhaften Enkelkinder durften dann wohl zu seinen Füßen spielen, ohne daß ich je erlebt habe, daß er sie hinausgeschickt hätte. Aufmerksam beobachtete er ihre kindlichen Spiele und gab manches treffende Urteil über die verschiedenen sich entwickelnden Individualitäten ab, wie ja überhaupt alles individuelle Leben (und nicht nur das menschliche) seine allergrößte Anteilnahme erweckte. So konnte er lange das Treiben einer Wespe beobachten, und als er einmal einigen Hunden zugesehen hatte, sagte er: „Und es sind doch unsere Brüder und Schwestern." Es sei hier auch an sein Wort erinnert: „Wenn ein Hund in die Stube kommt, werde ich bei der angenehmsten, gelehrtesten Unterhaltung zerstreut und achte auf den neuen Gast." — Als ich einst in einem Gespräch äußerte, daß mich hauptsächlich die Weltgeschichte in ihren großen Zügen, das Werden, Wachsen und Vergehen ganzer Völker, kurz das Allgemeine interessiere, antwortete er: „Und mich interessiert vor allem das Individuum. Auch der da," fügte er hinzu, als er sah, daß ich ein Buch über Napoleon I. aus seinen Büchern hervorzog. Dieser seiner Grundrichtung entsprechend spielen bekanntlich

in seinen geschichtlichen Erzählungen die Individuen die Hauptrolle, die Geschichte bildet nur den Hintergrund für die Schicksale der Einzelpersonen. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt werden, daß Wilhelm Raabe für die allgemeine geschichtliche Entwicklung keinen Sinn oder keine Teilnahme gehabt habe. Wir wissen ja das Gegenteil aus seinen Büchern und den schon mehrfach in Erfüllung gegangenen prophetischen Voraussagungen geschichtlicher Ereignisse. Auch das, was wir alle seit 1914 mit erlebt haben, hat er kommen sehen, wie außer anderm eine kleine Szene beweist, der seine älteste Tochter beigewohnt hat. Als eines Tages einer seiner Enkel in des Dichters Arbeitszimmer fröhlich um ihn herumspielte, sagte er plötzlich: „Armer Junge!" „Nanu, warum denn armer Junge?" fragte seine Tochter, „der hat es doch so gut." „Armer Junge!" wiederholte Wilhelm Raabe, „der kommt mitten hinein" und ließ sich dann näher über seine dunklen Andeutungen aus, so daß erkennbar wurde, daß er den kommenden Weltkrieg und die Revolution gemeint hatte.

Das Mittagessen wurde im Hause Raabe erst gegen ½3 Uhr, manchmal wohl auch noch später, eingenommen. Es bestand aus Suppe und einem einfachen bürgerlichen Gericht. Wilhelm Raabe war kein starker Esser. Das Essen war ihm eine völlige Nebensache, aber er freute sich, wenn es den andern schmeckte und pflegte wohl, wenn einmal alles aufgegessen war, seine Frau mit den Worten zu necken: „Bertha, heute hast du nicht genug gekocht." Leckerbissen kamen niemals auf den Tisch, wurden aber in den letzten Jahren von Verehrern des Dichters bisweilen ins Haus geschickt. Beide alten Raabes machten sich in der Regel nichts aus ihnen, und Wilhelm Raabe pflegte, wenn ihm zugeredet wurde, doch auch einmal zu probieren, seine Ablehnung mit den Worten zu begründen: „Das ist nichts für mich, jeder muß seinen Körper kennen und auf ihm zu spielen verstehen wie auf einem Instrument." Als der Dichter bekannter geworden war, kam, von Verehrern als Geschenk dargebracht, manche Weinkiste ins Haus, z. T. mit auserlesenen Weinen, und nach dem siebzigsten Geburtstag hat er wohl nur ausnahmsweise einmal selbst eine Flasche Wein zu kaufen brauchen. Er wußte einen guten Tropfen zu würdigen, genoß ihn aber stets nur in mäßigen Mengen. Auch hierbei war seine größte Freude die Freude der andern. Wie freundlich blickten seine Augen, wenn er an Sonntagen vor dem Mittagessen mir den Weinschrankschlüssel mit den Worten einhändigte: „So, nun geh in den Keller und hole herauf, was du willst. Ich gebe dir plein pouvoir." An Sonntagen, wenn ich mit meiner Familie auf Urlaub und auch — ein häufiger Sonntagsgast — die einzige Schwester des Dichters anwesend war, waren wir zuletzt meist zwölf Personen, die vier Enkelkinder eingeschlossen, bei der Mittagsmahlzeit. Frau Bertha hatte alle Hände voll zu tun, all die hungrigen Mäuler zu stopfen, und es ging manchmal recht lebhaft zu, so daß eine fremde Besucherin, die einmal zugegen war, ausrief: „Die Raaben kreischen alle vor Lebenslust." Jedes der Raabenkinder hatte seinen eigenen Kopf und vertrat seine Meinung mit Feuereifer. Der Raabesche Widerspruchsgeist war ein geflügeltes Wort in der Familie. An einer lebhaften Unterhaltung, auch wenn nicht tiefgründige Fragen behandelt wurden, hatte der Dichter stets seine Freude, und es ist ja bekannt, wie er auch außerhalb des Hauses durch eine paradoxe Behauptung eine Unterhaltung in Gang zu bringen und zu erhalten wußte. Natürlich waren die Tage, an denen die Wogen der Unterhaltung so hoch gingen, nicht etwa die Regel. Am schönsten war es immer, wenn die beiden Alten aus ihrer Jugend und aus der Zeit ihrer jungen Ehe erzählten. Es ist gewiß schade, daß niemand von uns je etwas von diesen Gesprächen aufgezeichnet hat und daß dadurch manches Wort Raabes auch von allge-

meinerer Bedeutung verlorengegangen ist. Aber wer weiß, ob sich der Dichter so offen gegeben haben würde, wenn er je gemerkt hätte, daß in seiner Familie ein stets mit gezücktem Bleistift dasitzender Eckermann gewesen wäre.

Nach dem Mittagessen pflegte sich Wilhelm Raabe auf seinem Sofa auszuruhen, um später nach dem Nachmittagskaffee wieder zu arbeiten, zu lesen oder Besuche zu empfangen. Nach 7 Uhr begab er sich in den Großen Klub, wo er Zeitungen las, und von dort in die Herbst'sche Weinstube, wo er eine halbe Flasche Wein und ein Glas Grog oder zeitweise auch einen Burgunderpunsch trank. Mit welchen Menschen er dort verkehrte, wie er dort von allerlei literarischen und andern Größen aufgesucht wurde, soll hier nicht nochmals geschildert werden, ebensowenig sein Verhältnis zu den „Kleidersellern" und den Herren vom „Feuchten Pinsel". Etwa um Mitternacht kehrte Wilhelm Raabe nach Hause zurück und nahm jetzt erst sein Abendessen, bestehend aus Brot mit irgendwelchem gerade vorhandenen Belag, ein. Was von warmem Abendessen, das seine Frau ihm nachts bereiten mußte, und was sonst noch etwa von der abendlichen Heimkehr erzählt worden ist, ist freie Erfindung. An die Rückkehr schloß sich oft noch ein gemütliches Plauderstündchen. Der Vater erzählte auf Wunsch von Gattin und Kindern stets bereitwillig, mit wem er zusammengewesen und wovon gesprochen war. In diesen Unterhaltungen sprach sich der Dichter über Personen und Dinge stets rückhaltlos und offen aus. War er doch sicher, daß seine Worte hier niemals mißdeutet und mißbraucht werden würden. Oft hatte er natürlich nichts Besonderes zu erzählen oder auch wohl einmal Grund nur zu sagen: „Heute war ein gräßlicher Kerl da, aber ich habe getan, als schliefe ich." Die fingierte Müdigkeit war der Schutzwall, den er zwischen sich und der Welt aufrichtete, um plumpe Wißbegier und überhaupt alles ihm Ungemäße von sich fernzuhalten und seine innere Wahrhaftigkeit zu bewahren. Nichts war ihm unmöglicher, als nur um der Unterhaltung willen leere Phrasen zu machen oder etwas auszusprechen, was nicht seines Herzens Meinung war. Eine dieser mitternächtlichen Unterhaltungen — es muß wohl an Kaisers Geburtstag gewesen sein — begann er mit den Worten: „Heute habe ich eine Rede gehalten." Nach Äußerungen des Erstaunens seitens der Familie fuhr er fort: „Und zwar eine Kaiserrede." Er erzählte dann, daß sich das Gespräch der Herren, mit denen er zusammen gewesen war, auf politischem Gebiete bewegt und immer mehr nur zu einer Verherrlichung Bismarcks gestaltet hätte, da habe er sein Glas erhoben und gesagt: „Nun, meine Herren, wollen wir aber einmal das leben lassen, was Bismarck hingestellt hat: Seine Majestät der deutsche Kaiser lebe hoch!" Wenn des letzten Kaisers Wesensart auch der des Dichters entgegengesetzt war und die kaiserliche Politik in mancher Hinsicht nicht seinen Beifall fand, so hat er den Kaiser doch bis an sein Ende als das Symbol der deutschen Einheit und den Träger der deutschen Einheitsmacht geehrt. Nur ein kaiserliches Deutschland, aber in der Gestalt, wie sie Bismarck geschaffen hatte, konnte nach seiner Überzeugung eine glückliche Zukunft des deutschen Volkes in allen seinen Teilen und einen allmählichen Aufstieg zu immer höheren Lebens- und Kulturformen gewährleisten. — Endlich ging man aber auch im Hause Raabe zu Bett. Als letzte suchte Frau Raabe ihr Lager auf, um es am folgenden Morgen als erste wieder zu verlassen.

Unterbrochen wurde dies regelmäßige Leben in der Hauptsache nur durch Reisen. Wilhelm Raabe hatte eine Vorliebe für die See, und so war er nach dem siebzigsten Geburtstag mit Frau und ältester Tochter zweimal in Borkum und einmal mit der ganzen Familie in

Niendorf an der Ostsee. Fast jährlich durften auch meine Frau und ich uns des Besuches der Eltern und ihrer ältesten Tochter in Wilhelmshaven, Minden und Rendsburg erfreuen. Wilhelm Raabe hat diese Reisen oft genug selbst angeregt. Wenn aber die Reisevorbereitungen, mit denen er doch nichts zu tun hatte, anfingen, ihn zu stören, konnte er recht ungeduldig und mißmutig werden und wohl auch einmal die ganze Reiserei verwünschen. Das war vor jeder Reise so, und es kann aus der Tatsache, daß er vor seiner letzten Reise nach Rendsburg nicht anders verfuhr, nicht, wie es geschehen ist, geschlossen werden, daß er damals schon krank war. Einzeläußerungen Wilhelm Raabes richtig zu beurteilen, ist bei diesem Stimmungsmenschen, als den er sich selbst bezeichnet hat, überhaupt nur dem möglich, der ein Gesamtbild seiner Individualität in der Seele trägt und genau weiß, aus welcher Gemütsstimmung heraus die Äußerung gemacht ist. War das Reiseziel erreicht und hatte sich der Vater auf die anderen Verhältnisse äußerlich und innerlich eingestellt, so war er die Gemütlichkeit und Behaglichkeit selbst. Es ist nicht meine Absicht, nun auch noch seine Lebensweise auf Reisen zu schildern. Nur sei erwähnt, daß er im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewohnheit mit der Familie lange Spaziergänge machte. Noch um seinen siebzigsten Geburtstag herum haben wir eine Tageswanderung durch den Teutoburger Wald zusammen unternommen, und auch während seines letzten Aufenthalts in Rendsburg traten selbst nach längerem Spaziergang Zeichen der Ermüdung nicht zutage. Zu meinem Dämmerschoppen begleitete er mich stets gern, und bei einem solchen bot sich einmal Gelegenheit, sein Wissen und sein Gedächtnis zu bewundern. Mehrere Oberlehrer stritten sich über eine mittelalterliche Schlacht in Spanien, deren Namen mir entfallen ist. Da entschied er den Streit, indem er alle den andern nicht gegenwärtigen Einzelheiten darzulegen und sogar die Namen einzelner Regimenter, die auf dieser oder jener Seite gefochten hatten, anzuführen wußte.

Am Ende dieses Abschnitts sei es mir noch gestattet, ein kleines Erlebnis Wilhelm Raabes in Borkum zu erwähnen. Er stand am Strand, neben ihm eine Dame. Beide hatten sich bisher nicht bemerkt oder doch nicht auf einander geachtet. Da wandte sich die Dame um. Als sie dem Dichter ins Antlitz sah, erstrahlten ihre Mienen plötzlich in heller Freude, sie ergriff seine Hände, drückte sie kräftig und zog sich dann in Verwirrung zurück. Bald fand der seltsame Vorgang für Wilhelm Raabe, der die Dame nicht kannte, seine Aufklärung. Sie entschuldigte in einem Brief ihr Benehmen und schrieb, sie sei eine warme Verehrerin seiner Schriften, habe ihn nach Bildern wiedererkannt und, als sie ihm so unerwartet gegenüberstand, habe sie ihn in überquellender Freude wie einen alten *Freund* begrüßen *müssen*. Dieses an sich so unbedeutende Ereignis scheint mir ein besonders schöner Beweis für die Stärke der Gefühlsmacht zu sein, mit der unser Dichter *seine* Leser zu sich zwingt, und so konnte sich die zu seinem Gedächtnis gegründete Vereinigung seinerzeit keinen treffenderen Namen beilegen als den einer Gesellschaft der *Freunde* Wilhelm Raabes.

Letzte Krankheit und Sterben.

Die physiologische Psychologie lehrt uns, daß jeder Reiz eine gewisse Stärke haben muß, um eine Empfindung auszulösen, und bezeichnet diejenige Reizstärke, die eben zur Hervorbringung einer Empfindung hinreicht, als „Reizschwelle“. Von einer tiefen Reizschwelle spricht sie, wenn schon schwache Reize, die normalerweise keine Empfindung zur

Folge haben, eine solche auslösen. Ein solcher Mensch mit tiefer Reizschwelle auf allen Gebieten des Sinnenlebens war Wilhelm Raabe. Auch löste überhaupt jeder Reiz bei ihm eine stärkere Empfindung aus als bei den meisten andern Menschen. Ihm wurden schon Gerüche lästig, die die Umgebung kaum wahrnahm, er konnte unter Umständen einen leichten Lichtschein schon als blendend, einen schwachen Schallreiz als gellend empfinden. Hautreize, die von andern als Berührung empfunden worden wären, wurden von ihm nicht selten als Schmerzgefühl wahrgenommen. Auch die mit den Empfindungen und Vorstellungen verknüpften Gefühlsbetonungen waren bei ihm sehr lebhaft. Sein Seelenleben glich in dieser Hinsicht einem Musikinstrument, das besonders leicht anspricht. Auch er gehörte zu den Lieblingen der Götter, denen diese alle Freuden und alle Schmerzen ganz geben. Beherrscht aber wurde das labile Empfindungs- und Gefühlsleben von seiner Denkgewalt und dem Willen, die eine längere als nur momentane Dauer etwaiger über das Maß hinausgehender Schwankungen unmöglich machten.

Es liegt auf der Hand, daß ein so feinnerviger Mensch auf Gesundheitsstörungen besonders lebhaft reagieren mußte. An die schon erwähnten asthmatischen Anfälle zwar, an denen er viele Jahrzehnte litt, hatte er sich gewöhnt. Nachdem er erkannt, daß sie eine wesentliche Schädigung seiner Gesundheit und Schaffenskraft nicht bewirkten, ertrug er die oft recht quälenden Beschwerden meist mit großer Geduld. Dagegen pflegte er jede neue sich einstellende Gesundheitsstörung wenigstens vorübergehend in ihrer Bedeutung zu überschätzen. Es handelte sich bei ihm fast immer nur um die gewöhnlichen Erkältungskrankheiten, Schnupfen, Luftröhrenkatarrhe usw. Auch mag er wohl gelegentlich eine Grippe überstanden haben, obwohl dazu zu bemerken ist, daß er nicht selten von Grippe sprach, wo eine solche zweifellos nicht vorlag. Von einer wirklich schweren, ernsten Erkrankung blieb er verschont, jedenfalls in den letzten Jahrzehnten, wahrscheinlich aber auch im früheren Leben. Er selbst hat im letzten Lebensjahre oft genug betont, daß er 78 Jahre lang ein völlig gesunder Mensch gewesen sei. — Daß Wilhelm Raabe, der so oft den Tod geschildert hat, als er das biblische Alter erreicht hatte, auch an die Nähe des eigenen Todes gedacht und über ihn gegrübelt hat, kann wohl als sicher gelten. Aber als er kurz vor Vollendung des achtundsiebzigsten Lebensjahres seine letzte, von ihm selbst angeregte Reise nach Rendsburg antrat, war er noch völlig gesund. Sein körperliches und geistiges Befinden war zunächst das gleiche, wie es immer gewesen war. Nichts schien auf einen bevorstehenden Umschwung hinzuweisen. Da fiel der Dichter eines Tages infolge Ausgleitens im Zimmer hin und zog sich einen Bruch des rechten Schlüsselbeins zu. Die Verletzung war ungefährlich und heilte in normaler Zeit regelrecht aus. Was damals und auch kürzlich wieder von einem Schlaganfall geredet und geschrieben ist, trifft nicht zu. Wilhelm Raabe hat nach dem Unfall nicht einen einzigen Tag das Bett zu hüten brauchen. Bis an sein Ende hat er weder vor noch nach dem Unfall jemals auch nur Erscheinungen dargeboten, die als Vorboten eines Schlaganfalls angesehen werden, geschweige denn Reste eines überstandenen Schlaganfalls. Die Möglichkeit, daß er selbst nach dem Unfall vorübergehend gefürchtet hat, einen solchen erlitten zu haben, möchte ich jedoch nicht von der Hand weisen. Gegenüber einem Familienmitglied hat er sich in diesem Sinne nicht geäußert, aber manches schien darauf hinzudeuten.

Der Unfall war bei diesem sensitiven Menschen mit einer ungewöhnlich starken, negativen Gefühlsbetonung verknüpft gewesen. Unter ihrem Einfluß wurde er jetzt von

dem Bewußtsein des Altgewordenseins und von dem Gedanken an den Tod je länger je mehr beherrscht. Ein Versuch, sein Vorstellungsleben unter offener Darlegung und Besprechung der in seinem Innern sich abspielenden psychologischen Vorgänge zu beeinflussen, schien zunächst Erfolg zu haben. Es war aber nur ein vorübergehender Erfolg. Der Umstand, daß der Dichter den in einer Binde liegenden rechten Arm einige Wochen nicht zum Schreiben benutzen konnte, und ein ebenfalls an sich nicht gefährliches, aber quälendes Blasenleiden, das sich im höheren Alter nicht selten einstellt, wirkten in dem gleichen ungünstigen Sinne wie der Unfall. Auch anderes trug dazu bei, die Freude am Leben zu beeinträchtigen. Der Bücherverkauf ging im letzten Lebensjahr im Vergleich zu den Jahren nach dem siebzigsten Geburtstag wesentlich zurück, die Honorareinnahmen sanken fast auf den Tiefstand des Jahres vor diesem Tage. Wenn sich der Dichter nun auch pekuniäre Sorgen nicht hätte zu machen brauchen, so hat er dies offenbar doch getan; vor allem aber tauchte in ihm, der sonst der Bedeutung und der Dauer seines Lebenswerkes sich voll bewußt war, wohl bisweilen die Befürchtung auf, es möchte bei der Raaberenaissance nach dem siebzigsten Geburtstag sich doch vielleicht nur um einen äußerlichen Reklameerfolg gehandelt haben. Manches kurz hingeworfene Wort schien auf solche Gedankengänge hinzudeuten. Auch die Sorge um Deutschlands Zukunft lag ihm damals schwer am Herzen.

So wirkte denn mancherlei zusammen, die Gemütsstimmung zu erzeugen, die allen, die ihn besucht, aus der letzten Lebenszeit des Dichters bekannt ist. Er vermochte seine gedrückte Stimmung nicht mehr zu meistern, und so zerbrach sie seinen Lebenswillen. Jetzt wollte er nicht mehr leben. — Die intellektuellen Fähigkeiten blieben bis zuletzt unverändert. Als ich ihn drei Wochen vor seinem Tode besuchte, klagte er — wie sein Velten Andres — in der Hauptsache nur über schauderhafte Müdigkeit. Er lag jetzt mehr als sonst auf dem Sofa und wartete — wartete auf den Tod. Erst die allerletzten Tage vor dem Abscheiden blieb er dauernd im Bett. Die letzten drei Tage weilte ich wieder um ihn. In die Augen habe ich ihm aber nicht mehr blicken können, da er sie dauernd geschlossen hielt. Ein oberflächlicher Beobachter hätte meinen können, er sei schon bewußtlos oder wenigstens in einem Dämmerzustande. Das war aber nicht der Fall. Wann das Bewußtsein wirklich schwand, wüßte ich nicht zu sagen. Als ich kaum zwei Stunden vor dem Ende glaubte, es sei der Fall, und ihn ganz leise berührte, fuhr er noch zusammen, als würde er von einem Dolch getroffen. Seine Umgebung bemerkte bald, daß er während des ganzen letzten Krankenlagers das langsame Erlöschen des Lebens aufmerksam beobachtete. Als meine Frau in der letzten Nacht bei ihm wachte, sagte er laut und vernehmlich: „Ist er denn noch nicht tot?" Er war sich selbst zum Objekt der Beobachtung geworden. Jede Störung in dieser Selbstbeobachtung, wie sie in der Darreichung von Nahrungsmitteln und in Handreichungen der Krankenpflege an ihn herantrat, suchte er — manchmal in der drastischen Weise seiner gesunden Tage — abzuwehren. Die letzten verständlichen Worte waren ein Gedenken des besten Freundes aus der letzten Lebenszeit und ein Dank für die treue Lebensgefährtin.

Sein Sterben war Wilhelm Raabes letztes Erlebnis.

Nach ihm hörte er auf zu atmen.

Von Wilhelm Raabes Leben, Wesen und Werk.

Von Wilhelm Brandes.

Wer Wilhelm Raabes Natur und Wesenheit und zugleich den Boden seiner Dichtung und die Art seiner Menschen mit eins erfassen will, der muß seine Jugendheimat aufsuchen, das braunschweigische Weserland zwischen Ith und Solling; denn es gleicht ihm selber, soweit eine Landschaft einem Menschen und Poeten ähnlich sehen kann. Da ist vor allem die alte Weser selbst im Kranze ihrer mächtigen meilenweiten Waldhöhen, wie sie durch ein gutes Drittel seiner Geschichten rauscht: der schlichteste, scheinloseste unsrer vaterländischen Ströme, darum im weiteren Deutschland am wenigsten von allen gekannt und gefeiert, aber dafür auch in seiner herben Kraft und innigen Schönheit immer tiefer ergriffen und heißer geliebt von jedem, der sich einmal ihm ergeben und in seine Eigenart eingelebt hat. Ist er doch im Grunde auch der deutscheste Strom von allen, deutsch in jedem Tropfen seiner Wasser von den Quellen bis dahin, wo er sich in das deutsche Meer ergießt, deutsch auch seit Anbeginn seiner Geschichte. Nie haben Fremdlinge, Romanen oder Slaven, an seinen Ufern geherrscht oder Einfluß auf ihn geübt; wohl aber sah er Cherusker und Angrivarier der römischen Welteroberung Halt gebieten, sah den zähesten deutschen Stamm, die Sachsen, dreißig Jahre lang sich für ihre Freiheit und ihre Götter gegen Karl den Franken wehren. Noch umwohnen ihn die Nachkommen jener Kämpfer, eine ungemischte, blondköpfige, helläugige Bevölkerung, hochgewachsene Gestalten mit freien, kraftvoll und oft fein geschnittenen Gesichtern, die das alte Niederdeutsch noch unverdorben reden und in ihren Siedlungen, wie in ihren Lebensformen das Bild des älteren Deutschland vor der großen Umwandlung zum Industrielande mit am treuesten bewahrt haben. Wandern wir auf den schönen, schattigen Straßen den Strom entlang — denn auf weite Strecken begleitet ihn noch keine Bahn und kreuzen ihn nur wenige — so bieten uns in den altertümlichen Städtchen, den schmucken Dörfern, wie droben in den Bergen auf stillen Waldwegen nicht bloß die Kinder, auch Erwachsene noch anteilnehmend die Tageszeit. Hier, wenn irgendwo, kann der Deutsche sich der Heimaterde noch nahe fühlen und sich an ihrer Brust wiederfinden, wenn er sich draußen in der irren, lärmvollen Welt der Großstädte verloren hatte.

Das ist in Wahrheit Wilhelm Raabes Land! Da ist er vor neunzig Jahren, am 8. September 1831, in dem braunschweigischen Städtchen Eschershausen im Seitental der Lenne zwischen Vogler und Ith als der Sohn eines höheren Justizbeamten geboren, hat im Umkreis weniger Wegstunden, in Holzminden und Stadtoldendorf, seine Kindheitsjahre verbracht und für sein ganzes langes Leben die bestimmenden Jugendeindrücke in sich aufgenommen. Nach des Vaters frühem Tode übersiedelte die Mutter nach Wolfenbüttel, wo nahe Verwandte ihr und ihren drei Kindern bei ihren sehr bescheidenen Mitteln eine Stütze sein konnten. Wilhelm, der älteste, künstlerisch zweifellos begabt, aber in seiner gärenden, keimreichen Dumpfheit des einzuschlagenden Weges noch nicht sicher, entschloß

sich mit siebzehn Jahren, Buchhändler zu werden, machte auch seine Lehrzeit in Magdeburg durch, kehrte aber dann nach Wolfenbüttel zurück und bereitete sich hier auf ein freies Studium der Philosophie und schönen Wissenschaften vor. Von 1854 bis 1856 hörte er in Berlin Vorlesungen und schrieb nebenher sein erstes Buch, die anmutige, noch immer in unverwelklicher Frische blühende „Chronik der Sperlingsgasse". Ihr Erfolg bei Kritik und Publikum entschied seinen Dichterberuf. Dem Erstlinge folgten von Wolfenbüttel aus in den nächsten Jahren eine Reihe kleinerer und größerer erzählender Dichtungen, für die er angesehene Zeitschriften und Verleger fand. Der Ertrag des historischen Romans „Unseres Herrgotts Kanzlei" gab ihm Mittel und Mut, einen eigenen Herd zu begründen. Am Hochzeitstage übersiedelte er mit seiner jungen Frau nach Stuttgart, dem literarischen Vorort Süddeutschlands, wo er einige Jahre zuvor auf einer Reise durch Deutschland und Österreich Verbindungen angeknüpft hatte. In den acht Jahren, die er dort im anregendsten Verkehr mit vielen geistig Mitstrebenden verlebte, gewann er zugleich zu seiner niederdeutschen Jugendwelt die Kenntnis oberdeutscher Natur und Volksart und — fand sich selber. Der „Hungerpastor", 1864 erschienen, vielleicht der beste deutsche Hausroman, bedeutet den Abschluß seiner noch suchenden und probenden Frühzeit, die „Drei Federn" einen Übergang und „Abu Telfan" und der „Schüdderump" das erreichte Ziel der Meisterschaft in einem ganz eigenartigen, die Höhen und Tiefen menschlichen Erlebens und Empfindens umspannenden und verschmelzenden Humor. Im Vollbesitz solcher Kraft und Kunst kehrte er im Sommer 1870 in die alte Heimat zurück und nahm seinen Wohnsitz in der Stadt Braunschweig. Hier ist er die weiteren vierzig Jahre seines Lebens dauernd seßhaft geblieben, ein stiller deutscher Poet, jahrzehntelang von den eigenen Mitbürgern kaum gekannt, geschweige denn gewürdigt, obwohl er aus seiner Stille mit hellstem Blick für die Zeitläufte und die Entwicklung seines Volkes, mit unverminderter Stärke der Erfindungs- und Gestaltungskraft und immer freierem und eignerem Humor unermüdlich schaffend noch ein volles Viertelhundert Bücher in die Welt gesandt hat.

Ich betone zunächst noch einmal das Wort Humor. Denn Humorist war er und wollte so heißen, und als solchen, und zwar als den größten deutschen Humoristen seines Zeitalters und einen der vornehmsten der Weltliteratur hat ihn langsam, aber doch endlich auch die widerstrebende Tageskritik und Literaturgeschichte anerkannt. Freilich müssen wir, damit das richtig verstanden wird, auch hier noch einmal den vielfach schnöde gemißbrauchten hohen Namen wieder in seine angeborenen Würden einsetzen. Die meisten Menschen verstehen unter Humor obenhin, was eigentlich Komik, ja was bloß lustig und zum Lachen ist. Auch dergleichen findet sich in Raabes Büchern genug. Wie er selber an einem guten Spaß seine Freude haben und herzhaft lachen konnte, so hat er auch seine Leser gern einmal lachen machen und das Lachen gelegentlich für „eine der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit" erklärt. Eine seiner frühesten Erzählungen heißt „Der Weg zum Lachen" und in manchen seiner späteren Geschichten treibt sogar eine derbe Komik ihr Spiel. Aber der eigentliche und Raabes eigentümlicher Humor ist doch unvergleichlich mehr und besseres. Es ist weder die bloße gute Laune des Augenblicks noch das Dauerbehagen des natürlichen Menschen an seiner besten Welt. Vielmehr ist es die schwererkämpfte, aber nun auch um so sicherer gewonnene Lebensstimmung eines reifen und weisen Menschen, der Licht und Dunkel, Freuden und Schmerzen, alles Süße und Bittere der Welt in sich selbst erlebt, ihr Wesen erkannt und für sich überwunden hat und nun, so tief er auch in seinem großen, gütigen



Lithographie von Professor Hermann Gradl zum 2. Kapitel des „Hungerpastor"
Aus der illustrierten Prachtausgabe der Wilhelm Raabe=Trilogie
(Verlagsanstalt Hermann Klemm A.=G., Berlin=Grunewald)

Herzen Lust und Leid des Einzelnen und der Menschheit immer wieder mitempfindet, doch zugleich hohen Sinnes mit einem freien und gelassenen Lächeln darüber steht. Diese Lebensstimmung des echten Humoristen, die, seinen Lesern zu vermitteln und auf sie übergehen zu lassen, neben dem poetischen Schaffensdrang der eigentliche Grundtrieb und das Ziel seines Dichtens ist, erwächst bei glücklich veranlagten Naturen aus der Erkenntnis, daß alle jene Gegensätze ihren Ausgleich in sich selbst tragen und daß es nur darauf ankommt, den rechten Standpunkt einzunehmen, um im Geringsten das Größte, auch im Schlimmen das Gute zu finden, aber auch „die Galle mitten in den Honig schweben“ zu sehen. Nur dieser „hohe Humor“ darf es wagen, Shakespeare und dem Leben gleich, die stärksten Kontraste neben einander zu stellen. So im „Schüdderump“ als vordeutende Symbole der ganzen Dichtung neben den Karren der Pestleichen die große Wurst des Ahnherrn derer von Lauen; so in „Abu Telfan“ den Helden an seines Vaters Totenbette zwischen den Schmerz der Frauen und Vetter Wassertreters drolligen Festbericht. Er darf es wagen, weil er seiner selbst, seiner Wege und seiner Kraft sicher ist. Mag dann im „Schüdderump“ äußerlich „die Kanaille Herr sein und Herr bleiben“, schließlich ist sie doch eine armselige und nichtige Kreatur, der dumme Teufel, dem gegenüber wahrhaft *herrlich* auch in Leid und Tod die große Seele ihren Sieg gewinnt und — ihr Glück! Freilich auch in seinem Glücksbegriff wertet Raabe, wie in vielen andern, die landläufigen Alltagswerte um. In der schönsten seiner historischen Erzählungen, vielleicht der allerschönsten, die das deutsche Schrifttum überhaupt aufzuweisen hat, „Des Reiches Krone“, erwartet Mechtild die Grossin den Verlobten aus dem Ungarlande zurück, wohin er die deutsche Kaiserkrone vor Hussitenhänden hat retten helfen. Endlich kehrt er zugleich mit der Krone heim nach Nürnberg, aber als ein Aussätziger, ein verlorener Mann. Da verläßt sie ihr reiches Haus und ihre stolze Sippe und geht mit ihm als seine Pflegerin hinaus unter das verstoßene Volk des Elends. Und als er überwunden hat, bleibt sie draußen in dem Amt einer „Mutter der Aussätzigen“. Dazu läßt der Dichter seinen Erzähler von 1453 sprechen: „Die Narren bekreuzigten sich ihres Geschickes halber; doch die Zeit war schon vorhanden, da die Weisen auch sie um ihres Herzens Frieden beneiden mußten. Die Grossin hat noch ein gar schönes Leben gehabt. Mater leprosorum! Sie hat den Namen wie einen Kranz mitten aus dem Elend von St. Johann vom Boden aufgehoben und hat ihn wie eine Krone getragen bis an ihren Tod, und es sind viele gewesen, die haben sie selber des Reiches Krone genannt, doch zu ihren Ohren ist das Wort wohl nicht gekommen, es hätte auch keinen Sinn für ihr schönes Herz gehabt.“ Wer hier die Stimmen der Narren und der Weisen vernommen und ihren Sinn im Sinne des Dichters erfaßt hat, der hat ein Kernstück der Raabeschen Welt- und Lebensanschauung gewonnen, das in immer neuen Gestalten und Einkleidungen auch aus seiner Gegenwartsdichtung und aus ihr erst recht uns entgegentritt: das ist der starke Glaube an die leidlösende Kraft reiner menschlicher Güte und an eine innere Gerechtigkeit im Weltlauf, die dem Guten schon hier seine Genüge und jedem sein „letztes Recht“ gibt.

Darum ist Raabe, soviel herbes Leid er uns auch zeigt — und zeigen muß, um es überwinden zu lehren durch seiner Helden und Heldinnen Vorbild — doch kein trüber und unfruchtbarer Pessimist, vielmehr ein großer irdischer Tröster bedrückter Seelen und zerschlagener Herzen. Und eben dafür ist ihm von seinen rechten Lesern — seinen „Freunden“, wie er sie gern nannte — soviel innige Liebe und soviel heißer Dank bei Lebzeiten entgegen-

getragen und nach dem Tode ausgesprochen worden, wie keinem andern deutschen Dichter seit langen Jahren. Nur ein paar solcher Zeugnisse aus vielen: „Ich habe es an mir selbst erfahren," schrieb ein bayerischer Volksschullehrer, „was Raabe einem in schwerer Zeit sein kann. Alle Dichtergötter, zu denen ich sonst gebetet, versagten; aus meinem Raabe allein habe ich in den schlimmsten Stunden Mut und Kraft geschöpft." Und ein sozialdemokratischer Arbeiter aus Westfalen bekennt frei in seiner Zeitung, als das Braunschweiger Parteiorgan Raabes Dichtungen spöttisch „Bromkalium fürs Volk" genannt hatte: „Auch ich hab's erfahren in der schwersten, trübsten Zeit meines Lebens, während einer schweren Berufskrise als blutjunger Mensch mit einem Fuß im Lumpenproletariat stehend. Da wurde mir Wilhelm Raabe ein Tröster, da richtete er mich wieder auf und gab mir frischen Lebensmut, der innere Mensch war umgewandelt, neu geboren. Bessere Zeiten verwandelten auch den äußeren, aber Wilhelm Raabe ist mir ein Freund geblieben, und wenn ich seine Bücher lese, so habe ich noch heute einen Feiertag." Und noch eine Stimme „aus dem vordersten Schützengraben": „Ich muß die tiefe Dankbarkeit, die ich dem Dichter schulde, irgendeinem gegenüber zum Ausdruck bringen, der ihm nahestand. Hier draußen, in dem mannigfaltigsten Irrsal und den Rätseln, die uns umgarnt halten, sind die Gedanken an die hohe Welt des Meisters es gewesen, die mir das Gleichgewicht der Seele bewahrt haben und auch die Hoffnung auf die Zukunft nähren." Wer hat seinem, unserm Volke mehr gegeben? Und an wen kann es in den grausamen Zeiten, in denen wir heute leben und denen wir entgegengehen, sich besser halten, an wem eher sich aufrichten und wieder erbauen, als an diesem „deutschesten Dichter", wie ihn Adolf Bartels genannt hat?

Das ist er in Wahrheit gewesen, der deutscheste Dichter seiner Zeit! Als Mann und Poet von durch und durch deutschem Empfinden und einer Stärke nationaler Gesinnung, die noch in dem Greise die Glut einer Leidenschaft — seiner einzigen — hatte. Schon in der „Chronik" hören wir das Gelöbnis des Zwanzigjährigen: „Vergesse ich Dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen! — Der Spruch in aller Herzen, und das Vaterland ist ewig!" und vor dem letzten Buche, das der nahezu Siebzigjährige noch selber veröffentlicht hat, steht als Motto das Wort des Freiherrn vom Stein: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!" Mit ganz verschwindenden Ausnahmen hat er nur deutsches Leben gestaltet, nicht bloß weil er der Überzeugung war, daß „nur diejenigen Kunstwerke Anspruch auf Dauer haben, in denen die Nation sich wieder findet", sondern weil er von Anfang an seinen Dichterberuf zugleich als ein verantwortungsvolles schönes Amt empfand, und seine Aufgabe vor allem darin sah, das Starke, Edle, Tüchtige der deutschen Art ins Licht zu stellen und bei seinem Volke weiter zu bestärken, aber auch die Schwächen und dunkeln Züge unseres Nationalcharakters in Spiegelbildern aus Vergangenheit und Gegenwart uns ungescheut vorzurücken und in uns selber zu bekämpfen. Hatte er vor Siebzig im Geiste des „Nationalvereins" und der Stuttgarter „Deutschen Partei", denen er als eifriges, wenn auch nie rednerisch hervortretendes Mitglied angehörte, sein Volk vorwärts „ans Werk" getrieben, das Einheitshoffen und -verlangen unermüdlich geschürt, des Reiches Krone als Ziel gewiesen, so ließ er das Triumphgeschrei und Hurrarufen nach dem Siege, das nun ganz billig geworden war, andern. Statt dessen erwählte er sich den schwereren und undankbaren Beruf, als getreuer Eckart das Volk des neuen Reichs vor den neuen Gefahren zu warnen, mit denen die Gründerjahre, der Industrialismus, der wachsende Reichtum und der Rausch der Weltmachtstellung selber unser innerstes

Leben bedrohten. Daraus hat dann schnöder Unverstand den törichten, auch jetzt noch nicht ganz verklungenen Vorwurf gegen ihn erhoben, er habe kein Verständnis und kein Herz für das neue Reich, das doch bis an das Ende seiner Tage seine Herzensfreude und Herzenssorge gewesen ist.

Solche Verkennung mußte ihn damals um so schmerzlicher berühren, als ohnehin seine Schätzung bei Publikum und Kritik längst nicht mehr die alte war. Solange seine Dichtung sich nicht allzu weit von dem entfernt hatte, was man zu genießen und anzuerkennen gewöhnt war, hatte er unter den „beliebten Autoren" in erster Linie gestanden, ja der „Hungerpastor" schien ihm diese Stellung auf die Dauer zu sichern. Aber jene beiden Romane der letzten Stuttgarter Jahre, mit denen er sich nach Jensens schönem und prophetischem Worte „unter die großen, die tiefsinnigsten Dichter des deutschen Volkes eingeschrieben hat, deren Werke das besitzen, was auf unserer Erde Unvergänglichkeit heißt", gerade sie wurden — tragisch genug — für seine Popularität auf lange hinaus verhängnisvoll. Denn er war darin nach Form und Geist so überraschend jäh und hoch über sich selber hinausgewachsen, daß Verständnis und Geschmack seiner Durchschnittsleser ihm nicht nachzukommen vermochten und die Menge sich, zumal er auf seiner einsamen Höhe unverwandt weiterschritt, kopfschüttelnd andern bequemeren Schriftstellern zuwandte. Und da er mit seiner wachsenden Familie auf den Ertrag seiner Feder angewiesen war, so kam jetzt von den siebziger Jahren ab für ihn eine schwere Zeit, in der er „die heiße Hand an der Gurgel mit der Frage: Was wird mit dir und den Deinen morgen?" nicht los wurde. Nur noch von einer vergleichsweise kleinen Gemeinde verehrt, von ihr freilich je länger je höher, mußte er bei knappstem Auskommen, als Stipendiat der Schillerstiftung, an der Literaturbörse kaum notiert, im Winkel stehen, ein Jahr und ein Jahrzehnt nach dem andern, fast ein Vierteljahrhundert! Eine so köstliche Sonntagsschöpfung leuchtenden Humors wie der „Horacker", ein tiefgründiges, gedankenreiches Hauptwerk wie die „Alten Nester" weckten in der Lesewelt, die unterdessen Wolff und Ebers umjubelte oder der jeweilig neuesten ausländischen Sensation nachlief, kaum einen Widerhall. Um die Mitte der achtziger Jahre lehnten auch Westermanns Monatshefte, die Zeitschrift, in der er bis dahin die meisten seiner Dichtungen zuerst veröffentlicht hatte, ein neues Werk von ihm ab — es war das wehmütig schöne Sommeridyll „Pfisters Mühle" — und der befreundete Schriftleiter sprach dazu das bittere Wort: „Deutschland hat genug von Wilhelm Raabe!" So drängte ihn alles dazu, sich endlich doch seinerseits dem Publikum anzupassen und wieder wie in der Zeit „vor meiner Geburt" zu schreiben, was auch den Vielen wohlgefiele. Er aber ließ sich nicht einen Augenblick irren: schweigend, mit jenem gelassenen, wenn auch mitunter etwas herben Lächeln schrieb er erst recht *seine* Bücher weiter „für den Einen, hinter dem Rücken der andern" und hielt durch! Hielt durch, bis in den neunziger Jahren ein neues Geschlecht heraufgekommen war, das ihn jetzt gleichsam von neuem für sich entdeckte in seiner echten Bedeutung und seinem einzigen Werte und nun als den Größten der Alten auf ihren Schild erhob. An seinem siebzigsten Geburtstage vollends huldigte ihm ganz Deutschland ohne Unterschied der Parteien und der Bekenntnisse in Tausenden von Zuschriften und Festartikeln; Fürsten, Städte und Universitäten schütteten ihre Ehren über ihn aus, und er durfte mit gerechtem Selbstgefühl auch diese Summe seines Wirkens ziehen: „Auf der ganzen Linie gesiegt!" Noch ein Jahrzehnt der Ruhe „im Abendsonnenglanz" — dann ist am 15. November 1910, an dem Tage, da er vor sechsundfünfzig Jahren das erste Kapitel

der „Chronik" geschrieben hatte, sein Leben voll und sanft ausgeklungen mit dem letzten Hauche: „Alles gut — alles — schön . . ."

Unter seinen Gedanken und Einfällen steht der lapidare Satz: „Ruhm ist: mitgedacht werden, wenn an ein ganzes Volk gedacht wird." Er durfte das Ziel so hoch stecken, denn er hat es erreicht: kein Kundiger kann hinfort das alte, wirkliche Deutschland des letzten Jahrhunderts und das ewige deutsche Volk vor seine Seele rufen, ohne Wilhelm Raabe mit in dem Bilde zu sehen, und keiner auch des heutigen und des künftigen gedenken ohne den heißen Wunsch, daß Wilhelm Raabes Geist darin immer lebendig und heimisch bleiben möge!

Ein frühes Gelegenheitsgedicht Wilhelm Raabes.

Eingeleitet von Margarethe Raabe.

„Am Marktplatz der Stadt Nippenburg liegt ein stattliches Haus mit glänzenden Spiegelscheiben, einem weiten Torweg — — der goldene Pfau, der erste Gasthof der Stadt. Seit undenklichen Zeiten steht sein Ruf fest, nicht nur in Nippenburg, sondern weit in die Lande. Generationen von Honoratioren haben ihre Bälle in seinen Räumen gehalten — — — es ist auch heute noch ein Ort, an welchem man es sich wohlsein lassen kann, und wo man unter allen Umständen seine Rechnung findet."

Kommt man in die Stadt Wolfenbüttel von Norden her durch das Herzogtor, so gelangt man bald in die „Breite Herzogstraße" und steht nach wenigen Schritten ebenfalls vor einem stattlichen Hause mit glänzenden Spiegelscheiben, einem barocken Giebel und ebensolchem Tor; ein ehrwürdiges Schild und goldenes Wappentier kündigen noch heute Nam' und Art: Hotel zum Löwen.

Auch sein Ruf stand und steht fest und war glänzend in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — zur Zeit des Deutschen Bundes und der Krinolinen, und der Familien-Klub der Aristoi von Wolfenbüttel pflegte selbstverständlich seine Zusammenkünfte in den Räumen des Löwen zu halten. Er schickte sich zu so löblichem Tun auch nach dem Regensommer des Jahres 1860 an. Man schien Großes vorzuhaben — eine Komiteewahl der Damen mit nachfolgendem Tanz fand bereits im Oktober statt — Tanz mit Frl. B. L. notiert Wilhelm Raabe am Sonntag den 28. in sein Tagebuch. Am 2. November verzeichnet er den Besuch von Frl. A. S., dabei die Worte: Prolog für den Namenlosen Klubb. Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie — haben sich jedenfalls die Wolfenbüttler Honoratiorentöchter gedacht. Und J. C. stieg herab vom Schloß Pyrmont, legte die Blätter aus dem Bilderbuche des sechzehnten Jahrhunderts zur Seite, sattelte bereitwillig den Pegasus für Wolfenbüttel und übergab den gewünschten Prolog am Freitag den 5. November seiner Auftraggeberin. Diese selbst wurde jedoch verhindert, ihn am folgenden Sonntag im Klub vorzutragen — der Dichter mußte ihn selbst sprechen. Es folgte Theateraufführung: „Die zerbrochene Tasse" und „Ein Steckenpferd" — nachher Tanz — Cotillon mit Bertha L—. Der Dichter begleitete später die beiden Frl. L. nach Hause — Bertha aber trug stolz als ihr Eigentum und schönsten Kotillonstrauß das Manuskript des Prologs mit sich heim. Und so ist das Blatt erhalten geblieben:

Zum 11. November 1860.

Mit namenlosem Schauer tret ich ein
In diesen Saal und find mich — nicht allein.
Gleich auf die Schnur gezog'nen Perlen drücken
Die Damen sich die Wänd' entlang und — stricken.

Was hör ich aus dem Herrenzimmer, bst?!
Nun, nun, sie spielen wie gewöhnlich Whist.
Hier fragt es sich: wer hat den höchsten Trumpf?
Dort fragt es sich: wer strickt den längsten Strumpf?
Manch junge Dam' verhäkelt matt ihr Gähnen,
Den Jüngling nicht, mich rühret sie zu Thränen;
Der Jüngling lehnt mit Anmuth an der Thür,
Starrt an die Maid und — wagt sich nicht herfür!

Wo blieb die Scheu? Mein Standpunkt ist mir klar;
Mein Gott, 's ist Alles, wie es immer war!
So schreit ich kühnlich an die Lampen vor,
Und bitte die Gesellschaft um — ihr Ohr,
Und stelle kalt ihr die Gewissensfrage:
Wie viele zählt das Jahr der Regentage?
Wie habt im Sommer Ihr Euch amüsiert?
Was hat Euch in den Löwen heut geführt?

Ja, ja, man schweigt, man lächelt, sieht sich an;
So muß denn doch wohl der Prolog daran.

Zum Ersten war Der Hoch und Höchst gesegnet,
Der einmal nur des Tages naßgeregnet,
Und Mancher fand, ich sag' es fast mit Graus,
Zum Zweiten „hübsch" es auf dem Kaffeehaus;
Sehr Viele zog's nach Antoinettenruh,
Zu hören dort den Waldconzerten zu;
Manch Einer ging auch wohl des Abends spöte
Zu Kaffe, Thee und — Grog hinauf zur Köthe.
Und weil an's Regnen man war ganz gewöhnt,
So hat man nicht zu arg dabei gestöhnt.

Was aber nun die dritte Frag' betrifft,
So trifft man hier sich, nun — wie man sich trifft.
Vorbei, vorbei! Es sind die holden Stunden,
Ganz leise plätschernd, grau in grau, entschwunden,
Und aus den nächsten, aus den fernsten Landen
Die Namenlosen sich zusammenfanden,
Nach alter Art die süßen Winterfreuden
Nicht zu genießen, nein, sie nur zu — leiden.
Von Köthe, Kaffehaus, Antoinettenruh
Strömt's schaarenweis dem goldnen Leuen zu;
Die auf den Blocksberg hoch zu Esel ritten,
Die auf dem Rhein des Dampfer's Deck beschritten,

Die in der Schweiz die Rigikulm erklommen,
Die über's Meer nach Helgoland geschwommen,
Die in den Bädern festgeregnet saßen,
Die zu Harzburg langweilten sich ohnmaßen:
Der Winter hat sie All' zurück geführt,
Und Voges hat das Clubbgeld einkassirt,
Und nun? was nun?

Nun nehmt Euch Alle vor,
Der Fröhlichkeit zu öffnen Thür und Thor;
Denn war der Sommer unaussprechlich greulich,
So sei der Winter um so mehr erfreulich!
Ein Sonntagsabend sei dem andern gleich,
An heitrer Lust, an stiller Freude reich.
Der Winter werd ein einz'ger Contretanz,
Wo Witz und Schönheit werben um den Kranz,
Wo Anmuth — Scherz sich finden spät und früh,
Nie dos à dos und immer vis à vis.
Was er sich wünscht, das soll ein Jeder finden,
Ein leicht Gesetz soll hold uns Alle binden:
Ein Jeder gebe, was er hat und kann,
Murrköpfe thun wir strengstens in den Bann.

Wenn Ein Glas Wein noch Keinen machet selig,
So macht Ein fröhlich Herz doch hundert Andre fröhlich;
Und Mancher könnte sich im blauen Äther wiegen,
Blieb er nicht matt und platt auf — seinem Sopha liegen.

Ein Jeder thu' nach Kräften drum das Seine:
Wer tanzen kann, der mach sich auf die Beine,
Wer singen kann, der räuspre seine Kehle,
Wer spielen kann, seh zu, daß er nicht fehle,
Und wer befähigt fühlt sich zur Tragödie,
Der spiele wenigstens uns hier — Komödie!

Ein Jeder hat am Ende seine Tugend,
Das würd'ge Alter und die liebe Jugend;
Ein Jeder hat am Ende seine Mängel,
Und nur die Damen — sind und bleiben Engel.
Wagschalen laßt gefälligst doch zu Hause,
Wer Alles wiegt, der tauget nicht beim Schmause;
Ein schwarzes Herz deckt oft die weiße Weste,
Die schönste Tänzerin ist immer nicht die beste.

Die Jugend soll niemals zum Aufbruch treiben,
Wenn's Alter noch will an der Tafel bleiben;
Auf Bällen ist's den Ältern untersagt,
Die Töchter wegzuführen, eh' es tagt.
Mit Tagesanbruch darf sich Jeder drücken,
Doch steht's auch frei zusammen noch zu rücken;
Zuträglich ist's, zu trinken dann Kaffe,
Räth's Directorium und das Comite.

Gar manches weise Wort wär noch zu künden,
Doch meine Red' zum würdgen Schluß zu ründen,
Bescheid ich mich, nur noch den Rath zu geben:
Wer leben will, der laß die Andern leben!

Die Zeiten kommen, und die Zeiten gehen,
Der namenlose Clubb, der wird bestehen;
Sind uns vier Grazien eben, ach, verschwunden,
Hat schnell ein Dutzend neu sich angefunden;
Und so ist's wirklich 'ne Beruhigung:
Der namenlose Clubb bleibt ewig jung!

Gott Komus Allen seinen Beistand sende,
Der Winter komm, wie der Prolog zu Ende;
All' seine Gnad' verleih Euch der Humor, —
So tret ich ab, nun tretet Ihr hervor!
(ans Publikum)

J. C.

Die Zeiten kommen, und die Zeiten gehen — mehr als sechzig Jahre sind seit jenem heitern, hoffnungsreichen Abend vergangen — Papier und Schriftzüge sind vergilbt und verblaßt — und auf den Gräbern wohl der meisten, die sich an jenem Novemberabend trafen — nun, wie man sich trifft — tanzen im Herbst die welken Blätter. Aber wir sind im September, und ein anderes Blättchen möge hier auch noch einmal vorbeiflattern — ein kleines scherzhaftes Gedicht, mit dem Bertha Raabe am 8. September 1881 beim Mittagsmahl im Familienkreise den fünfzigsten Geburtstag ihres Mannes feierte und dessen Schlußworte lauten:

— Doch die fünfzig Jahre sind vergangen,
Und wir wünschen ohne Bangen,
Daß nach aber fünfzig Jahren
Frisch und froh er mög' erfahren,
Daß im goldnen Glanz der Sonnen
Steht das Werk, das er begonnen.

Ein Aufsatzheft des jungen Raabe.

Von Wilhelm Brandes.

Aus einer Jugendperiode des Dichters, in die weder Tagebuch noch Briefe hinabreichen, ist vorlängst ein Dokument zutage gekommen, das auf seine innere Entwicklung zum Schriftsteller neues und helles Licht warf: es ist dies das Schulaufsatzheft des Obertertianers aus dem Winter 1847/48.

Ein solches Heft würde heute, wo man von einem Schüler dieser Stufe wesentlich nur ein „Reproduzieren" verlangt, mehr vom Geist und Art des Lehrers als des Schreibenden verraten. Die Praxis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber ließ schon dem Knaben nicht bloß in der Gestaltung, sondern oft sogar in der Wahl des Stoffes ein reichliches Maß von Freiheit, seinen besonderen Anlagen und Neigungen zu folgen, sein geistiges Vermögen und seine werdende Persönlichkeit zu offenbaren, wenn anders er eine solche zu zeigen hatte, wie hier der Fall.

Vorweg ein Blick über das Äußere: auf der unbeschnittenen graublauen Pappe des Umschlags steht — nicht säuberlich in der Mitte, sondern etwas links oben — der Name Raabe, mit einigem guten Willen lesbar; das unliniierte Papier ist selbsteingeheftet; dazwischen liegt locker ein Löschblatt, auch grau und gröblich, das zwar nicht in allen vier Ecken mit Römerschlachten vollgezeichnet ist, wie bei „Gustavus Mons", aber doch zwischen nicht wenigen Klecksen auch ein keck hingekritzeltes Gesicht und andere Federproben zeigt. So könnte das Buch — die unserer eigenen Schulzeit sahen ihm noch ziemlich ähnlich — selbst eine authentische Illustration zur „Chronik" oder auch zum „Stopfkuchen" abgeben.

Nun aber der Inhalt. „Die Schwalben und die Sperlinge" ist der erste Aufsatz überschrieben*), zugleich der umfänglichste und der beste, wie er denn auch die eingehendste und günstigste Beurteilung vom Lehrer erfahren hat: „A. Dieser Aufsatz ist mit dem allergrößesten Fleiße gearbeitet und berechtigt bei fortgesetzter Anstrengung zu den schönsten Hoffnungen für den Verfasser." Und in Wahrheit ist diese Bilderreihe aus dem Tier- und dem zugehörigen Menschenleben in Geist und Form ein jugendliches Meisterstück, ebenso glücklich geplant, wie reich und fein, offenbar mit innigstem Behagen, ausgeführt. Den Rohstoff und wohl auch die konventionell-schulmäßigen Moralien am Schluß hat der Lehrer gegeben: ein frecher Spatz, der während des Winters ein leeres Schwalbennest bezogen hat, wird von den heimkehrenden Eigentümern, da er nicht gutwillig weichen will, „eingemauert" und muß jämmerlich ersticken — eine Bestätigung des alten Sprichworts: „Unrecht Gut gedeiht nicht" und „ein furchtbares Beispiel, daß jeder Raub einmal seinen Rächer finden wird". Alles Übrige auch der Erfindung aber trägt unverkennbar den Stempel Raabes, natürlich als Poeten in herbis.

*) Er ist vollständig abgedruckt im Raabekalender für 1914, herausgegeben von Otto und Hanns Martin Elster (Berlin, Grote).

Gleich das Eingangsbildchen des kleinen Hauses am Ende des Dorfes „gemütlich unter hohen Linden versteckt", dessen Strohdach „von den bunten Blättern, die der Wind von den Zweigen reißt, ganz überschüttet" wird, ist mit seinen Augen gesehen, ebenso aber auch die in den Abzug der Schwalben eingeflochtenen grellfarbigen Szenen aus dem Ziel ihrer Reise, dem fernen Mohrenlande. Dann setzt der deutsche Winter ein, „der erste Schnee" kommt — dies lustige und ernsthafte Wahrzeichen in der eigentlichen Jahresmitte, das Raabe nachmals alljährlich in seinem Tagebuche mit Ausrufungszeichen vermerkt und wie oft in seinen Büchern von der Chronik an begrüßt und geschildert hat! — und bald steht der große Schneemann vor des Schulzen Hause, der sich immer wohler fühlt, je kälter es wird: „denn, das müßt ihr wissen, für einen Schneemann ist nichts angenehmer, als eine Kälte, wo selbst die wilden Buben sich nicht aus der Stube wagen, sondern dem Großvater, der hinterm Ofen sitzend vom Alten Fritz und vom Franzosenkaiser erzählt, aufmerksam zuhören." Die Sperlinge kriechen zu Nest, bis der Winter vergeht; mit ihm schwindet der Schneemann, „gleich einem Poltron, der anfangs mit Feuer und Schwert droht, aber wenn man ihm ernstlich entgegentritt, die Flucht ergreift", „und an der Stelle, wo das Ungetüm stand, bleibt ein Sumpf stehen". Nun kehren die Schwalben heim; ihr Gezwitscher bringt eine zweite Reihe Freiligrathscher Tropenbilder aus Afrika, unbefangen, wie gelegentlich bei dem Dichter des „Mohrenfürsten" selber, mit Zügen aus andern Weltteilen durchmischt: „Wir bauten unser Nest neben den Pirolen und Paradiesvögeln unter den hohen Palmen, wir fingen den Laternenträger und die tausend wohlschmeckenden Käfer, wir streiften im Fluge das klare Wasser des Senegal und hielten Zwiesprache mit den duftenden Aloen und den schlanken Lianen, aber —" und hier bricht der deutsche Raabe durch — „aber sie konnten uns unsere Heimat nicht vergessen machen". Wieder wechselt der Ton: es folgt der Zank zwischen den Schwalben und dem „Junker Spatz": „Euer Nest?! Das Nest habe ich vor fünf Jahren erbaut (er war erst zwei Jahr alt) und ihr habt nichts daran zu suchen!" Die entrüsteten Schwalben wenden sich in ihrer Ratlosigkeit an den Storch, „der eben aus Ägypten zurückgekommen war und dort die alten Hieroglyphen an den Sphinxen und Obelisken studiert hatte", und köstlich persifliert der kecke Tertianer die „gravitätische Weisheit", die nur aus den Alten sich ihr Orakel fürs Leben holt: Der Storch „zieht das eine Bein in die Höhe und kratzt sich damit am Kopfe, an der Stelle, wo das Ohr sitzen könnte, und sagt: Ja, dieses Jahr weiß ich keinen Rath, aber nächsten Herbst, wenn ich wieder nach Ägypten gehe, will ich nachforschen, ob an irgendeinem alten Steine etwas darüber aufgezeichnet ist. Wollt ihr bis dahin warten?" Bessern Rat gibt die praktische Hauskatze, die ihnen aus der Bodenluke zumaut: „Muuurt ne in!" („ein" schreibt Raabe und zeigt damit, daß er, obwohl ein Kind niedersächsischer Landstädtchen, auch damals schon im Plattdeutschen nicht sicher war). Wie sie das ins Werk setzen und ausführen, wird frisch und drastisch erzählt bis zu dem Punkte, wo die Schwalben den toten Feind aus dem wiedergeöffneten Neste hinauswerfen. Nun liegt er „unten im Garten unter einem eben knospenden Rosenstocke. Da kommen die Kinder aus dem Hause. Siehe, da liegt ein niedlicher Vogel, sagt das eine, er ist tot, kommt, laßt uns ihn begraben. Und sie tun den Vogel in eine hübsche Schachtel, graben ihm ein Grab unter dem Rosenstocke und senken ihn da hinein. Hier liegt er nun, während auf dem Apfelbaum hoch über ihm sich seine Kameraden um eine Feder zanken, die ihm beim Falle aus dem Nest entfallen ist". Wieviel künftiger Jacob Corvinus in diesen wenigen Sätzen: die kleine Leiche gerade unter

den Rosenknospen, die Kinder, die ihr wehmütig Spiel damit haben, das Prökchen realistischer Tier- und — Menschenkenntnis in dem Zank um den Nachlaß und schließlich der Humor, der das alles in Eins verflicht! Und blicken wir nun zurück über das Ganze, so müssen wir erstaunen, wie nahe der Knabe vielfach schon dem Jünglinge kommt, der sieben Jahre später die „Chronik“ schreibt, und wie mancher hier vorklingende Ton dort wieder angeschlagen wird in den wechselnden Bildern der Jahreszeiten, in dem „Märchen“ von Hund und Katze vor dem Küchenschrank, in dem Begräbnis von Elisens Kanarienvogel, in der erzählenden Großmutter Karsten. Deutlich treten ja unbewußte literarische Anregungen und Vorbilder zutage: etwas Claudius und viel Andersen, dazwischen, wie schon hervorgehoben, ein gut Stück Freiligrath; aber stärker als diese Fäden des Einschlags ist doch der ursprüngliche Aufzug — eigene Beobachtung der Wirklichkeit und eigener Humor, der im Bunde mit einer den geborenen Erzähler verratenden naiven Darstellungskunst das Ganze zur Einheit wirkt.

Der zweite Aufsatz „Der Überfall in der Wüste“ ist offenbar ein reines Phantasiestück, zu dem die Schule nichts weiter gegeben hat als — fünfzehn Wörter, die durch Unterstreichung im Text hervorgehoben sind: Baum, See, Kähne, Brände, Freunde, Lohn, Lob, Hände, Messer, Räuber, Freundlichkeit, Enkel, Segen, Belohnung, Früchte, Raub. Man stellte damals gern Schülern wie Improvisatoren die Aufgabe, eine Reihe zusammenhangloser willkürlich gegebener Wörter in eine frei erfundene Erzählung oder ein Gedicht einzuflechten. Die ersten drei lassen erkennen, daß der Lehrer sich als Örtlichkeit der Geschichte eine Küste oder ein Seeufer gedacht hatte; der Schüler verlegt natürlich nun erst gerade den Schauplatz in das Innere Afrikas und macht sich den Scherz, die widerstrebenden Wörter gleich im ersten Satze sämtlich unterzubringen, nämlich so: „Es ist mitten in der Wüste, kein Baum ladet durch seinen Schatten den müden Wanderer zur Ruhe ein, kein See mit schaukelnden Kähnen verbreitet seine erfrischende Kühle, kein Berg erhebt seinen Nacken. Nichts als Sand und Sand.“ Aus dem Sande schimmern weiß die Gebeine einer vom Samum verschütteten Karawane; eine andere zieht daran vorüber dem abendlichen Ruheplatze zu. Geschichten und Märchen werden am Lagerfeuer erzählt, von Geistern, die dem Menschen wohlwollend oder abhold sind, von Pferden, flüchtiger als die Gazelle, von der Liebe treuer Freunde und dem Lohn der Gastfreundschaft, aber auch „von dem Fürsten im fernen Westen, der die Trikolore in den Staub drückt und die Fahne des Islams hochflattern läßt, den Gläubigen zum Beispiel“ — „Abdel Kader“ ist dazu an den Rand geschrieben. Als bis auf die Wachtposten alles in tiefer Ruhe liegt, braust ein Überfall räuberischer Beduinen heran; ein wildes Kampfgetümmel erhebt sich, vom bleichen Mond beleuchtet. Der Angriff wird abgeschlagen, aber mit schweren Verlusten; auch der alte Führer der Bedeckung, Scheik Sankar, ist tödlich verwundet und stirbt, ergeben in Allahs Ratschluß, als frommer Muselmann. „Seine Seele fliegt auf zum Paradiese — aus der Ferne donnern eben die letzten Schüsse der Beduinen, die die Räuber verfolgen.“ — Wie man sieht, ist hier Stoff und Farbe durch und durch freiligrathisch, wenn auch Bilder- und Lesebücher der Kindheit und die Tageszeitungen — Abdel Kaders letzte Kämpfe fallen in den Spätherbst und Winter 1847 — einiges dazugegeben haben mögen. Und wir erinnern uns der Stelle aus den „Akten des Vogelsangs“: „Aus dem Ferdinand Freiligrath ist's, der auch nicht von den Herren Lehrern zu den Klassikern gezählt wird, sich selber nicht dazu zählte, und doch auf ungezählte Hunderttausende, Millionen von Schuljungen von größerem

Einfluß ist" (war!) „als der Dichter des Egmont, der Iphigenie und des Torquato Tasso." Wir erinnern uns aber weiter an das arabische Märchen von Dilaram der Geisterkönigin im „Frühling", an den Garten auf „Sankt Thomas" und das Lied des Negermädchens, an „Abu Telfan" im Tumurkielande und so viele andere Zeugnisse dafür, wie lange gerade dies Stück Kindheitsromantik noch in dem Manne lebendig geblieben ist.

Aus dem Gebiete der Geschichte ist der dritte Aufsatz gestellt (oder gewählt?): „Einnahme Roms durch Carl von Bourbon 1527", eine knappe und doch ungemein frische und farbenreiche Erzählung der bekannten Vorgänge des sacco di Roma. Ohne Umschweife führt der künftige Meister der historischen Novelle sofort mitten in die Szene des erfolgreichen Sturmes: „Am 6. Mai 1527 wurden die alten Mauern der Stadt Rom Zeugen eines Kampfes, der sie in ihren Grundvesten beben machte. Da kämpften wilde Gesellen aus Spanien und Italien, da rang der deutsche Lanzknecht mit dem Schweizer im Solde des Pabstes, und die Kugeln der Donnerbüchsen, die Bolzen der Armbrüste sausten den auf schwankenden Leitern heransteigenden Stürmern entgegen. Der Donner des Geschützes aber hallte in den Straßen der ewigen Stadt wieder, machte die Fenster des Pabstes in der Engelsburg zittern und übertönte das Sturmgeläute der Glocken, die die Bürger aufriefen, zu schützen den heiligen Vater und die alleinseligmachende Kirche." In raschen Zügen wird Bourbons Fall und die Einnahme der Stadt erzählt, ausführlicher die Greuel der Verwüstung, der Unfug der zügellosen Söldner geschildert. „Bis ins folgende Jahr," so schließt die Skizze, „blieben die ungebetenen Gäste noch in Rom, trotz des Friedens des Kaisers mit dem Pabste, und die bei ihrer Ankunft so blühende Stadt ließen sie in Ruinen und in Armuth zurück." Auch hier liegen Keime der Zukunft: hinter diesen mit Mord und Brand „plündernd und auf das mutwilligste verderbend" „von Haus zu Haus, von Palast zu Palast streichenden Landsknechten", die einen betrunkenen Kameraden als Doktor Luther zum Papste krönen, hinter dem Schärtlin von Burtenbach, der an einem Abend 5000 Dukaten verspielt, steigt die lange Reihe wilder und tollköpfiger Landsknechtsgestalten herauf, die geradezu eine Spezialität des späteren Historiendichters bilden, von des „Studenten von Wittenberg" Oheim Baltzer, der auch mit Frundsberg bei der „Schlachtung im Tiergarten von Pavien" war, über die Meuterer von Rees im „Junker von Denow" und den wüsten Wrisberger im „Heiligen Born" bis zu den Magdeburgischen Hilfsvölkern in den Schänken und auf den Wällen von „Unseres Herrgotts Kanzlei".

Auch dieser Aufsatz hat gleich dem vorigen noch ein Bene als Zensur erhalten, minder günstig lautete das Urteil über die beiden folgenden: unter dem ersten steht 2b, unter dem andern aber nur: „Die Arbeiten müssen durchaus deutlicher geschrieben werden." Er hat ganz recht, der gestrenge Zensor, aber warum muß auch der nachmalige Jacob Corvinus über „Verschiedene Benutzung des Holzes" schreiben und dann gar eine „Erklärung des Begriffs Garten" geben? Nach beliebtem Schema mit A, B, C und 1, 2, 3 logisch disponieren und dann das Selbstverständliche auseinanderbreiten und dialektisch erörtern — das ist nicht seine Sache, das kann er nicht, mag er auch nicht! Er sucht sich freilich zu helfen, führt uns selber in den Wald — „Dort liegt der bemooste Stamm einer gewiß fünfhundertjährigen Eiche! Kommt, setzt euch auf ihn und hört zu!" — und läßt den Baum wieder aus der Eichel erwachsen zu der „mächtigen Säule im Tempel Gottes": „Wieviel könnte er wohl erzählen von alten verklungenen Zeiten, wenn ihm die Gabe des Redens gegeben würde!" und wie gern erzählte er es ihm nach, aber diesmal darf er ja nicht! Er soll doch

vom Nutzen des Holzes berichten und darüber die Weisheit und Güte des Schöpfers preisen! Und so geht es denn über Schiffsbalken und Häuser — „wo er (der Baum) den Segen Gottes in der Menschenwelt gewiß ebenso deutlich sehen wird, wie er ihn im Walde sah", heißt es dabei etwas zweischneidig — und „Meublen" und Brennholz hinab bis zu der Borke, die „der Lohgerber gebraucht zur Zubereitung seiner Felle". Man hört den Verfasser förmlich aufatmen, als er endlich nach Aufzählung aller möglichen, heimischen und fremden Nutzhölzer wieder im eigenen Tone schließen kann: „Aber laßt uns aufbrechen, denn seht, dort geht die Sonne unter, und der kalte Abendwird fängt an, stärker durch die Wipfel zu rauschen und die schweren Zweige aneinanderzuschlagen."

Noch weniger als mit dem Walde, will's ihm mit dem Garten gelingen: vergebens schmuggelt er in den „Begriff" die schwebenden Gärten der Semiramis und sogar den Garten Eden hinein, vergebens nimmt er einen Anlauf, mit merklicher Ironie den Garten des reichen Mannes zu schildern, in dem es „dem menschlichen Witze gelungen ist, die Natur so herzurichten, daß man sie kaum wiedererkennt: auf dem Gemüsebeet der „Gurken, Kürbisse und Kohlrabis" muß er doch stranden und kann sich — vermutlich gegen Mitternacht vor dem Abgabemorgen — nur noch erschöpft an die verschiedenen Umzäunungen, als „lebendige Hecken, Stackette und Mauern", klammern, um damit den Schluß der zwei Seiten langen Abhandlung zu gewinnen. Nein — in dieser Richtung liegen die „schönsten Hoffnungen für den Verfasser" nicht, wohl aber in der, wohin der letzte Aufsatz zurücklenkt.

„An der Landstraße" lautet das Thema, und wechselnde Bilder vom Leben da draußen galt es aufzuzeichnen. Unser Beobachter hat sich einen Sommersonntagmorgen und einen schönen Platz dazu gewählt: „An der Landstraße steht ein alter Brunnen, beschattet von zwei hohen Eichen. Rauschend und sprudelnd stürzt das Wasser aus einem wunderlichen Löwenhaupte in ein verwittertes Bassin, an das eine Rasenbank gemüthlich sich anlehnt." So romantisch der Brunnen ausgemalt und weiter die ganze Landschaft richterisch zusammengebaut ist, so darf man doch annehmen, daß der „Wellborn" vor der alten Heimat Stadtoldendorf ihm vorgeschwebt habe, eben jener „Maienborn" in „Altershausen", an dem gerade fünfzig Jahre später Fritz Feyerabend mit Minchen Ahrens sitzen und rückblickend ihrer beider Lebensgewinne sub specie aeternitatis überschauen wird. Jetzt sieht der Knabe an sich vorüber die Dörfler zur Kirche hinaufsteigen, Mädchen und Weiber mit Blumensträußen geschmückt, freundlich grüßend, hört Glocken und Orgel und die Stimme des Predigers — wie demnächst in eben dieser Wesergegend Strobel, der Mitarbeiter der „Chronik"; dann begleitet er im Gedanken singende Handwerksburschen, die mit Tornister und Knotenstock „lustig in Gottes weite Welt hineinziehen, fremde Länder und Menschen zu schauen" — wie Gottfried und der Straubinger im „Weg zum Lachen"; er vergleicht mit ihrem harmlosen Frohsinn den Mißmut jenes einsamen „Vornehmen" in seiner Wagenecke und reiht daran die Sommerlust einer städtischen Familie auf ihrer Landpartie, die alt und jung im nächsten Wagen stäubend an ihm vorüberrollen. Das alles ist noch recht konventionell und reicht längst nicht an die scharf und oft schneidend kontrastierenden Straßenbilder in der „Chronik" und im „Frühling". Doch nun fällt plötzlich ein sonderbarer Wolkenschatten in die helle Sonntagswelt. „Die Landstraße liegt wieder öde vor mir, ich aber schaue den Blättern und Blüthen nach, die der Wind im Kreise umherwirbelt und endlich in den Graben treibt. Das ist das menschliche Leben. Das Leben wallt hin und her; der Erdenbewohner wird in seinen Strudel hineingerissen, schwebt auf seinen Wogen, steigt

und fällt und sinkt endlich in die Gewalt des Todes, wie die Blüthen in den Graben." Woher der Schüdderumpsgedanke im Munde des Sechzehnjährigen, an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange doppelt überraschend? Vom Lehrer gegeben ist er sicherlich nicht, er gehört dem Schüler eigen. Nun war dem freilich vor drei Jahren der Vater durch einen jähen und qualvollen Tod entrissen, aber die Mutter blieb ein Vorbild, das Leben frei, ja heiter zu nehmen und zu zwingen, und überhaupt kann eine so frühe Erkenntnis und Betonung des gemeinen Menschenschicksals schwerlich aus einer einzelnen, noch so schmerzlichen Erfahrung erwachsen, sondern wohl nur aus der innersten, wesenhaften Art, Welt und Leben anzuschauen.

Ebenso bezeichnend aber ist es für seinen character indelebilis, daß schon hier diese trübe Reflexion doch nicht das Letzte, nicht der Ausklang wird, wir vielmehr aus der Tiefe wieder auf eine Höhe geführt werden und einen Stern über dem Dunkel sehen: es ist das Polstern seines Lebens — Vaterland! Mit instinktiver Feinheit vermeidet er diesmal den schroffen, bequemen Kontrast und leitet durch einen alten einarmigen Invaliden — „der könnte erzählen von Schlachten und Siegen, der hat das Leben erschaut, wie es auf den Feldern dahinschreitet, wo der Tod seine Ernte hält" — zu der letzten Gruppe „auf der Landstraße" über: „Wieder bin ich allein, aber nicht lange. Dort zieht ein Trupp junger Leute her: Freischärler sind's, die das Vaterhaus oder die Schulen verlassen haben, im fernen Norden für die deutschen Brüder gegen die Dänen zu kämpfen. Das deutsche Vaterlandslied des alten Arndt ertönt, die Federn nicken von den Hüten, die Waffen blitzen, und aus der Ferne klingen wieder feierlich die Orgelklänge herüber. Und darüber scheint Gottes herrliche Sonne; ich aber sitze an der sprudelnden Quelle und denke nach, wie es doch so herrlich im deutschen Vaterlande sei und wie es trotz seiner Zerrissenheit mächtig und groß werden könne; denn der alte Geist schreitet noch mächtig durch die deutschen Gaue, und die Bewohner sind noch treu und tapfer, wie die Helden der Hermannsschlacht."

Der Aufsatz muß als der letzte im Heft kurz vor Ostern 1848 geschrieben sein. Damals zogen in der Tat auf allen nach Norden führenden Straßen Freiwillige aus Deutschland und Österreich gen Schleswig-Holstein. Die freiheitliche und nationale Bewegung hatte gerade die Jugend der hohen Schulen mächtig ergriffen, und manch einer ging in diesem und dem nächsten Jahre von der Universität oder aus der Prima durch, wie jener Holzmindener Student, der 1849 beim Sturm auf Düppel fiel, und jener Braunschweiger Primaner, der bei Waghäusel eine Kugel ins Bein bekam, sich durch die Niederlande und Hannover nach Hause bettelte und — wieder in die Klasse aufgenommen wurde. Die Jüngeren begeisterten sich wenigstens an diesen Freiheitskämpfern, wie Willi Gutmann an dem lieben Aloys von Pärnreuther. Kein Wunder, daß auch Wilhelm Raabes patriotisches Feuer sich daran entzündete und ihm diesen Aufsatzschluß in die Feder gab. Die Flamme ist denn auch von der Reaktionszeit keineswegs erstickt, sie glühte, wie die „Chronik" erkennen läßt, nur um so heißer in der Tiefe fort, um hell aufzulodern in der neuen Bewegung der Geister zu Ende der fünfziger Jahre und fortan sein ganzes Leben mit ihrem Licht und ihrer Wärme zu durchdringen bis ans Ende.

Vielleicht hat doch mancher, als er Überschrift und Eingangssätze dieses Artikels las, den Kopf dazu geschüttelt und ein ärgerliches Wort von „schulmeisterlicher Raabephilologie" dazu gebrummt. Ich hoffe, auch der wird, wenn er bis hierher gelesen hat, mit mir der Meinung sein, daß dies Schulheft in der Tat ein Dokument ersten Ranges ist. Es läßt

uns eben nicht bloß einen Blick in die Vorstellungs- und Gedankenwelt des Tertianers tun, auch erkennen, wie weit er es damals in der Fähigkeit gebracht hatte, sie auszusprechen; es lehrt uns auch und vor allem, daß Raabes nachmalige Entwicklung zum erzählenden Dichter und gerade zu dem, der er geworden ist, notwendig, ihm von Natur vorgezeichnet war. Eine neunmal gescheite Überästhetik (Herbert Schiller, Die innere Form Wilhelm Raabes. S. 2f.) hat neuerdings herausgefunden, der junge Raabe habe nach der „Chronik" durch lange Jahre versucht, anders sein zu wollen, als nach dem Gesetz, wonach er angetreten; erst als er damit, zum Teil unter schweren Niederlagen, gescheitert wäre, habe er sich entschlossen, in den „Drei Federn", dem Bruder der „Chronik", von einem unwahren, seinem Wesen vollkommen widersprechenden Literatentum, von der Flucht vor sich selbst zurückzukehren zur Wahrheit gegenüber seiner Wesenheit, wie diese sich einmal schon, eben in seinem Erstlingswerke, offenbart hätte. Unser Aufsatzbuch allein beweist schon die Verkehrtheit dieser absichtsvoll aufgebauten Legende. Auch alles, was zwischen jenen beiden Büchern ans Licht getreten ist, vom „Frühling" bis zum „Hungerpastor", entstammte seiner Wesenheit. Pfeilgerade trotz der dazwischenliegenden mannigfachen Lehrjahre geht sein Weg von den Federproben des Knaben über die Chronik, die Historien, Skizzen, Novellen und Romane der Frühzeit zu den Werken der Reife des Mannes. In der grünen Knospe und der Verheißung hat Raabe dort schon alles, was später Erfüllung werden sollte, und soviel ihm Lebenserfahrungen, Schicksale und Begegnisse, Menschen und Bücher noch geben mochten, an seines Wesens Kern und Zielen hatte alles dies nichts zu ändern, nur zu bestärken, zu begrenzen und zu vertiefen vermocht. So gilt das Goethewort, das er gern zitierte, gerade von ihm:

„. . . keine Macht und keine Zeit zerstückelt
geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Wilhelm Raabes literatur- und zeitgeschichtliche Stellung.

Von Heinrich Spiero.

I.

Am 22. März 1832 starb Goethe. Im Jahre vorher waren Anastasius Grüns „Spaziergänge eines Wiener Poeten" erschienen, ihnen folgten in Goethes Todesjahr Gedichte von Nicolaus Lenau. Gleichfalls im Jahre 1832 erschien der erste vaterländische Roman von Willibald Alexis, „Cabanis". Und am 8. September 1831 ist Wilhelm Raabe geboren worden.

Um den Tag, der ihn der Welt verliehn, stand so im deutschen Schrifttum die Sonne zum Gruße der Planeten in besonderer Stellung. Das klassische Zeitalter der deutschen Dichtung ging, jedem spürbar, zu Ende und erwies seine Bedeutung und seine Unvergänglichkeit alsbald noch einmal mit dem zweiten Teil des „Fausts" und dem Eckermannschen Gesprächbuch. Auch die Romantik war völlig anders geworden; vorbei war die Zeit der nationalen Befreiung, die den Traum von vergangener deutscher Größe zur erlebten Geschichte hatte werden lassen. Kleist und Arnim waren längst tot, Eichendorff vereinsamt, die Schwaben saßen wie auf einer Insel, und das Junge Deutschland begann lärmend die Herrschaft für sich in Anspruch zu nehmen. Heinrich Heine hatte die Romantik zersetzt, ohne gangbare neue Wege einzuschlagen, er ging nach Paris, und dorthin richteten sich wieder die Augen der Jugend; geistreiche Tendenzkunst erstand, nicht von innen, sondern von außen her kam der Gehalt der neuen Dichtung. Eine unruhige Reiseliteratur in jedem Sinn überschwemmte die Bücherwelt, der Witz des Feuilletons ward in Deutschland heimisch, und während der Graf Platen, als Dichter schließlich doch ohne schöpferische Größe, die Romantik und das Junge Deutschland zugleich verspottete und angriff, während Grabbe sich fruchtlos in krampfhaft unseligen Versuchen verzehrte, baute mit seiner ganz eigenen, eckigen Kraft Karl Immermann schon an den ersten Stufen einer neuen Kunst, versuchte das Leben in seiner Fülle mit eigenen Augen zu sehen und in eigener Art darzustellen, wobei ihm dann doch die Zeitsatire manches Mal unfruchtbar hineinschlug. Rings um ihn aber lenkte, wiederum durch Heine beeinflußt, nun auch die Lyrik ganz ins politische Fahrwasser hinüber, und jener politische Zeitgesang, der das nächste halbe Menschenalter erfüllen sollte, kündigte sich vernehmlich an — nicht lange, und Freiligrath und all die andern fanden das Ohr der Deutschen, ihr Lied übertönte jedes andere und mußte es übertönen in erregten, einer großen Zukunft entgegensehenden Tagen.

Denn unter erstickender Decke deutete vieles in den deutschen Verhältnissen auf einen großen kommenden Umschwung. Rasch war die Begeisterung vergangen, die Deutschland bis zum Zweiten Pariser Frieden geführt hatte; rasch war man nach unvergleichlicher Erhebung in die Kleinlichkeit alter Tage zurückgekehrt, und nichts ist bezeichnender für die Zeit des unseligen, neu zusammengeschweißten Deutschen Bundes, als daß Stein nicht mehr unter den Beratern der preußischen Krone war, als daß Friedrich Ludwig Jahn verfolgt und Ernst Moritz Arndt zum Verstummen gezwungen ward. Wie ein bleierner Nebel legte es sich auf das deutsche Leben, und zumal auf das preußische, dem die 1815 versprochene Mittätigkeit des Volkes an der Staatsregierung wortwidrig vorenthalten ward. Unter

einem rasch alternden König, der jeder Änderung widerstrebte, ging das staatliche Leben lustlos dahin, auch während in Frankreich die Julirevolution ausbrach, und neue Enttäuschung heftete sich rasch an die Schritte und Reden des jubelnd begrüßten vierten Friedrich Wilhelm, unter dem der einst stärkste Staat, der Staat Friedrichs des Großen, Blüchers und Steins, schließlich wie ein Schiff vor den Wellen steuer- und lotsenlos dem Scheiterfelsen der Revolution von 1848 entgegentrieb. Es zeugt für die innere Kraft dieses Staatswesens, daß es nach allem den Sturm so gut überstand und bald für neue, große Aufgaben fertig ward. Und es ist auch auf dem Gebiete der Dichtung ein Zeichen für die echte und kräftige, für die ununterdrückbare Bewährung preußisch-norddeutscher Art, daß mitten zwischen den ersten Gaben der neuen politischen Dichtung der erste große Roman des neuen Realismus steht: Willibald Alexis sandte im Jahre 1832, in Goethes Todesjahr, sein erstes persönliches und ganz deutsches und preußisches Werk, den Roman „Cabanis", hinaus, eine Dichtung aus der Zeit Friedrichs des Großen, mit der Gestalt des Königs als beherrschendem Augenpunkt. Und dieser „Cabanis" erschien, da eben der letzte und vollendende Erzähler dieser neuen Kunst, eben Wilhelm Raabe, geboren worden war.

Überblicken wir sein Leben, so fallen uns gewisse Züge auf, die er mit Dichtern seiner Zeit und seiner Art gemeinsam hat. Erich Marcks hat in seiner Lebensgeschichte Bismarcks dargestellt, wie diesen Größten unter den deutschen Staatsmännern des neunzehnten Jahrhunderts schon in der Art seiner Jugendbildung eine Reihe von Fäden mit spätern Mitarbeitern, mit Männern wie Kleist-Retzow, Moltke, Roon, Hohenlohe, Bennigsen, Friedrich von Baden, Delbrück, verband, wie sie alle auf nicht gewöhnlichen Wegen ihrem Bildungsideal nachgingen, ihre Bildung erwarben. Das gilt genau ebenso von dem gleichaltrigen Dichtergeschlecht — kaum einer unter ihnen ist auf den üblichen Bahnen der Bildung gegangen: Fritz Reuter ward durch die lange Haft seiner Laufbahn entrissen und schlug sich als Landmann und Lehrer durch, bis er Schriftsteller wurde; Berthold Auerbach kam erst über die Rabbinerschule in einen regelmäßigen Lerngang hinein; die Bildungsgeschichte Friedrich Hebbels steht uns lebhaft vor Augen, und sein Landsmann Klaus Groth hat sich auf den Wegen der Selbstlehre bis zu seinem „Quickborn" herangebildet. Gottfried Kellers gewundene Jugendgeschichte kennen wir aus dem „Grünen Heinrich", und Theodor Fontane hat uns über die bruchstückmäßige Bildung und den merkwürdigen Auf- und Abstieg seiner Lebensschicksale ausführlich genug Bericht gegeben. Aber selbst bei den Söhnen großer und angesehener Häuser, wie bei Otto Ludwig und Gustav Freytag, sind die Wege zum Ziel seltsam genug, jener macht zweimal den Umweg durch die Musik, dieser geht rasch aus der für ihn scheinbar so günstigen akademischen Laufbahn zur Zeitungsschreiberei über — es ist etwas ganz anderes um den Bildungsgang aller dieser Männer wie um den der Klassiker, Herders, Goethes, selbst Lessings; und es ist wiederum etwas anderes wie bei den späteren Münchnern, bei Geibel und Heyse, bei Hertz und Schack. Alle jene großen Dramatiker und Erzähler aus den Geburtsjahren vor 1810 bis 1831 hätten im Grunde, ihrem Werdegang nach, das Zeug gehabt, problematische Charaktere in dem bekannten Sinne des goethischen Worts zu werden; und gerade sie alle — selbst Otto Ludwig in seinen gesunden Tagen — sind Lebensbezwinger geworden und haben je nach ihrer Natur eine ganz neue deutsche Dichtung geschaffen, die in den Werdejahren des Reiches emporstieg. Die Fülle des Lebens, die der gebrochene Bildungsgang, der Aufenthalt auf so verschiedenen Stufen ihnen gewährte, war für sie, wie wir jetzt merken, eine wesentliche Vorbedingung ihrer Schaffensart.

Wir sahen, von welchen Bewegungen die deutsche Dichtung in Raabes Geburtsjahr bewegt ward: wie stand es um sie, als Wilhelm Raabes erstes Werk, die „Chronik der Sperlingsgasse", erschien, als der gerüstete Mann selbstschöpferisch hervortrat? 1856. Heinrich Heine, für den der ihm so wesensfremde Raabe bis an seinen Tod eine besondere Neigung hegte, stirbt, Hebbel veröffentlicht „Gyges und sein Ring", Keller den ersten Teil der „Leute von Seldwyla"; im Jahre vorher sind der „Sonnenwirt" von Hermann Kurz und „Kaspar Ohm un ick" von John Brinckmann erschienen, auch Paul Heyses erste Novellen sind hervorgetreten. Vor allem aber: 1856 gibt Otto Ludwig seine größte Erzählung „Zwischen Himmel und Erde", und der typische bürgerliche Roman des Zeitalters, Gustav Freytags „Soll und Haben", macht seit 1855 seinen Weg durch Deutschland.

Deutlich zeigt sich der tiefe Wandel der Verhältnisse: die Tendenzkunst, der Friedrich Hebbel und Otto Ludwig so bitter feind waren, das ganze Junge Deutschland und die politische Poesie der Revolutionsjahre sind vorüber, und im Jahre 1857 geht mit Joseph von Eichendorff, da Uhland längst verstummt ist, auch die große Romantik endgültig zur Rüste. Es ist der Punkt gekommen, den Karl Immermann, der Wegbereiter, vorausgesagt hat: „Wir müssen durch das Romantische hindurch in das realistisch-pragmatische Element. An diesem kann sich eine Kunst der deutschen Poesie entwickeln." Das Streben der Einen, vor allem Heyses und der Münchner, ging nach einer Stilisierung der Form in Anlehnung an Goethe, die Klassik, Grillparzer. Machtvoll setzte sich daneben und darüber hinweg die realistische Bewegung durch, deren erstes Meisterwerk, der „Cabanis", einst kurz nach Wilhelm Raabes Geburt erschienen war. Diese Kunst war der Ausdruck und die Sprache des ganzen Lebens jener Tage. Noch lastete die Reaktion schwer auf dem deutschen und zumal auf dem preußischen Leben. Die Hoffnungen von 1848 waren brutal gedämpft worden, viele der besten Männer lebten in der Verbannung, und der Drang nach Freiheit kam nur in der harmloseren Art der Schützen-, Sänger- und Turnfeste zum Ausdruck. Aber welche Kräfte wirkten in der Stille! Da arbeitete die alte liberale Erbkaiserpartei von Frankfurt, Raabes Partei, da bereitete sich der Prinz von Preußen auf den Neubau der militärischen Stärke seines Staats vor, da erwuchs Helmuth von Moltke zum Feldherrn und Führer, da ging Adolf Menzel ruhig und sicher durch das wachsende Berlin und schuf seine Bilder von Preußens Größe und von dem werdenden Hauptort der Industrie, da arbeiteten die Staatsmänner des Zollvereins in der Stille an der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands, und da saß als Vertreter Preußens am Bundestage, aufmerksam, schlagfertig, mit der Hellhörigkeit des Genies, Otto von Bismarck in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt am Main.

So wenig wie unter dem Druck einer mißtrauischen Verwaltung von oben und unter der Stimmung einer mißtrauischen Opposition von unten der Nation diese stille Vorarbeit zum Bewußtsein kommen konnte, so wenig ist selbst die Einheitlichkeit und die Größe ihrer neuen Dichtung jenen fünfziger Jahren recht klar geworden, und das Schlagwort vom Epigonentum hat die wahre Erkenntnis der Epoche jahrzehntelang gehindert; erst Adolf Stern und auf seinen Schultern Adolf Bartels haben sie wissenschaftlich festgestellt. Allerdings traten die neuen Dichter nicht wie die Romantiker und das Junge Deutschland in deutlicher Kampfstellung auf das Blachfeld; sie begannen vielmehr ihr Werk fast überall in Vereinzelung, und selbst Heinrich von Treitschke hat wohl geahnt, was jene Jahre bedeuteten, aber noch nicht klar erkannt, wie sehr die von ihm geliebten und charakterisierten Dichter Hebbel und Ludwig dem neuen Realismus zugehörten.

Heute sehen wir eine stolze Entwicklung, die das ganze deutsche Leben und das ganze menschliche Leben, alle Formen der Dichtung umfaßt und mit dem Ideal der Lebenstreue durchdringt. Als Vorläufer erscheinen uns Jeremias Gotthelf, Charles Sealsfield, Adalbert Stifter und Berthold Auerbach; sie erleben die Höhe der Epoche zum Teil nicht mehr mit, geben aber alle schon bleibende realistische Werke. Der erste Erfüller ist Willibald Alexis. Er tritt in den vierziger und fünfziger Jahren in die große Zeit seiner geschichtlichen Romane, die er gerade 1856 mit der „Dorothee" beschließt. Neben ihm wäre wohl in Süddeutschland Hermann Kurz zu voller Höhe emporgewachsen, wenn ihm nicht, noch stärker als den Preußen, die politische Tagesarbeit abgezogen hätte. Friedrich Hebbel und Otto Ludwig schaffen ein neues großes Drama, und der zweite gibt zugleich großen Realismus der Erzählung in mitteldeutscher Prägung. Jetzt kommen die erzählenden Begabungen eine nach der andern empor: Louise von François bringt das Beste der preußischen Aristokratie, Gustav Freytag bestes bürgerliches Empfinden und Leben, Fritz Reuter wird der erste große Erzähler im Dialekt, neben ihn tritt John Brinckmann. Theodor Storm gibt einen lyrisch abgetönten Novellenrealismus und eine ganz lebendige Lyrik, wie sie seit den Meisterstücken der Romantik nicht wieder erklungen ist und mit den Gaben Mörikes und den Dialektlauten Klaus Groths Goethes Nachfolge antritt. Gottfried Keller ringt sich durch und vereint in Roman und Novelle eine erstaunliche Lebensfülle mit der Goldklarheit einer künstlerisch gebändigten Form. Und welche Menge erzählender Charakterköpfe zweiten und dritten Ranges neben diesen Großen! Joseph Viktor Scheffel, Wilhelm Heinrich Riehl, auch Adolf Pichler stehn noch nahe bei jenen selbst; Heinrich Smidt, Friedrich Gerstäcker, Otto Ruppius — alles Unterhaltungstalente volkstümlicher Art — streben in die Ferne hinaus, geben Exotisches und Fremdländisches; Theodor Mügge, Georg Hesekiel, Otto Müller, Leopold Kompert bringen Geschichts- und Kulturbilder aus größerer Nähe; Karl von Holtei, Friedrich Wilhelm Hackländer, Levin Schücking, Philipp Galen, Edmund Höfer schaffen einen feinen deutschen Unterhaltungsroman; selbst die Verbrechergeschichte, der ja doch einmal auch Alexis diente, bringt es zu einer anständigen Höhenlage, die Jugenderzählung hebt sich, und auch die ganz absonderlichen Schriftsteller der Zeit, wie Bogumil Goltz, Wilhelm Jordan oder Friedrich Theodor Vischer, unterscheiden sich durch ihre eigentümliche Schwere von den nur geistreichen Romanen und Reisenovellen der vergangenen Jahrzehnte. Selbst Begabungen, die noch nicht zu Worte kommen und erst später reifen, wie Ferdinand von Saar, Rudolf Lindau, Marie von Ebner-Eschenbach und der jüngere Ludwig Anzengruber, verleugnen in keinem Ton die realistische Erziehung dieser Zeit und wirken in ihren Erzählungen, die alle zugleich Dichtungen sind, noch wie späte Kinder dieses fast unerschöpflich wohlhabenden Zeitalters.

Das Ideal der Lebenstreue war erreicht, das Ideal der Tendenz, das die dreißiger und vierziger Jahre beherrscht hatte, überwunden. Was sich in wenigen Prosastücken von Annette von Droste-Hülshoff und in Karl Immermanns „Oberhof", der bezeichnend genug aus dem „Münchhausen" hervorragt, andeutete, — das ward nun in einem Vierteljahrhundert Wirklichkeit. Ein Längsschnitt durch das deutsche Leben ward gemacht, wenn man das Bild gebrauchen darf, von seinen geschichtlichen Wurzeln bis in die damalige Gegenwart hinein, vielfach zugleich hinauf bis in die Gipfel der Zukunft, und ein Querschnitt zugleich durch das Leben der ganzen bekannten Welt, der engsten Heimat, wie der nun schon sicher gesehenen Ferne. Als ob aber diese Entwicklung noch einer Kraft bedürfe, die, zum

Erzählen geboren und ganz und gar Dichter, das ganze Werk noch einmal für sich allein vollbringen sollte, erschien, als einer der jüngeren des Geschlechts, Wilhelm Raabe mit seinen ersten Werken eben noch innerhalb der Bewegung. Er hat sie, unbeirrt durch alles, was kam, fast auf den Tag bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts, immer ganz er selbst und nur er selbst, weitergeführt.

In geradlinigem Aufstieg erklomm der Chronist der Sperlingsgasse den Gipfel des „Schüdderump"; er hatte seinem Volke die reifen Lebenswerke der Trilogie beschert, gerade als dies das erstickende Gewand des Tumurkielandes von sich streifte und durch den Staatsmann, der an die Fülle des Lebens wie an den Schmerz des Lebens glaubte, endlich zu der von Raabe und seinem Geschlecht so heiß herbeigesehnten Sehnsucht und Stärke geführt war. Der Vierzigjährige war aus Stuttgart nach Braunschweig heimgekehrt, da eben die deutsche Verfassung wie das deutsche Leben in ein neues Stufenjahr traten.

Hochgemuten Sinnes, voll frohen Stolzes auf das endlich Errungene, auf die Einheit und die Unabhängigkeit des Vaterlandes, durften insbesondere die Kämpfer des Nationalvereins sich um den alten Kaiser und Bismarck scharen, und hell klang aus dem Spiegelsaal zu Versailles das Gelöbnis über die Welt, daß der Erringer der Krone „auf dem Walserfelde" ein Mehrer des Reiches sein wolle an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiet der nationalen Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Wir wissen: niemals reifen im Leben und in der Geschichte alle Blütenträume; — trotzdem war für viele von den Besten der grelle Umschwung überraschend, den das deutsche Leben nach den glücklichen Kriegen nahm. Durch die für damalige Verhältnisse riesige Kriegsentschädigung waren die Staatsbedürfnisse so weit gedeckt, daß sich das rasch wachsende Privatkapital ungehemmt, nicht abgezogen von Anleihen, auf den Industriemarkt werfen konnte, und es begann in einem immer stärker durcheinanderlaufenden Volksleben, bei wachsendem großstädtischen Verkehr, beginnender Landflucht und niedergehender Landwirtschaft die Gründerzeit mit ihren raschen Zusammenbrüchen, ihren aufgelobten, schwindelhaften Unternehmungen und mit der Leerheit und Oberflächlichkeit auch ihrer künstlerischen Bedürfnisse. Das Werk Friedrich Hebbels und Otto Ludwigs erschien bald wie völlig versunken, Dichter wie Gottfried Keller und Theodor Storm traten in den Hintergrund, die Bühnen beherrschte ein durchaus epigonisches Jambendrama oder die Übersetzung französischer Theaterstücke, denen man rasch in Deutschland Ähnliches, Schlechteres, die deutsche Gesellschaft nie und nirgends wirklich Spiegelndes an die Seite zu setzen wußte. Eine spielerisch-unwahre, im Kern feuilletonistische, national verbrämte Sangepik, ohne wirkliche Haltung, schlich sich ein. Auf dem Gebiete des Romans ergoß sich in die Blätter und die Zeit alsbald eine breite Unterhaltungsliteratur, in der das Weibliche frauenzimmerlich und das Geschichtliche bildungsarchäologisch ward; mit der kernhaften Tüchtigkeit des realistischen Unterhaltungsromans hatte dies neue Schrifttum nichts gemein. Und auch die beiden berühmtesten Romandichter der siebziger Jahre, Friedrich Spielhagen und Felix Dahn, erreichten künstlerisch und in ihrer nationalen Bedeutung nicht die Höhe der Alexis und Freytag, der Keller und Raabe. Beide erschienen vor allem noch ganz von dem Jungdeutschtum beeinflußt, das die Realisten inzwischen längst überwunden hatten; es steckte sowohl in den Zeitromanen Spielhagens wie in den großen geschichtlichen Romanen des von Haus aus für die Ballade reich beanlagten Felix Dahn. Jener war demokratisch, betont bürgerlich, ganz der Gegenwart zugewandt, dieser groß-liberal, germanisch-national, in die Vergangen-

heit der deutschen Stämme vertieft —, aber beide kamen im Grunde von Gutzkow her, bauten ihre weitgespannten Erzählungen mit Feuer, aber nicht immer mit Anschaulichkeit und stets mit einem großen Aufgebot von verwirrenden Kreuzungen, von Verschwörungen und immer neu erregenden Zutaten auf — Spielhagen hat selbst in seinem besten Zeitbild, der „Sturmflut", diesen Einschlag noch nicht überwunden und ist erst in seinem feinsten Roman, „Stumme des Himmels", nach dem Maße seiner Anlagen, darüber hinausgewachsen. Die Menschen des realistischen Romans sprachen sich aus, ihre Schöpfer strebten zu einer schlichten Sachlichkeit — die Menschen des Zeitromans und des Dahnschen geschichtlichen Romans waren immer in Ekstase (um absichtlich das Fremdwort zu gebrauchen); die Menschen des realistischen Romans waren Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut und wirkten so; die Menschen der neuen Kunst waren oft von einem geheimnisvollen Hauch umwittert, der aber nicht aus der Tiefe ihres Wesens, sondern aus der Berechnung einer übersteigerten Einbildungskraft kam. Und dabei waren ihre Schöpfer doch ernsthafte, nach Ernsthaftem ringende, groß empfindende Schriftsteller mit starkem dichterischen Einschlag, während der feuilletonistische Troß um sie her nur so behende als möglich in der Woge des neuen Lebens mitschwamm.

Mit zweifelsschweren Blicken sah Wilhelm Raabe in dies Wesen hinein, das auch sein Werk, und gleich zuerst den „Schüdderump", auf lange hinaus verschüttete. Er hatte nun die Meisterschaft erreicht und schuf, in seinem innern Wesen durch all das Neue nicht berührt, weiter, seiner selbst sicher, seines Volkes trotz allem gewiß, als einer, der, wie es so oft bei ihm heißt, Bescheid weiß und schließlich doch frei durchgeht. Aber wenn wir überblicken, was er in den nächsten zwanzig Jahren gab, so merken wir wohl, daß auch er in der Zeit lebte, und daß auch er, so wenig er für den Tag schrieb, bewußt in die Gegenwart hinaussah und gerade ihr vieles zu sagen hatte.

„Die Wunden der Helden waren noch nicht verharrscht, die Tränen der Kinder, der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und Schwestern noch nicht getrocknet, die Gräber der Gefallenen noch nicht übergrünt: aber in Deutschland gings schon — so früh nach dem furchtbaren Kriege und schweren Siege — recht wunderlich her. Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse ein Sirupsfaß platzt, und der Pöbel und die Buben anfangen, zu lecken; so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Taler rollten auch in den Gassen, und nur zu viele Hände griffen auch dort danach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dies der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte!"

So hat Raabe selbst nach zwanzig Jahren über die Zeit geurteilt, der er als erstes Werk im neuen Reich den „Dräumling" schenkte, bezeichnend genug eine Dichtung, die Schillers ewige Gestalt zum Hintergrund hatte und in der unter philiströser Schnurrpfeiferei doch der Kern des deutschen Idealismus rein hervorleuchtete. Er, der Dichter des Hungerpastors und Leonhard Hagebuchers bekannte sich auch in dem neuen Zeitalter des Materialismus und Mechanismus, der „zeitgemäßen" Abkehr vom offenbarten Christentum und der strammen Schneidigkeit zu dem alten Lebensziel derer, die da frei durchgehen. Als die Kleiderseller Wilhelm Raabes fünfzigsten Geburtstag feierten, hielt er eine der wenigen Reden seines Lebens; mit voller Betonung durfte er darin sagen: wir bleiben, und es noch einmal wiederholen: wir wollen bleiben, wie wir sein müssen.

Richtig verstanden, galt und gilt das nicht nur von diesem für Raabes Leben wichtigen Kreise, sondern von Wilhelm Raabe überhaupt; unabgelenkt durch Lob und Tadel der Gleichgültigen, unverbittert durch die Teilnahmlosigkeit der Menge, hat er lange Jahre hindurch sein Werk weitergetrieben und trieb es weiter, als sich in dem siebenten Jahrzehnt seines Lebens leise und langsam eine Umkehr und Abkehr zu seinen Gunsten anbahnte. „Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei — auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit."

Die Vorboten eines literarischen Umschwungs hatten schon die ersten achtziger Jahre erfüllt, und mit den letzten vollzog sich die Umwälzung unserer Literatur, die völlige Abkehr von allem, was die siebziger Jahre an die Oberfläche gelassen hatten. Von den jungen Stürmern und Drängern, die auf der Bühne alsbald mit dem Naturalismus den Sieg errangen, ward mit der Butzenscheibenlyrik und der süßlichen Scheinepik, dem archäologischen und dem Gartenlaubenroman, dem Salondrama und dem epigonischen Jambenstück auch manches zu den Akten geworfen, was groß und lebendig war. Aber es war bezeichnend, daß gerade im Jahre 1890 einer der Vorkämpfer der neuen Bewegung, Heinrich Hart, die volle Größe, die überragende Bedeutung Wilhelm Raabes, auch im Vergleich mit den größten germanischen Humoristen der Vergangenheit, nachdrücklich hervorhob. Allmählich versank die ganze Tages- und Jahresliteratur der siebziger Jahre, und mit dem Anbruch einer neuen, stark sozial empfindenden Zeit, mit der Besinnung auf ganz neue politische und nationale Pflichten drang langsam auch das Werk der großen Realisten wieder empor. Friedrich Hebbel und Otto Ludwig wurden den Deutschen mehr und mehr vertraute Gestalten, Willibald Alexis kam neu zur Geltung, Gottfried Keller starb im Spätglanz hohen Ruhms, und Wilhelm Raabes siebzigster Geburtstag ward als ein deutsches Fest von alt und jung laut und herzlich begangen. Hier fanden sich die Braunschweiger Freunde und Kenner mit Hans Hoffmann, Gustav Roethe und Julius Lohmeyer, mit jüngeren Literarhistorikern und Kritikern wie Heinrich Hart, Friedrich Düsel, Emil Sarnow, Gustav Zieler und Robert Lange zusammen, nicht zuletzt mit Adolf Stern, der sich wie um alle diese großen Realisten, so auch um Wilhelm Raabe dauerhafte Verdienste erworben hat.

Wilhelm Raabe aber nahm in den zehn Jahren von 1890 bis 1900 Abschied und ließ uns noch in „Altershausen", dem letzten Werk, dem einzigen, das er nicht mehr mit warmer Hand in die Welt entließ, spüren, daß weder seine Dichterkraft noch seine Herzensfestigkeit matt geworden waren. „Die Poeten haben das Recht, ein Glied aus der großen Kette des Daseins herauszuheben und abgeschlossen künstlerisch zu gestalten. Im Leben fliegen die Ringe dieser Kette ununterbrochen durch die Hand des Demiurgos, des Urkünstlers, der nichts von Anfang, nichts von Ende weiß, und welchem alles Harmonie und Blüte ist, was uns Mißklang und Verwesung scheint." Das hat schon der Wilhelm Raabe gewußt, der den „Frühling" schrieb — er durfte es uns mit dem Werke seines Winters noch einmal sagen, da er nun, von warmer Liebe umhegt, als ein teures Kleinod seines Volkes im engern und im weiteren Vaterlande saß und nach so viel Vergessenheit und Verkennung davon sprechen konnte, daß zu jeder deutschen Weihnacht, wenn die Lichter heruntergebrannt waren, in vielen Häusern sein Licht noch eine Stunde oder gar mehrere weiter in die Nacht leuchten durfte.

2.

Wenn man das Lebenswerk Wilhelm Raabes im ganzen überblickt, erkennt man vor allem sofort eins: er ist der geborene Erzähler und nichts als Erzähler. Er hat in dieser bewußten Ausschließlichkeit unter den neueren deutschen Dichtern von Bedeutung nur zwei seinesgleichen: Willibald Alexis und Rudolf Lindau. Unter seine Lyrik hat er selbst — man liest es aus dem „Dräumling" wohl heraus — sehr früh einen Strich gemacht, und niemals hat er wie der geborene Lyriker und Novellist Ferdinand von Saar, schmerzhaft um den Kranz, niemals, wie Conrad Ferdinand Meyer, sehnsüchtig um die Form des Dramatikers gerungen. Erzählen war ihm Dichtung und Leben geworden, und mit Recht durfte der Altgewordene sich weigern, sein Leben ausdrücklich zu beschreiben: es stehe ja alles in seinen Büchern.

Otto Ludwig hat einmal vom Epos gesagt, der Akzent dürfe nicht auf dem Handeln, sondern er müsse auf dem Begebenheitlichen liegen. Ganz klar hat offenbar auch Raabe diese Grundwahrheit erkannt; oder ist es anders aufzufassen, wenn er gerade einem seiner reichsten und besonders bezeichnenden Werke, den „Alten Nestern", folgenden Bericht Oskar Ludwig Bernhard Wolffs vorsetzt: „Ein Freund von mir begleitete einmal Goethen auf einem Spaziergange. Unterwegs stießen sie auf einen armen Knaben, der am Wege saß, den Kopf in den Händen und die Arme auf die Knie stützend. „Junge, was machst du da? Worauf wartest du?" rief Goethes Begleiter. — „Worauf sollte er warten, mein Freund?" nahm Goethe das Wort. „Er wartet auf menschliche Schicksale."

So, aus dem Drang zum „Begebenheitlichen" heraus, ist die ganze Fülle der Anschauung und des Wissens, die Wilhelm Raabe besaß, in seine Bücher hineingeströmt. Schon rein äußerlich umfaßt sein Werk eine schwer übersehbare Spanne von Zeit und Weite. Bis ins dreizehnte Jahrhundert, ins Jahr 1259 zurück, führen uns „Die Hämelschen Kinder"; im fünfzehnten Jahrhundert (1421—1423) spielt „Des Reiches Krone". Sehr gern hielt sich Raabe im Jahrhundert der Reformation auf: im Jahre 1550 beginnt „Unseres Herrgotts Kanzlei", 1556 „Der heilige Born". Am Ende des Jahrhunderts treten der „Student von Wittenberg" und „Lorenz Scheibenhart" auf, und im gleichen Jahr 1599 vollziehen sich die Geschicke des „Junkers von Denow", der „Schwarzen Galeere", der Menschen von „Sankt Thomas". Das Jahrhundert der wildesten Zerstörung, das siebzehnte, beginnt bei Raabe mit der „Grabrede" aus dem Jahre 1609; es folgen: „Else von der Tanne", 1673 „Höxter und Corvey", 1674—1675 „Der Marsch nach Hause", 1692 „Ein Geheimnis", 1697 „Michel Haas" — es sind die Schilderungen aus der Zeit des Großen Kurfürsten und Ludwigs des Vierzehnten. Ins achtzehnte Jahrhundert führen uns „Das letzte Recht" (1704), „Gedelöcke" (1731), die drei Erzählungen aus dem Siebenjährigen Kriege: „Die Innerste", „Das Odfeld" und „Hastenbeck", und die Geschichte aus der Revolutionszeit „Die Gänse von Bützow" (1794). Am breitesten und einläßlichsten ist die Darstellung aus dem neunzehnten Jahrhundert. Stimmung und Tat vor und nach den Befreiungskriegen geben „Im Siegeskranze", „Nach dem großen Kriege" und, im Rückblick, „Das Horn von Wanza"; ins Jahr 1820 versetzen „Die alte Universität" und „Hollunderblüte". In die Zeit des Deutschen Bundes ohne nähere Jahresangabe, zum Teil über weite Strecken hin, führen „Der Hungerpastor" (er beginnt in den zwanziger Jahren), „Die Leute aus dem Walde", „Ein Frühling", „Die Weihnachtsgeister", „Die

Kinder von Finkenrode", „Wer kann es wenden?", „Die drei Federn", „Der Schüdderump", „Alte Nester", „Frau Salome". In die fünfziger Jahre im besondern stellen uns „Die Chronik der Sperlingsgasse" und „Theklas Erbschaft", „Eulenpfingsten" (1858) und „Keltische Knochen", die im selben Schillerjahre wie „Der Dräumling" spielen — hatte doch auch Raabe im selben Jahr 1859 die Reise nach dem Süden gemacht und das Fest in Wolfenbüttel feiern helfen. Dem „Dräumling" schließt sich das Buch aus dem Jahre 1860, „Gutmanns Reisen", an, und in die sechziger Jahre ist die Handlung von „Abu Telfan", von „Christoph Pechlin" und die Erzählung „Zum wilden Mann" verlegt. 1866 erzählt die Großmutter der Enkelin die Erinnerung „Im Siegeskranze"; 1867 erleben wir den „Horacker" und den „Deutschen Mondschein". Nach 1867 spielt die „Prinzessin Fisch", gegen Ende des Jahrzehnts der „Meister Autor", 1869 „Das Horn von Wanza", im Jahre 1870 „Kloster Lugau" und der „Deutsche Adel", der noch etwas weiter führt. Und diesseits der Einigungskriege endlich liegen die Geschehnisse in „Villa Schönow", „Fabian und Sebastian", „Pfisters Mühle", „Im alten Eisen", „Stopfkuchen", den „Unruhigen Gästen", den „Akten des Vogelsangs", dem „Laren", „Wunnigel" und „Altershausen". „Vom alten Proteus" hat keine besondere Einstellung, ebenso ein paar Kleinigkeiten.

Noch weiter als die zeitliche Dehnung ist die örtliche von Raabes Werken. Die „Chronik der Sperlingsgasse" spielte ja in Berlin, und dorthin führen auch „Theklas Erbschaft", „Wer kann es wenden?", „Die Weihnachtsgeister", „Die Kinder von Finkenrode" (am Anfang und am Ende), „Die Leute aus dem Walde", das Mittelstück des „Hungerpastors", „Deutscher Adel", „Villa Schönow", „Im alten Eisen", der Schluß von „Pfisters Mühle", die „Akten des Vogelsangs", und die erste Hälfte der „Alten Nester". Fehrbellin und Rathenow zeigt der „Marsch nach Hause", Mecklenburg die Geschichte der „Gänse von Bützow", die Ostseeküste wiederum der „Hungerpastor", die Unterelbe die „Drei Federn", Lübeck und Travemünde „Im alten Eisen", die Nordsee bei Sylt „Deutscher Mondschein". Magdeburg lebt auf im „Studenten von Wittenberg", in „Unseres Herrgotts Kanzlei" und der „Grabrede" aus dem Jahre 1609. Am häufigsten werden wir nach Nordwestdeutschland gerufen, in das Land zwischen Elbe und Weser, zwischen der Lüneburger Heide, dem Harz, dem Solling und dem Teutoburger Wald. „Ein Frühling", „Nach dem großen Kriege", „Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas", „Drei Federn", der erste Teil des „Hungerpastors", „Abu Telfan", „Else von der Tanne", „Im Siegeskranze", „Der Dräumling", „Horacker", „Zum wilden Mann", „Wunnigel", „Fabian und Sebastian", „Villa Schönow", „Pfisters Mühle", „Unruhige Gäste", „Der Lar", „Stopfkuchen", „Kloster Lugau", „Die Akten des Vogelsangs" und „Altershausen" sind hier zu Hause.

Deutlicher wird die nordwestdeutsche Örtlichkeit im „Horn von Wanza", wo es zwischen Goldener Aue und Eichsfeld an ein Nebenflüßchen der Unstrut hingeht, in der „Innersten", die an dem Fluß spielt, der an Hildesheim vorbeirauscht, in der „Alten Universität" — Helmstedt —, im „Lorenz Scheibenhart" und im „Junker von Denow", die nach Braunschweig und Wolfenbüttel führen; der „Schüdderump" und „Frau Salome" geleiten uns an und in den Harz, „Meister Autor" in den Elm. Nahe der Weser, die der junge Raabe in Holzminden täglich vor sich sah, und an ihr spielen ein Teil der „Chronik", „Die Kinder von Finkenrode", „Der heilige Born", „Die Hämelschen Kinder", „Höxter und Corvey" die „Alten Nester", „Das Odfeld" und „Hastenbeck". Der „Junker von Denow" führt auch in die Rheinebene, nach Thüringen die „Prinzessin Fisch", Koburg ist der Schauplatz



Raabe-Büste
von Prof. Dr. Karl Seffner in der Deutschen Bücherei zu Leipzig

von „Gutmanns Reisen“, Frankfurt der von „Eulenpfingsten“, eine südwestdeutsche alte Stadt der des „Letzten Rechts“. „Christoph Pechlin“ ist in Schwaben, zumal in Stuttgart und auf dem Hohenstaufen, dann wiederum auch in Frankfurt am Main verörtlicht. „Der Marsch nach Hause“ beginnt und endet am Bodensee, in Lindau und Bregenz, „Des Reiches Krone“ in Nürnberg; wir lernen in dieser Erzählung ebenso wie in der „Hollunderblüte“ aber auch Böhmen kennen. Wiederum nach den einstigen Habsburger Landen führen die „Keltischen Knochen“ und die Wiener Vorgänge des „Schüdderumps“; auch im „Alten Eisen“ spiegelt sich Wien. Ganz aus deutschen Landen hinaus führen „Die schwarze Galeere“ — nach Antwerpen —, ein Teil des „Schüdderumps“ — nach Oberitalien — und des „Frühlings“ — nach Süditalien —; nach Paris holt uns Raabe im „Geheimnis“, nach Kopenhagen und Norwegen in „Gedelöcke“, nach Nordamerika (Kalifornien und St. Louis) in den „Leuten aus dem Walde“ und nach Afrika in „Sankt Thomas“ und im „Stopfkuchen“.

Eine Schauenskraft, die das einmal Gesehene für alle Zeiten festhielt, eine breite geschichtliche und erdkundliche Bildung, vor allem eine im Grunde keiner Grenzen mehr bedürftige und bewußte Phantasie sprechen aus der Tatsache dieses weiten Umkreises raabischer Darstellungskunst; wie sehr aus ihr zugleich die Fähigkeit geschichtlichen Nacherlebens hervorleuchtet, haben wir schon beobachtet. Und diesem allen verband sich eine weite literarische Bildung; ganz unaufdringlich, als etwas Verarbeitetes und Zugehöriges, nicht als aufgepfropfter Putz, redet sie aus jedem seiner Werke. Homer und, besonders in den älteren Werken, Dante, Goethe und Schiller, Shakespeare und Laurence Sterne werden sehr oft angeführt, nicht minder die Welt der Grimmschen Märchen und mit besonderer Vorliebe Jacob Böhme — das alles freilich nur als kleiner Teil einer wirklichen, nicht nur genäschigen Bildung. Vor allem aber hat sich Wilhelm Raabe an der Bibel erzogen; unendlich oft bringt er biblische Gleichnisse, biblische Wendungen, ganze Versreihen aus beiden Testamenten — man fühlt den eigensten Besitz. Und eine hübsche Nebenbeobachtung lehrt, daß Wilhelm Raabe sogar die ganze Unterhaltungsliteratur seiner Zeiten, von Clauren bis zu Frau Marlitt, kennt und heraufbringt.

Manches Mal bittet Raabe einen Dichter geradezu zum Paten eines Werkes: in „Kloster Lugau“ Shakespeare, dessen „Hamlet“ hier immer wieder gleichnisweise herangeholt wird; in „Prinzessin Fisch“ und den „Akten des Vogelsangs“ den jungen Goethe mit stimmungweckenden Versen. Schiller überglänzt den „Dräumling“. In „Gutmanns Reisen“ spricht immer wieder Jean Paul durch den Mund eines alten Landsmanns, und in „Hastenbeck“ erhalten die düstern wie die hellen Vorgänge ihr besonderes Licht durch die Idyllen Salomon Geßners, die ein Schweizer Hauptmann vom Schlachtfelde mitgebracht hat und die mit dem Andachtsbuch eines alten Kabinettspredigers im Hause des Pfarrherrn von Boffzen in einen feinen Wettbewerb treten. So holt sich Raabe einmal sein Leitmotiv aus fremden Dichtungen — in andern Fällen weiß er es anderswoher zu nehmen. Denn es gibt vielen seiner Werke einen besonderen Reiz, daß sie solch ein Leitmotiv durchtönt und hält. Dabei gewinnt Raabe diesen immer wieder auftauchenden Klang nicht stets von der Haupthandlung her, sondern unter Umständen auch aus einem nebensächlichen Zug, den wir vielleicht im Anfang nicht zu beachten geneigt waren und der uns dann, je länger, je mehr, dabei aber ganz unaufdringlich, den eigentlichen Sinn der Geschichte und Geschicke verdeutlicht. Zu solchem Ende tönt durch das „Horn von Wanza“ das alte Nachtwächterhorn aus vergangener böser und guter Zeit. So rauscht das Wasser

über das Rad von „Pfisters Mühle“, und so gibt das Schreien des Harzflusses im Winter, wenn das Eis bricht und kracht, den letzten Ton für die „Innerste“, den Ruf, der immer von neuem emporkommt und mehr als die bloße Begleitung der menschlichen Schicksale bedeutet. In den „Leuten aus dem Walde“ ist es die Weisheit des Sternsehers Heinrich Ulex, die Mahnung „Sieh nach den Sternen! Gib acht auf die Gassen“!, die als Leitmotiv durchgeht. Und im „Schüdderump“ vollends kommt der Stimmungszauber der ganzen Dichtung aus den wenigen Sätzen her, mit denen am Anfang der Pestkarren geschildert war, dessen Rattern und Rollen wir immer wieder, auch im hellsten Sonnenglanz, zu vernehmen meinen. Im „Hungerpastor“ ziehen alle Strahlen sich in der Schusterkugel des alten Meisters Unwirrsch zusammen; sie, die wassergefüllte Glaskugel, schwebt über dem Schreibtisch des Pfarrers an der Ostsee, wie sie über dem Werktisch seines Vaters in der Kröppelgasse geschwebt hat, wie sie geleuchtet hat über den Handwerkstischen von Hans Sachs und Jacob Böhme. Im „Laren“ schafft Raabe sich einen besonderen Augenpunkt durch den ausgestopften Hausgott, den Pithekus des Tierarztes.

Eigenartige Tönung gewinnen Raabes Geschichten oft durch die, die er sie erzählen läßt. Wie in der „Chronik“, so hat er auch später gelegentlich dritte als Verfasser eingeführt und jedesmal sehr fein den einen gegen den andern abgehoben. Der alte Wachholder berichtet ganz anders als Friedrich Langreuter, der uns die „Alten Nester“ erzählt, oder als der Oberregierungsrat, der die Akten vom Vogelsang abfaßt. Der Nürnberger Patrizier, der von „Des Reiches Krone“ aussagt, spricht wiederum anders als Georg Rollenhagen, wenn er die Schicksale des Jugendgefährten, des Studenten von Wittenberg, wieder erstehen läßt. Und zwischen den Aufzeichnungen, die der heimreisende Erzähler des „Stopfkuchens“ an Bord des „Leonhard Hagebucher“ niederschreibt, meinen wir immer wieder das Rollen der Wellen zu vernehmen, und es gibt der Geschichte aus der engern Heimat einen besonderen Ton, daß sie in dieser Umgebung nacherlebt wird.

Unendlich weit war Raabes Werk und ward immer lebensvoller, immer echter bis in den letzten Ton, je höher er emporstieg. Er wurzelte tief im Boden seiner Heimat zwischen Harz und Solling und wuchs mit seinem Wipfel über diesen Boden hoch hinaus. Hinter den meisten seiner Einzelmenschen steht die ganze Fülle des deutschen Lebens und die volle Wucht der deutschen Geschichte. Man versteht diese Geschichte freilich noch einmal so gut, wenn man Raabe kennt, wenn man die Naturgeschichte des deutschen Menschen aus seinen Dichtungen gelernt hat; aber man braucht umgekehrt zur vollen Erkenntnis seiner Größe auch wieder die Ausrichtung auf die deutschen Geschicke. Und wie Wilhelm Raabe von den „Hämelschen Kindern“ des Jahres 1259 bis in die erzwungene Mußezeit Bismarcks von „Altershausen“ nahezu den ganzen Umkreis deutschen Lebens erforscht und erfüllt hat, so gibt die lange Reihe seiner Gestalten etwas wie einen Verwandtenkreis deutscher Menschen, die bei aller charakteristischen Verschiedenheit familienhafte Züge tragen. Er ist selbst „aus dem Hause des deutschen Michels“; aber er möchte, in der Schilderung zerrissener Vergangenheit, dem Deutschen der Gegenwart immer wieder zurufen, wie der große Arndt: „Nicht Bayern, nicht Braunschweiger, nicht Hannoveraner, nicht Hessen, nicht Holsteiner, nicht Mecklenburger, nicht Österreicher, nicht Pfälzer, nicht Preußen, nicht Sachsen, nicht Schwaben, nicht Westfälinger, nicht Ihr, die Ihr sonst freie Reichsstädter hießet und waret. Alles, was sich Deutsche nennen darf — nicht gegeneinander, sondern: Deutsche für Deutsche!“ Und gerade auf seine letzte große geschichtliche Erzählung schrieb Raabe mit tiefer Absicht-

lichkeit als Leitwort den Ausspruch des Freiherrn vom und zum Stein, des Genossen Arndts: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland." Von dem echten, in der Enge bewährten Idealismus der Deutschen seiner Jugend und ersten Meisterzeit wollte Raabe uns, den Genossen seiner Spätzeit, und unseren Nachkommen das Beste in das größere, weitere, lauter gewordene Vaterland seiner Spätzeit mit hineingeben; wir brauchen es doppelt in dem Deutschland unserer Gegenwart, das die bitteren Früchte des Materialismus kosten und die Wurzeln eines neuen Idealismus legen muß.

Als Wilhelm Raabe, fast achtzig Jahre alt, starb, war die Teilnahme außerordentlich groß und tief. Man empfand: ein großer, schöpferischer, deutscher Mensch, ein Dichter von besonderer Art ein Erzähler von unvergleichlichem Reiz, von unvergleichlicher Lebensfülle und deutscher Bedeutung war dahingegangen. In der Weite seines Weltbildes, in der nachdrücklichen Kraft seiner Gestaltung, in der Fülle seines Lebensgehalts wuchs sein Werk über das aller andern deutschen Erzähler weit hinaus. Ein halbes Jahr vor ihm starb Björnstjerne Björnson, fünf Tage nach ihm Leo Tolstoi, zwei Dichter, von denen jeder die Art seines Volkes groß dargestellt hat. Und doch welcher tiefe Unterschied: jene beiden waren immer zugleich Agitatoren, Volksführer, ihre Wirkung war bei weitem größer, gegenständlicher, rascher zu fassen, aufregender in Zustimmung und Widerspruch. Aber wie oft haben sie darum auch enttäuschen müssen! Wilhelm Raabe ist einen anderen Weg gegangen. Er war ganz Künstler, aber nicht im Sinne jener Lehre, die Kunst nur für die Kunst schafft, sondern Künstler im bewußten Zusammenhang mit seinem Volk. Ruhig schuf er sein Werk, langsam wuchs es empor und überwölbt nun dauerhaft uns Überlebende und die, die nach uns kommen.

In der Umspannung aller Seiten des Lebens erinnert Raabe an einen andern Darsteller und Vertreter einer ganzen Nation, an Honoré de Balzac; und die scharfe Beobachtung, die Einläßlichkeit, die Gegenständlichkeit, die auch vor dem Herbsten und Schmutzigsten nicht zurückschreckt, teilt sicherlich der Deutsche mit dem Franzosen. Sehen wir, wie dieser sich in den Augen eines andern französischen Dichters spiegelt. In Alphonse Daudets Roman „Der Nabob" steigen zwei Abenteurer und arme Schelme, die auf dunklen Wegen ein Vermögen erworben haben und deren einen der Pöbel ungerecht zaust, nach einem Begräbnis vom Père Lachaise zu Paris herunter — und machen zwischen den Grabsteinen Frieden miteinander. „Während die beiden Figuren, die eine groß und vierschrötig, die andere plump und klein, in dem Seitenwege des großen Labyrinths verschwanden, beleuchtete ein letzter Strahl der untergehenden Sonne hinter ihnen auf einer Anhöhe eine ausdrucksvolle und kolossale Büste mit einer mächtigen Stirn unter langen, wallenden Haaren, mit gewaltigen, ironischen Lippen. Es war Balzac, der den beiden nachblickte . . ." So würde Wilhelm Raabe in der Spiegelung durch einen späteren deutschen Dichter niemals noch dem letzten und verlorensten Menschen nachblicken können, weil in ihm jene große Liebe zum Geschaffenen, jene scheue Menschenliebe war, die seinen Dichtungen ihre eigentümliche Wärme verleiht, jener eigentümlich-deutsche Erdgeruch „aus fruchtbaren Schwaden" des frisch gepflügten Ackers. Seine Werke lehren jenen Mut, auch unter Druck und Drang, jenen Mut, den „oft ein leiser Hauch von Menschenatem oder Westwind, ein Ton aus der Ferne oder ein Geräusch in der Nähe, ein Lichtstrahl aus einem Kinderauge oder aus trübe ziehendem Regengewölk mitbringt". „In blitzender Rüstung steht dann der Mensch, der vor einem Augenblick noch im Erdendreck und Lumpenbehang sich verkommen fühlte, und

alles ist Freiheit, und alles ist Kraft, und alles ist Ergebung — alles ein Wohlduft, ein Rauschen jungen Frühlingsgrüns, ein blaugoldenes Leuchten und Funkeln auf allen Seiten und klare See und freie Fahrt bis in alle Fernen!"

Daß das nicht ewig dauert, wissen nicht nur die Philister umher, das weiß auch der Dichter, der ruchlosem Optimismus fern, aber fern auch dem eigentlichen Pessimismus und gar dem satirischen Pessimismus steht. Auf keinem philosophischen System baut seine Kunst sich auf — von der Natur kam er her, wie Goethe und Uhland, Ludwig, Keller, Liliencron, und drang so, „menschlichen Schicksalen" nach, zu tiefem Gedankengehalt vor. Freilich war er dabei als Kulturdichter mit der vollen Bildung seiner Zeit gesättigt, hatte sie sich, weit über das Gewohnte hinaus, zu eigen gemacht, und das merkt man seinen Werken wohl an. Dennoch liegt es nicht an der Fülle seines Wissens und dem Reichtum scheinbar nebensächlicher Beobachtungen, daß Raabe zwar Hunderttausende von Lesern auf allen Stufen der deutschen Gesellschaft und Bildung (und auch im Auslande, zumal gerade in Frankreich) hat, aber doch mit seinen größten Werken bisher der Wirkung in die Breite entbehrt. Das liegt einfach an seiner Größe. Immer haben die Lafontaine, von Voß und Baumbach mehr Leser gehabt, als die Jean Paul, Alexis und Mörike, die Iffland und Birch-Pfeiffer mehr Zuschauer als die Schiller und Hebbel. Auch „Tasso" und „Iphigenie", „Wallenstein" und die „Nibelungen" sind nicht gleich verstanden worden, und das Schwergewicht geschichtlicher und sagenkundlicher Wissenschaft befähigt noch längst nicht, den eigentlichen Gehalt der Dichtungen künstlerisch und menschlich zu erfassen. Wie lange hat es gedauert, bis Kleists „feiger" Prinz von Homburg wirklich begriffen ward! So werden „den treuen Händen der Zeit" auch Raabes Werk und das Heldentum seiner Menschheit anvertraut werden dürfen; über seine Tage ragt er wie jeder Große weit hinaus, der Zukunft entgegen. Ihn zu kennen, erhöht das Gefühl des Lebens, und wir lernen es bei ihm, wie seine jungen Gestalten es immer wieder von den Alten, wohl auch einmal Alte von Jungen, zu lernen haben. Und so scheint Wilhelm Raabe wie kein anderer neuerer Dichter geschaffen und berufen, sein Volk noch in weite künftige Geschicke hineinzugeleiten. Sein Werk stärkt den Sinn für die Vergangenheit, es lehrt das Beste in ihr, den Idealismus der Vorfahren aus verengter Zeit weitertragen in die größeren und schwereren Verhältnisse der Gegenwart und der Zukunft. Zucht und Versenkung erfordert dieses Lebenswerk, stille Aufmerksamkeit und ein warmes Herz, Abwendung vom bloßen Schein und Lauschen auf die Innenstimmen; es fordert Einfühlung in andere und nicht rücksichtsloses Drauflosschreiten nur für sich, es fordert Verinnerlichung statt Veräußerlichung, und es lehrt, immer wieder in die Gassen, aber auch immer wieder über sie hinaus und hinauf nach den Sternen sehn. „Es ist doch der höchste Genuß auf Erden, Deutsch zu verstehn", das hat Wilhelm Raabe aus vollem Herzen ausgesprochen; wir sprechen es ihm mit Liebe und mit tiefster Betonung nach, wenn wir aus seinen Dichtungen neue Bekräftigung dieser Wahrheit geschöpft haben.

Ausgewählte Briefe Wilhelm Raabes.

(Bis auf den ersten ungedruckt).

An Dr. Thaddaeus Lau in Ottweiler (Raabes erste Selbstbiographie).

Wolfenbüttel, den 23. Mai 1861.

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut. Ich lebe hier von allem litterarischen Verkehr so ziemlich abgeschnitten und ist mir daher jedes freundliche Zeichen aus der Ferne um so erfrischender und ermunternder. Gern stelle ich Ihnen mein Dasein zu einer biographischen Skizze zur Disposition; nur ist daraus leider — oder gottlob? — wenig zu sehen.

Ich bin am 8. Sept. 1831 zu Eschershausen im Weserkreis des Herzogthums Braunschweig geboren und erhielt meine erste Erziehung in den Volksschulen und auf dem Gymnasium zu Holzminden und Stadtoldendorf, an welchem letzteren Ort mein Vater 1845 als Justizamtmann starb. Auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel lernte ich wenig mehr als Zeichnen und Deutsch schreiben und wurde 1849 nach Magdeburg geschickt, daselbst den Buchhandel zu lernen. Der Versuch mißlang vollständig und fast wäre ich daran zu Grunde gegangen, wenn ich mich nicht durch einen kühnen Sprung gerettet hätte. Krank kam ich nach Hause zurück, warf mich nun aber mit großem Eifer auf die Studien und konnte 1854 nach Berlin zur Universität gehen, wo ich bis 1856 blieb. Eine ziemliche Menge sehr verworrenen Wissens hatte ich im Hirn zusammengehäuft, jetzt konnte ich Ordnung darein bringen und that es nach Kräften. Ohne Bekannte und Freunde in der großen Stadt war ich vollständig auf mich selbst beschränkt und bildete mir in dem Getümmel eine eigene Welt. Im Sommer 1855 schrieb ich meine „Chronik der Sperlingsgasse", welche 1857 im Druck erschien. Das Buch ist jedenfalls sozusagen eine pathologische Merkwürdigkeit; — Trauerspiele und Gedichte habe ich vorher weder gemacht noch verbrannt und mich somit vor manchen Sünden bewahrt, die andere junge Poeten mit Feder und Dinte begehen. Das kleine Werk erhielt mehr Beifall, als es verdient, und so konnte ich nach meiner Rückkehr von der Universität im Jahre 1857 das Buch „Ein Frühling" schreiben. Davon erschien 1859 zu Rotterdam unter dem Titel Een lenteleven eine holländische Übersetzung, 1858 schrieb ich die „Die Kinder von Finkenrode", 1859—60 den „heiligen Born", — 1860 das Buch „Nach dem großen Kriege", meine letzte Arbeit. Dazwischen erschienen, meistens in den Westermannschen Monatsheften, die Novellen, Skizzen usw.: Der Weg zum Lachen, — Der Student von Wittenberg, — Weihnachtsgeister, — Lorenz Scheibenhart, — Einer aus der Menge, — Die alte Universität, — Der Junker von Denow, — Aus dem Lebensbuch des Schulmeisterleins Michel Haas, — Wer kann es wenden? — Die beiden Dichtungen: Königseid und der Kreuzgang, — Ein Geheimnis, Lebensbild aus den Tagen Ludwigs XIV., — Die schwarze Galeere, — Auf dunkelm Grunde.

Gegenwärtig lebe ich in Wolfenbüttel als Schriftsteller, habe mich verlobt und beschäftige mich mit neuen Arbeiten. Was ich von meinen Schriften selbst noch besitze, sende ich Ihnen hierbei; glauben Sie mir, verehrter Herr, Niemand ist mehr als ich von der Unzulänglichkeit dessen, was ich bis jetzt geschaffen, überzeugt.

Mit dem besten Gruß

Ihr ganz ergebner

Wilh. Raabe.

* * *

Aus einem Briefe an seinen Verleger Schotte, Berlin.

Wolfenbüttel, den 2. März 1859.

Geehrter Herr und Freund!

Indem ich Ihnen meinen Dank für Ihre gute Meinung von den Kindern von Finkenrode abstatte, schließe ich mich zugleich ganz Ihrer Hoffnung an, daß wir dem Namen Jacob Corvinus einen guten Klang verschaffen werden und zum Teil schon verschafft haben. Ich habe einen eigenen Weg eingeschlagen und werde denselben fortgehen und ich habe die feste Zuversicht, das Publikum werde es mir Dank wissen. Was für gute Ratschläge habe ich schon seit Beginn meiner schriftstellerischen Laufbahn, seit dem Erscheinen der Chronik bekommen, aber glauben Sie mir, Herr Schotte, Frische und Originalität werden nicht leichter vernichtet als durch die Befolgung guter Ratschläge. Ich fühle, daß ich noch Besseres leisten kann, als ich bis jetzt geleistet habe; aber ich kann zu diesem Besseren wie gesagt nur auf meinem eigenen Wege gelangen und das ist nicht die ausgetretene Heerstraße. Einen wahren Schriftsteller erkennt man erst im Zusammenhange seiner Schöpfungen. — Glauben Sie, daß man im 27. Lebensjahre Welt und Leben und Geschichte schon aufgereiht haben kann wie Perlen an einer Schnur? Sie haben mir einen Vers von Heine citiert; [Und nennt man die besten Namen, So wird Corvinus genannt.] ich schreibe Ihnen einen von Schiller ab:

Wer etwas Tüchtiges leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die größte Kraft.

Doch genug davon; Habent sua fata libelli! — —

* * *

An den Schriftsteller Hermann Breusing in Fürstenau.

Stuttgart, den 7. Januar 1865.

Hochgeehrter Herr!

Ich hatte soeben einen Brief an Sie abgesandt, als Ihr Paquet anlangte, und leider muß ich Ihnen heute mittheilen, daß auch meine Bemühungen, Ihr Manuscript unter zu bringen, vergeblich gewesen sind. Am letzten Mittwoch hat mir Hoefer Ihre Arbeit zurück-

gebracht und mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß er keinen Gebrauch davon machen könne, da er für wenigstens ein Jahr mit Manuscripten überhäuft sei. Sie haben ja aber auch schon mit ihm selbst correspondiert! — Ich habe darauf an das zweite hiesige Blatt, mit welchem ich außer Über Land und Meer in nähere Verbindung getreten bin, der Freya Ihr „Buntes Leben" empfohlen, bin aber auch hier abschläglich beschieden.

Das Schicksal drückt nicht allein schwer auf Sie. Da Sie mir einen Klagebrief geschrieben haben, so darf ich mit einem gleichen antworten. Schon seit einem Jahre leide ich in Folge zu übermäßiger Arbeit an den bösesten asthmatischen Beschwerden, welche mir oft wochenlang den Schlaf rauben; ich bin verheirathet, meine Frau ist nach einer unglücklichen Niederkunft den ganzen Herbst hindurch sehr krank gewesen. Sie sehen, es ist wohl dafür gesorgt, daß ich meine Feder nicht wie Cid Hamed ben Engeli an den Nagel aufhänge. Ich weiß ganz genau, mit welcher Sehnsucht man auf ein bessres „Morgen" warten kann, und so thut es mir um so mehr leid, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen eine gute Nachricht zu geben. Ich kann Ihnen nur sagen, verlieren Sie den Muth nicht; am Ende kommt es nur darauf an, daß man seinen Schild rein erhalten hat.

Ihr ganz ergebenster

Wilh. Raabe.

* * *

An Adolf Glaser, Redakteur von Westermanns Monatsheften.

Stuttgart d. 18. Jan. 1865.

Lieber Adolf!

Es freut mich, daß ich Dir die angenehme Gewißheit geben kann, daß ich noch lebe, und hoffe von Dir ein Ähnliches; wenngleich vor einiger Zeit das Gerücht hierher drang, Du seiest von der Stadt Wiesbaden in die zweite nassauische Kammer gewählt und habest über die Nachricht im loyalen Schrecken den Geist aufgegeben. Da aber, wie man mich versicherte, unter dem Januarheft der Westerm. Monatshefte (ich selber lese diese schlechte Compilation menschlicher Nichtigkeiten nicht) immer noch Dein glorwürdiger Name steht; so wird jene Nachricht von Deinem herzoglich nassauischen Absterben auf ihre gebührende Entenhaftigkeit zurückgeführt, und ich erlaube mir, Dir hiermit das beste Glück zu dem eben angebrochenen neuen Jahre zu wünschen und mich und die Meinigen Dir und den Deinigen ganz gehorsamst zu empfehlen.

Über das Grab hinaus Dein getreuer

Wilh. Raabe.

* * *

An den Verleger Eduard Hallberger in Stuttgart.

Stuttgart d. 3. Februar 1868

Geehrter Herr und Freund!

Diese Biographie würde ich sehr gern schreiben; allein ich kenne weder H. M[örike] persönlich, noch habe ich die geringste Kunde von seinem Lebensgange, und von seinen Werken sind mir nur seine Gedichte bekannt. Für diesen Aufsatz würden Sie aber keinen

bessern und willigern Mann finden, als den H. Professor Klaiber, der M's Stelle am hiesigen Katharinenstift übernommen hat und sein glühendster Verehrer, Schüler und auch schon Biograph (wenn ich nicht irre in der A. A. Zeitung) ist. Ich glaube auch, dieser Herr wäre in der Beziehung und mancher andern eine treffliche Errungenschaft für Ihr Blatt, — seine Arbeiten über das Märchen und die hier gehaltenen Vorträge sind Ihnen vielleicht noch im Gedächtniß; — persönlich kenne ich ihn freilich auch nicht anders als durch eine Begegnung bei Jensen.

J. G. Fischer, der ebenfalls zu M's genauesten Freunden und Kennern gehört, wird ebenfalls diese Biographie gewiß gern schreiben; doch ist freilich die Zeit ein wenig kurz.

Sollten diese beiden Herren den Vorschlag ablehnen und können Sie mir das Material zu dem Aufsatz verschaffen; so bin ich natürlich gern bereit das Gewünschte, wenigstens lesbar wenn auch nicht allzu ausgeführt zu schreiben.

Mit bestem Gruß

Ihr

Wilh. Raabe.

* * *

An denselben.

Stuttgart den 15 April 1869

Hochverehrtester Herr und Freund!

Ich danke Ihnen bestens für die Übersendung der Notiz in Betreff der holl. Übersetzung von Abu Telfan. Das ist mir sehr angenehm, besonders da der Übersetzer wahrscheinlich derselbe H. Brinckgreve ist, der mir gestern, ebenfalls durch Ihre Vermittelung, eine im vorigen Jahre erschienene Übertragung meiner Leute aus dem Walde schickte. Die Holländer sind schon seit längerer Zeit meine guten Freunde, und so stelle ich ihnen gern meine Schriften zur Verfügung, zumal wenn die Übersetzer, wie dieser, ihre Sache ordentlich und mit wirklicher Liebe machen. —

Es hat mir sehr leid gethan, daß ich weder Sie noch Ihren Herrn Bruder neulich, als ich Ihnen Ihrem Wunsche gemäß die beiden ersten Theile meines neuen Werkes bringen wollte, sprechen konnte; denn bis jetzt ist es mir leider unmöglich gewesen, die Zeit zu einem zweiten Besuch zu erübrigen. Aber der dritte Theil des Buches hat mich nunmehr beinahe vollständig zu der Überzeugung gebracht, daß der Abdruck in Über Land und Meer kaum vorteilhaft sein würde, und so denke ich dießmal gänzlich von einer Journalausgabe abzusehen, und einmal wieder, nach Art unserer Großväter, sogleich ein ordentliches Buch [zu] ediren.

Mit den freundlichsten Grüßen

Ihr ergebenster

Wilh. Raabe.

* * *

An Frau Lina Loeper zu Wilhelmsfelde in Pommern.

Stuttgart d. 11 Febr. 1868

Geehrte Frau!

Es wird dem Schriftsteller immer hochwillkommen sein, wenn ihm ein Zeichen zu Theil wird, daß sein Wirken nicht ganz vergeblich ist, und somit danke ich auch Ihnen für

Ihren freundlichen Brief. Mein Lebensgang ist freilich so einfach, daß kaum etwas darüber zu sagen wäre. Ich bin in einem kleinen Braunschweigischen Flecken geboren, habe mich ziemlich umhergetrieben, Mancherlei studiert und lebe jetzt seit einigen Jahren als Ehemann und Familienvater hier in Stuttgart im Schwabenland, allwo man, wie Sie wissen, bis zum vierzigsten Jahr Zeit hat, Thorheiten zu begehen und also auch Bücher von allerlei Art, Stimmung und Humoren zu schreiben.

Daß in diesen Büchern Manches wenigen aber guten Leuten gefällt, ist wie gesagt, kein übler Trost in allen Bedrängnissen, von denen ja kein Leben befreit sein kann. Daß diese Bücher so ziemlich alle auf einem ernsten Grunde ruhen, findet seine Erklärung in demselben Satze der Weltordnung, der den Melancholiker zum Humoristen und den Hypochonder zum Komiker macht.

Auf Ihre Fragen in Betreff des Hungerpastors kann ich Ihnen nur mit einem neuen Räthsel in einem andern Buche antworten, und dieses heißt: Abu Telfan, oder die Heimkehr vom Mondgebirge! — —

Mit dem innigsten Wunsche, daß Ihnen das Leben sich zu einem recht schönen und freundlichen Kreise runden möge

Ihr ergebenster

Wilh. Raabe.

* * *

An den Schriftsteller Ludwig Ordemann in Hameln.

Braunschweig, den 27. Februar 1880

Hochgeehrtester Herr!

Eben war mir Ihre Sendung zugegangen, als mir die Wiener Neue Freie Presse vom 20sten Februar dieses Jahres in die Hände fiel; und in derselben war in einer M(oritz) N(ecker) unterzeichneten Besprechung meiner letzten Schriften unter Anderem zu lesen:

„In dem ganzen Buche von den „Alten Nestern" mit seiner unaufhörlichen Sentenzenjagd ist keine Betrachtung zu finden, die durch ihre Originalität und Schönheit überraschen könnte. Es ist eben weiter nichts als Manier, sie will humoristisch sein und ist langweilig, sie will vielleicht die Stimmung vertiefen und benimmt ihr jede Wärme. Dafür ist sie das Gegentheil aller Poesie." usw.

Da nun dies im Durchschnitt der Tenor aller Kritik meiner Bücher im deutschen Volke, und zwar nunmehr bald ein Vierteljahrhundert durch, gewesen ist, so mögen Sie sich vorstellen, wie erquicklich eine so freudige Hingebung an einen Autor gleich der Ihrigen, auf eben diesen Autor wirken muß. Nehmen Sie meinen Dank dafür und erhalten Sie mir Ihre Zuneigung gleich so vielen Anderen, die nicht im Stande sind, ihre bessere Meinung drucken zu lassen, dieselbe mir aber doch von Nah und Fern freundlich billigend von Zeit zu Zeit aussprechen! Mit vollstem Danke erkenne ich auch an, was Sie durch die Vorbereitung der Collectaneen für mich thun wollen; aber — haben Sie wirklich die volle Gewißheit, daß Sie auf diese Weise Ihren Zweck erreichen werden? Ich bezweifle das Letztere. Ich glaube fest, der Autor hätte schwer zu büßen für eine Beatificatio bei Lebzeiten, die man kaum an dem Todten ungestraft hingehen läßt. Ob die Worte und Sätze, die Sie gleich Perlen auf eine Schnur gereiht haben, wirklich solche werthvollen Perlen sind, will

ich dahin gestellt sein lassen (ich halte mich mehr für einen Charaktermaler als einen Sinnspruchschreiber!); aber Eines weiß ich: meine verehrlichen Land- und Zeitgenossen würden es sehr übel aufnehmen, wenn man ihnen Derartiges jetzt schon zu Markte brächte. Daß das Gute doch gefunden wird, davon sind Sie ja, verehrter Herr, mir sell st ein tröstlich Exempel. — Der Jensensche Essay in den Westermannschen Monatsheften ist auch ganz ohne mein Wissen und sehr gegen meinen Willen geschrieben und gedruckt worden! — In silentio et spe erit fortitudo vestra, sagen die Trappisten, und auf den Trostspruch werde ich freilich wohl noch längere Zeit angewiesen sein. Hätten Sie Ihre Sammlung drucken lassen, ohne mich vorher um meine Zustimmung zu fragen, so hätte ich natürlich alle Folgen — behagliche und unbehagliche — auch wohl überwunden; aber nun, da die Frage gestellt worden ist, kann ich sie nur Ihnen in Ihr eigenes Gefühl zurückschieben. Nennen Sie mir ein litterarisch Exempel, wo einem lebenden Schriftsteller ein Ähnliches geschah, und wo dann die Besten im Lande sagten: Ja, es ist gut so! — und Sie sollen mit dem Manuskript schalten und walten können, wie es Ihnen beliebt. —

Gern möchte ich über Ihr Leben und Wesen etwas Näheres erfahren; wollen Sie mir in einer Mußestunde Einiges darüber mittheilen, so würden Sie mir eine Freude dadurch machen. Als Gegengabe würde ich Ihnen gern nach Ihrem Wunsche zu dem Besitze von „Halb Mähr, halb mehr" verhelfen, allein leider ist mir das nicht möglich. Das Buch ist schon seit längeren Jahren vergriffen, und ich besitze selber nur noch ein einziges Exemplar davon. Es enthält übrigens auch nur einige Erzählungen und Skizzen, und ein Wiederabdruck wird sich sicherlich dem jetzigen Verleger nicht lohnen, da derselbe seine Rechnung kaum beim „Horacker" gefunden hat, von dem ihm im Laufe von vier Jahren wohl noch nicht 1500 Exemplare durch das deutsche Publikum abgeholt worden sind.

Und unter diesen Umständen wollten Sie es wirklich wagen, einem andern Buchhändler mit „Goldenen Worten aus Wilhelm Raabes Schriften" goldene Berge zu versprechen?! Ich trage die Verantwortung nicht! —

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr freundlich ergebener

Wilh. Raabe.

* * *

An denselben.

Braunschweig, den 24. März 1880

Hochgeehrtester Herr!

Ich habe Ihrem Wunsche zufolge die Sache noch einmal genau überlegt, aber bin zu keinem anderen Resultate gelangt und kann von meiner ersten Anschauung wirklich nicht abgehen. Hätten Sie eine Abhandlung über mein bescheiden Wirken, eine Monographie mit noch so vielen Auszügen aus meinen Schriften geschrieben, so würde Niemand etwas dagegen einwenden, und ich am allerwenigsten. Aber hier liegt jetzt Etwas vor, was etwas ganz Anderes ist: ein Buch, das einem lebenden, und leider noch alljährlich zu Markte ziehenden Autor stückweise aus dem Leibe geschnitten ist, und so ein ganz kurioses Leben für sich hat. — Versetzen Sie sich nun selber in das gespenstische Gefühl, welches mich überkommen müßte, wenn mir so ein sonderbarer Doppelgänger auf besagtem Markte begegnete!

Das Manuskript, wie es jetzt vorliegt, können Sie wahrhaftig erst nach meinem mehr oder weniger seligen Abscheiden aus dieser Welt herausgeben, und dazu gebe ich Ihnen hiermit feierlichst die Erlaubniß. Wahrscheinlich sind Sie viel jünger als ich, und hoffentlich überleben Sie mich recht viele Jahre, damit Sie fröhlich die Wirkung Ihrer freundlichen Arbeit beobachten können.

Mit bestem Gruß Ihr ergebenster

Wilh. Raabe.

* * *

An den Schriftsteller Otto Elster.

Braunschweig, den 2. Octob. 1888 Leisewitzstraße 7.

Hochverehrter Herr Landsmann!

Besten Dank für Ihren herzlichen Brief und die beigelegte Nummer des Köln. Tageblattes. Es freut mich sehr, daß ich auch Ihrer Ansicht nach die richtige Farbe für die Schilderung unserer Heimathgegend getroffen habe. Fast noch mehr aber hat es mir zur Genugthuung gereicht, daß Sie herausgefühlt haben, daß der eigentliche „Held" des Buches das Odfeld selber und nicht der Mag. Buchius, der Junker von Münchhausen oder der Herzog Ferdinand von Braunschweig usw. ist.

Dem guten Herzog aber habe ich, trotzdem daß ich, wie Sie wissen, kein „Welfe" bin, seit langen Jahren eine Stelle in meiner Bildergallerie aufgehoben. Wenn es mir nur gelungen wäre, ihn durch meine Dichtung wenigstens einem kleinen Bruchtheil des deutschen Volkes in ein helleres Licht zu rücken, so würde ich das mir freilich wohl als ein Verdienst zurechnen dürfen. Jedenfalls kann ich auf Ihr Zeugniß annehmen, daß ich den „Gau um den Ith" mit lebendigen Menschenwesen bevölkert habe in meinem Buche.

Wo und wie Sie, lieber Landsmann, übrigens für die Geschichte vom „Odfeld" von Ihrer jetzigen Stellung aus noch wirken können, da thun Sie es ja. Das Ding ist nicht für den heutigen Kammerjungfer- und Ladenschwengel-Geschmack unserer Nation zugeschrieben! —

Ihren letzten Herz. v. Br. werde ich selbstverständlich mit Interesse lesen und bitte ich, ihn mir seinerzeit zugehen zu lassen. Sie haben sich da aber ein heikel Thema ausgewählt! —

Die Kleiderseller florieren noch und nach alter Weise: Donnerstags auf dem Grünen Jäger, Sonnabends in der Klippstube des Gewandhauses. Lassen Sie sich doch bald einmal wieder an dem einen, wie andern Orte sehen. Auch der feuchte Pinsel blüht noch und gedenkt Ihrer. Baumeister Leitzen hat mir in schönen Aquarellen Abbildungen des Klosters Amelungsborn, sowie des Odfelds neulich von der Weser mitgebracht.

Wir werden die Gegend doch noch in der Leute Mund bringen!

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Wilh. Raabe.

* * *

An den Seminar-Inspektor Friedrich Jeep zu Wolfenbüttel.

Braunschweig, den 29. August 1891.

Lieber Vetter!

Schönen Dank für Deine freundliche Mitteilung, die mir sehr interessant war, obgleich es sich bei dem Albumblatt nicht um meinen Großvater handelt. Mein Großvater hieß August Heinrich, aber dieser Christ. Ludwig Raabe von A. 1774 und aus Cassel ist höchst wahrscheinlich doch auch ein Angehöriger der Familie. Ich erinnere mich, in meiner Kindheit, so gegen Ende der dreißiger Jahre, mit meinen Eltern in Cassel bei Verwandten gewesen zu sein. Es hat dort eine Raabe'sche Buchhandlung gegeben, (später Raabé) die wenn ich nicht irre, sich in die Firma Luckhardt verwandelt hat. Ob wir damals Raabes oder Luckhardts als Vettern begrüßt haben, kann ich natürlich nicht mehr sagen. Es sind fünfzig Jahr, und das ist eine ziemlich lange Zeit. —

Mit dem Postsekretär Rabe in der Schrift über den weiland Generalsuperintendenten und Rektor von Amelungs Kloster ist aber der alte spätere Postmeister Raabe in Holzminden, mein Großvater, sicherlich ein und dieselbe Person. Der frühere Candidat der Theologie hat sich so eifrig litterarisch beschäftigt, daß er damals wohl unter die hervorragenderen Braunschweigischen Persönlichkeiten gerechnet worden ist; und aus Correkturen-Erfahrung weiß ich, wie gern denkende und nichtdenkende Setzer das R und N verwechseln. Die Verhandlung zwischen dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und meinem Großvater ist vollkommen historisch. „Mein lieber Raabe, man kann dem Vaterlande eben so gut in einem blauen als in einem schwarzen Rocke dienen", haben Durchlaucht gemeint, und der Kandidat der Gottesgelahrtheit hat den schwarzen Rock an den Nagel gehängt und den blauen, mit gelbem Kragen, angezogen. Ihn sehe ich in seiner „herzoglich Braunschweigischen Postuniform" an seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum Anno 1838 noch ganz deutlich vor mir! — Beiläufig, das Motto aus meinem „Odfeld" ist aus einem Aufsatz von ihm genommen. Dieser Aufsatz ist 1787 von ihm geschrieben worden und 1887 habe ich mein Buch geschrieben: so haben sich Großvater und Enkel grade nach hundert Jahren auf Einem Blatt litterarisch zusammengefunden! — —

Nochmals besten Dank für Deinen Brief! Dein Wilh. Raabe.

* * *

An denselben.

Braunschweig, den 4. Dezember 1892.

Lieber Vetter!

Wenn ich nicht seit Empfang Deines Briefes bis vorgestern einem Berliner Porträtmaler hätte „sitzen" müssen, so würde ich Dir schon eher auf Deine freundliche Zuschrift geantwortet haben. Schönsten Dank für Deine Findlinge in Betreff des alten Großvaters Raabe! Der Mann ist von früh auf litterarisch tätig gewesen. Ein unermüdlicher Aufklärer des 18ten Jahrhunderts! Wenn Du Dich weiter mit ihm beschäftigen willst, so wird der Verlagskatalog der Hahnschen Buchhandlung in Hannover Dir wahrscheinlich manche Produkte seiner Feder aufzählen. Mein Bruder besitzt eine kurze Aufzeichnung meines

Vaters über sein Leben, die ich mir nächstens einmal abschreiben werde. Ich erinnere mich seiner in der von Dir geschilderten Braunschw. Postuniform noch sehr gut und habe manchen Tag in seiner Poststube zugebracht. Auf seinem 50jährigen Amtsjubiläum habe ich mir aus seinem Ehrenpokal (von den Kollegen gestiftet) den ersten kleinen Rausch gezeugt. Das war Anno 1838! —

Des Rektor Christian Leistes (Großvater meiner Frau) Bildniß ist aus dem Nachlaß meines Schwagers Karl Leiste jetzt in unsern Besitz übergegangen. Ein frommer Mann, der zwar viel mit Lessing in Wolfenbüttel zusammen arbeitete, aber den Herrn Hofrath und Bibliothekar doch für einen Verlorenen, was sein Seelenheil anbetraf, hielt und seine Herren Primaner nicht dringend genug vor ihm, seinem Leben, Wesen, Denken und Treiben warnen konnte. Da der alte Justus Georg Schottel auch zu meinen Ahnen zählt, da meine Großmutter väterlicher Seits eine geborene Schottelius war, so bin ich der deutschen Litteratur nicht bloß durch meine eigenen Schreibereien verwandt, und darf mich von lange her trefflicher Vorvordern rühmen. —

Nun zur Beantwortung Deiner Fragen. 1) Vom „Holzmindischen Wochenblatt" besitze ich Jahrgang 1787. Mein Großvater ist eifriger Mitarbeiter gewesen; ich habe von ihm Manches für mein „Odfeld" gebrauchen können. Auch das Citat auf dem Titel ist einem seiner Aufsätze entnommen: grade hundert Jahre nach dem ersten Abdruck hat der Enkel dem deutschen Volke die wackeren Worte wieder ins Gedächtniß gerufen. — 2) Andre Braunschw. Zeitungen, Kalender usw. besitze ich nicht. 3) Die Verlobungskarten aus der Zeit der Stöckelschuhe hat mir Heinrich nicht eingehändigt. 4) habe ich durchaus keine Lust, „Erinnerungen aus meinem Leben" herauszugeben.

Aber schreibe Du doch eine nach allen Seiten hin reichende Familien-Gelehrten-Geschichte!! —

Mit freundlichsten Grüßen

Dein getreuer

Wilh. Raabe.

* * *

An Prof. Dr. Robert Lange in Leipzig.

Braunschweig, den 23. August 1897

Hochgeehrter Herr!

Auch ich habe natürlich meine Freude an dem Gerberschen Buche gehabt; aber von irgend welchem Einfluß bin ich auf es durchaus nicht gewesen. Es hat mich wahrlich tief rühren müssen, wie dieser Mann sich durch lange Jahre in seinen Autor hineingelesen und sich so würdig dessen Entwickelung zurecht gelegt hat!

Ich habe dem trefflichen — mir persönlich ganz unbekannten Freunde geschrieben: es würde wieder ein Buch meinerseits dazu gehören, um ihm mit Ja und Nein sein Recht zu geben, und dasselbe kann ich auch Ihnen nur sagen. Lesen Sie aus dem alten Raabe etwas Anderes heraus, als Paul Gerber, so ist das ganz und gar Ihr Recht, doch genauere Rechenschaft darüber, wie, wo und wann mir was angeflogen ist auf meinem Wege durch den Erdenstaub und sich auf dem Papier abgelagert hat, lege ich nicht ab.

Aber es ist schön von Ihnen, daß Sie auch hier wieder in den Blättern für litterarische Unterhaltung für mich eintreten wollen, und ich bin Ihnen im Voraus sehr dankbar. Sollte es sich nicht lohnen, d. h. ersprießlich sein, die Schulbibliotheken auf das betreffende Werk hinzuweisen? Es wäre mir sehr erfreulich, wenn Verfasser und Verleger doch einigen Erfolg von ihrer Arbeit und ihrem Wagniß hätten. —

Die Geschichten aus „Halb Mähr, halb mehr" konnten in die Sammlung nicht aufgenommen werden, weil dem ein älterer Verlagskontrakt entgegenstand.

Der vielverketzerte „wilde Mann" ist nur aus formalen Gründen weggeblieben. Der 3te Band wäre zu „dick" geworden und hochedles Publikum hätte fragen können: „Dafür noch mal Geld ausgeben?" Für zwanzig Pfennige war das Ding so schön in der Reclam-Bibliothek zu haben.

Im Ernst, daß ich die Erzählung seinerzeit in diese „Bibliothek" hineingegeben habe, mag Ihnen ein Beweis sein, wie hoch ich sie Allerwelt zum Trotz stelle! —

Mit besten Grüßen und aufrichtigen Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr ergebenster

Wilh. Raabe.

* * *

An Prof. Paul Gerber in Stargard.

Braunschweig, den 10. April 1897

Lieber Herr Gerber!

Nun habe ich das ernste, würdige Buch, daß Sie mir zum Sonntag Judica geschickt haben, zum erstenmal zu Ende gelesen und kann Ihnen vorerst natürlich nur meinen herzlichen Dank für die große Mühe und die Theilnahme, die Sie mir gewidmet haben, sagen. Sie haben mir mehrfach meine lange litterarische Laufbahn in einer Weise vorgeführt, in welche ich persönlich mich vielleicht schwerer hineinfinden kann, als Einer, der nicht als Zergliederungsobjekt dem Verfasser solcher „Würdigung" auf dem Seziertische liegt. Wie wunderbar wohltuend war es mir, Produkte, denen ich heute nach einem Menschenalter kritisch kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen muß, bei Ihnen noch so warm lebendig zu finden! Es ist ja aber auch aus dem Frühling, von Unseres Herrgotts Kanzlei und den Leuten aus dem Walde her ein „langer und mühseliger Weg" bis zum Stopfkuchen gewesen! Daß Sie aber letzterem Buche seine rechte Stelle in meinem Lebenswerke gegeben haben, das hat mich mehr als alles andere in Ihrer Monographie gefreut. Der, welcher als Poet, als Künstler, seine Kunst erobert hat, wie Heinrich Schaumann seine Rothe Schanze, der kann Ihnen nur sagen: Das haben Sie gut herausgefühlt, verehrter Freund! So ist's gewesen, so ist's! —

Ihrer Arbeit heute schon, was Zustimmung und Widerspruch anbetrifft, gerecht zu werden, ist selbstverständlich eine Unmöglichkeit. Nach der zweiten oder dritten Lesung werde ich dazu befähigter sein, aber das sehe ich jetzt schon ein: hier würde wieder einmal ein Buch auf ein Buch gehören und doch nicht erreicht werden, was ein mündliches Aussprechen bald bringen würde.

Was Ihr letztes Kapitel — mir das nachdenklichste! — angeht, so kann ich Sie nur auf meinen alten Stuttgarter Freund, den Dante-Übersetzer Friedrich Notter und sein

nachgelassenes Werk: „Gott und Seele, Stimmen der Völker und Zeiten" verweisen. Lesen Sie nach, was er in den „Zeugnissen der Einzelnen" den Ersten aller Berufenen, Shakespeare, über seine Grenzen sagen läßt! Nachher müssen wir anderen in der Niederung uns wohl bescheiden, die Parakleten der Zukunft spielen zu wollen.

Da ich diesen Brief gern zum Sonntag Palmarum in Ihren Händen sehen möchte, schließe ich in der Hoffnung, daß Ihre Liebesmühe für den alten wunderlichen Braunschweiger auch Ihnen Freude machen und Freunde erwerben werde.

Ihr

Wilh. Raabe.

* * *

An denselben.

Braunschweig, den 11. September 1897

Hochgeehrter Herr und Freund!

Eben schickt mir Dr. Rob. Lange aus Leipzig seine Besprechung Ihres Buches in den Bl. f. litt. Unterh., und sie schließt sich würdig und erfreulich alledem an, was ich bis jetzt mündlich, schriftlich und durch den Druck über Ihre schöne und mühevolle Arbeit vernommen habe.

Wie Herr W. Friedrich bei seinem „Verlagsartikel" fahren wird, weiß ich nicht. Sie aber haben sich durch Ihr Werk viele Freunde im deutschen Volke erworben, und das muß ja für Unsereinen immer die Hauptsache sein und bleiben.

Daß Sie mich nicht dann und wann um meine Meinung über vielleicht von mir längst Vergessenes gefragt haben, ist ganz recht. Was hätte ich Ihnen sagen können, wie vor Jahren und Jahren Stoffe, Stimmungen usw. an mich herangetreten sind und sich auf Konzept- und Druckpapier abgelagert haben? Abgesehen von jeder Kritik meinerseits im Einzelnen, ist mir Ihr Buch als Ganzes eine solche Bürgschaft dafür, daß eine mehr als 40jährige Lebensarbeit nicht umsonst getan worden ist, daß es allein schon des Lohnes genug ist.

Kommt auch vielleicht einmal ein Anderer, der das Ding anders sieht, so bleibt Ihnen immer das Verdienst, daß Sie der Erste gewesen sind, der den alten verstaubten Kerl in Braunschweig aus seinem Winkel herausgeholt und ihn gebürstet und gewaschen dem verehrlichen Publikum unter die Nase gestellt hat: „Ein bischen genauer könntet Ihr ihn Euch doch wohl mal ansehen!" — Ich hätte Ihnen schon längst geschrieben, aber es ist in diesem Jahre viel Unruhe in meinem Hause gewesen, Familienfreude, aber auch Sorgen — Arbeit, und was diese anbetrifft, das Wort: Noblesse oblige! — Ich möchte nicht zu früh die Jungen hinter mir herschreien hören: „Kahlkopf!" und damit sitze ich jetzt vor meinem jetzigen Manuskript ins dritte Jahr: Komödianten und Litteraten sollten nicht alt werden, wenn sie auf dem Seil bleiben müssen!

Aber dessen ungeachtet besten Dank für Ihren freundlichen Gruß und Glückwunsch zum Geburtstage! Daß es Ihnen und den Ihrigen wohl ergehen möge, wünsche ich in Treuen.

Wilh. Raabe.

An den Staatsrat Dr. Carl v. Schönhardt in Stuttgart.

Braunschweig, den 30. Dezember 1898

Lieber alter Freund Karl!

Du hast mir durch Übersendung Deiner gesammelten Gedichte eine herzliche Freude gemacht: habe schönsten Dank dafür! Meine Prosa, „Hastenbeck“ genannt, habe ich Dir umgehend als Gegengabe zugeworfen: mögest auch Du einiges Behagen daran finden!

Aus Deinem lieben Buch steigt mir mein altes Schwaben wieder wie im vollen Sonnenschein aus der Zeiten-Dämmerung herauf; auch alle die Personalien darin tragen dazu bei, es mir werth zu machen. Nochmals vielen Dank!

Daß Euch Euer Leben das Jahr 1898 durch still und „ohne ein besonderes Ereigniß“ verflossen ist, laß Dir nicht unlieb sein; die ereignißreichen Zeiten sind nur selten die behaglichen.

Auch wir haben Äußerliches wenig erlebt. Daß ich nach dreijähriger Arbeit meine niedersächsische Odyssee zum Abschluß gebracht habe, ist für mich persönlich wohl das Hauptsächlichste gewesen. Na, für das Achtundsechzigste ist's noch mal so leidlich gegangen; aber wer ist's, der mal gesagt hat:

„Ein alter Poet ist ein alter Hund!“ —?

Da habt Ihr es besser, die Ihr Euch, wenn der Kopf wackelt und das Knie in der Hose schlottert, cum dignitate mit vollem Gehalte pensionieren lassen könnt. —

Unsere Sommerfahrten haben sich für meine Frau und mich dies Jahr auf ein paar Wochen Porta Westfalica beschränkt. Wir haben aber recht vergnüglich in Minden Großvater- und Großmutterpflichten verrichtet.

Zu Weihnachten haben wir die ganze Familie beisammen hier bei uns gehabt und dazu eine junge Kurländer Malerin, die meine Älteste aus München mitgebracht hatte. Es lief fast auf ein Manövermassenquartier hinaus, wie mein Schwiegersohn meinte. —

Nun ist das Jahr Neunundneunzig vor der Thür: Was aus dem Dreibund werden mag, unsern Zweibund, alter Freund, werden wir, wenn die Götter es zulassen, unversehrt in das zwanzigste Saekulum in Treuen hinein retten. Nicht wahr?

Und somit Dir und Deinen „Marien“ die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahr!

Dein Wilh. Raabe mit Familie.

* * *

An denselben.

Braunschweig, den 27. Dezember 1899.

Lieber alter Freund!

Da Staat und Kirche den Anfang des neuen Jahrhunderts auf die Mitternacht 99/00 gelegt haben, so halte ich es auch für meine Pflicht, dießmal Dir und den Deinigen nicht nur zum Beginn des neuen Jahres, sondern auch des neuen Säkulums herzlichst Glück zu wünschen!

Daß das tausendjährige Reich mit dem ersten Januar 1900 anhebe, glaube ich gerade nicht: Die Herren Chamberlain, Rhodes und Consorten würde unser Herr Jesus Christus

wohl nicht als Posaunenengel seiner Wiederkunft vorausgeschickt haben, um Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen zu verkündigen. — — Hoffentlich ist es Euch, seit Du zum letztenmal uns Nachricht gabest, nach Wunsch ergangen. Mir hat das verflossene Jahr im Frühling die Euch mitgetheilte Verlobung und im Winter den — Maximiliansorden ins Haus gebracht. Nachdem ich mich, was den letzteren betrifft, von meiner Erstarrung erholt hatte, konnte ich natürlich nur den Wunsch haben: „Möge der liebe Gott es dem Hause Wittelsbach danken und wenigstens ein anständiger Bruchteil des deutschen Volkes mit der „Ehrung“ einverstanden sein!“ —

Wenn nun die Leute gar noch anfangen sollten, meine Bücher zu kaufen, dann könnte ich am Ende doch noch wenigstens für mich an den Beginn des tausendjährigen Reiches glauben! Den Platz, den ich mir aber bereits auf hiesigem „Centralfriedhof“ neben meiner kleinen Gertrud belegt habe, gebe ich der Herrlichkeit wegen doch nicht auf. Ein Kirchenschlaf während der Predigt soll gar kein übler Genuß sein! —

Doch nun des scherzhaften Ernstes und ernsthaften Scherzes genug! In alter ernster treuer Freundschaft wollen wir unseren Weg weiter gehen, lieber Alter, und uns an allem Sonnenschein auf unserem niederwärts führenden Pfade erfreuen.

Eben erhalte ich die Nachricht, daß nun auch Alwine unsrem guten Otto [Müller] am Weihnachtsabend nachgegangen ist. Aber sie ist achtundsiebzig Jahre alt geworden, und somit — auf Wiedersehen im zwanzigsten Jahrhundert! Wenn auch alle andern Federn geknickt sind, die Schreiberfeder läßt ja Unsereiner bis zum Letzten nicht fahren und fallen!

Dein Wilh. Raabe.

* * *

An denselben.

Braunschweig, den 30. Dezember 1903.

Mein lieber alter Karl!

Wie freue ich mich immer, wenn ich mal wieder Deine Handschrift auf einem Briefe sehe! Wir drei, Du, die Karoline Notter und ich sind ja die letzten aus jener Zeit vor vierzig und mehr Jahren, wo wir noch jung waren und Stuttgart auch noch jünger.

Mit Dir heute durch das Stuttgart von heute zu wandern, das wäre mir doch zu gespenstisch! Aber Dein Weg nach Braunschweig könnte doch einmal abfallen vom Wege nach Weimar. Und dann bringst Du den Hans Hoffmann mit, — vielleicht hat er Dir Bericht gegeben von dem Kreise menschlicher Menschen hier, in welchem man hier wohl eine Nacht durch der Zeit Scheußlichkeiten das Bein stellen und selber dabei aufrecht bleiben kann.

Herzlich gefreut hat mich die gute Nachricht aus Deiner Familie. Auch meiner Frau hat Borkum gut gethan. Die heißen Seebäder haben ihr ihr Bein wenigstens zu annähernd schmerzlosem Gebrauche wiedergegeben. Hoffentlich bleibt es so und bringt der Winter ihr den nichtsnützigen Rheumatismus nicht wieder zurück. —

Zu diesem Weihnachtsfest hatten wir alle unsere Kinder und Enkel noch einmal bei uns beisammen. Für das nächste Jahr steht unser Stabsarzt vor der Beförderung, aber auch der Versetzung. Hoffentlich versetzen sie in Berlin ihn uns nicht zu weit in die Ferne.

Sein Ältester muß demnächst aufs Gymnasium, und eine Trennung von dem Bengel wäre meiner schwäbischen Lisbeth zu herzangreifend.

Neulich hat ein „Interviewer“ von — der richtigsten Sorte mich in der Frankfurter Zeitung das menschenmöglichste Blech schwatzen lassen; aber lachen habe ich doch müssen. In Stuttgart habe ich mit Karl Gutzkow und David Friedrich Strauß im innigen Verkehr gelebt und Vischer ist ein „unangenehmer Mensch“ gewesen.

Das letztere war er meiner Bertha im ausgiebigsten Maaße. Nämlich wo er sie in einer Gesellschaft zu fassen kriegte, hielt er ihr (gewöhnlich inmitten einer Corona lächelnder Zuhörer und Zuhörerinnen) im dozierenden Kathedertone die längsten Vorlesungen über die Schändlichkeit ihres heimischen Idioms — s — t statt scht usw usw. — Und das nicht einmal, sondern jedesmal. Kochend vor Wuth kam sie von jedem Zusammentreffen mit dem großen Ästhetiker nach Hause. Da siehst Du Karl, wie Deine Einladung nach Stuttgart mich sofort in die liebe alte Zeit zurück versetzt hat! Ja ja, damals war man 33 Jahre alt, heute steckt und stockt man im Dreiundsiebzigsten!

Macht es gut im Jahr 1904, Ihr Lieben und Getreuen.

Mit dem Haus Raabe Euer Wilhelm Raabe.

* * *

An Prof. Dr. Ludwig Schemann in Freiburg i. Br.

Braunschweig, den 31. Juli 1902

Hochgeehrter Herr Professor!

Haben Sie herzlichen Dank für die schöne Gabe, die Sie jetzt nachträglich zu jenem, mir nun schon recht fern liegenden, Lebenstage, dem Alten in's Haus tragen! Nun hat der Einundsiebenzigjährige zum nächsten Winter (wenn er ihn noch erlebt) für manche stille gute Stunde seinen Bedarf an geistigem Leucht- und Heizmaterial gedeckt und er hat es wohl nöthig in Tagen, wo die Welt immer dunkler und kälter um Einen her wird! —

Auf „Gobineau“ wurde ich vor Jahren natürlich zuerst durch Schopenhauers Citat: L'homme l'animal par excellence méchant aufmerksam gemacht. Dann habe ich nach Möglichkeit Besprechungen seiner Schriften, Auszüge aus ihnen gelesen, nachher Ihre Übersetzungen von „Renaissance“ und den „Asiatischen Novellen“; doch nun werde ich mir den ganzen Mann heimholen. Also nochmals: aufrichtigen Dank für Ihre Freundlichkeit! —

Ihre Sammlung der Schopenhauer-Briefe ist eine der werthvollsten Bereicherungen der biographischen Litteratur, und daß Sie das Lenbach-Bild hineingebracht haben, darf Ihnen von Tausenden allein schon als ein Verdienst angerechnet werden. Der alte Murrkopf! Was ist da aus dem „alten Frosch“ seiner Daguerrotype der 50er Jahre geworden!

Als Gegengabe kann ich Ihnen nur die soeben erschienene zweite Auflage meines letzten Werkes:

„Hastenbeck“

schicken. Vielleicht bleibt's das letzte!

Mit freundlichem Gruß und gleichfalls den besten Wünschen für Ihren ferneren Lebensweg

Ihr ergebener

Wilh. Raabe.

An Prof. Dr. Gotthold Klee in Bautzen.

Braunschweig, den 15. Juni 1905

Hochgeehrter Herr Professor!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihren Brief und die darin gestellten Fragen erst heute beantworte.

Der „Schüdderump" ist gewiß ein gutes Buch; aber beim „Stopfkuchen" habe ich mich eben am freiesten und sichersten über der Welt empfunden, und so beruht meine Beurtheilung dieser Dichtung vielleicht auf dem persönlichen Poeten-Recht der litterarischen Wertheinschätzung. Es galt mir da die Goethesche zahme Xenie:

„Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben."

Dem Publikum im Großen und Ganzen gegenüber bleibt natürlich das Wort bestehen:

„Sie sagen: das muthet mich nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgethan."

Das Buch, 1890 erschienen, hat ja auch jetzt erst, 1905, seine zweite Auflage erlebt. —

Ihre zweite Frage ist durch mich selber kaum zu beantworten. Alle die angeführten Männer, sowie auch Professor Gerber in Stargard, August Otto in Hilchenbach und jetzt (in seinem Buche: „Aus der Zeit — gegen die Zeit") Herr Leo Berg und so manche Andere noch haben mit solcher Liebe und wirklicher Theilnahme über meinen Autor-Lebensgang geschrieben, daß ich nicht Einen von ihnen ganz in den Hintergrund schieben möchte. Es hat sich ja allmählich doch schon eine ganze Raabe-Bibliographie gebildet und auch Ihnen wird für Ihr Vorhaben wohl nichts übrig bleiben, als ebenfalls Ihr eigenes Wort zur Sache zu geben: genieren Sie sich ja nach keiner Richtung hin!

Mit dem oft von mir verlangten Curriculum vitae — Geburt, Elternhaus, Schulhaus, Ehe usw. usw. usw. habe ich bis jetzt der Welt nicht für ihre müssigen Sopha-Stunden aufgewartet. Dafür sind die betreffenden Konversationslexikonsartikel immer noch ausreichend gewesen. —

Herzlich leid hat mir der Eingang Ihres Briefes getan, der von körperlichem Leiden und seelischen Verstimmungen spricht! Vom ganzen Herzen wünsche ich, daß der Sommer gut mache, was der Winter vielleicht Böses angerichtet hat!

Mit neuem Dank für die neuen lieben Worte, die Sie mir wieder, trotz Ihres Leidens, gesagt haben,

Ihr ergebener

Wilh. Raabe.

* * *

An Dr. Fritz Hartmann, Schriftleiter des „Hannoverschen Kuriers".

Braunschweig, den 10. Januar 1907

Hochgeehrter Herr Dr.!

Ich bin am Ende Ihres Buches und kann Ihnen nur meinen aufrichtigen Dank für das Vergnügen sagen, das Sie mir durch es gemacht haben!

Sie kennen mein langjähriges Verhältniß oder Mißverhältniß zum Theater und werden entschuldigen, daß ich anfangs etwas Angst vor dem Umfang Ihrer Arbeit hatte; aber vom ersten bis zum letzten Worte, von Hroswitha von Gandersheim bis Oskar Fischer ist mir die Lektüre ein Genuß gewesen. Es ist ja nur eine Braunschweigische „Theater-Geschichte"; aber ich meine, die plastische Buntheit, mit der Sie uns die Bühnen Hibeldehas, des „Wunderlichen", der Fruchtbringenden Gesellschaft und der folgenden Allonge-Perücken-Serenissimi schildern, muß weit über die blaugelben Grenzpfähle hinaus, gerade in jetziger, dem Theater so sehr verfallenen Zeit, dem deutschen Kulturmenschen eine Ergötzlichkeit und eine Belehrung sein.

Das Interesse muß sich steigern, je mehr Ihr Buch sich unsren Tagen nähert. Auch Klingemann mit seinem „Nationaltheater" und der brave „alte Schütz" würden Ihnen wohl die Hand drücken, ebenso der wackere alte Herzog Wilhelm mit meinem Freunde und weiland Hausgenossen Karl Schultes. Freilich, dem „Diamantenherzog" dürften Sie wohl besser ein wenig aus dem Wege gehen, wenn Sie ihm mal irgendwo hinter dem Vorhang dieser Erdenwelt begegnen sollten. Der trägt nach! —

Im sechsten Buch mischt sich in meine Theilnahme an Ihrer, mir auch stilistisch sympathischen Leistung, manches persönliche Interesse; denn nicht wenige der Leute der Aera Schütz der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts sind mir persönlich näher getreten. Den alten Köchy habe ich noch gesprochen, Griepenkerl hat mir Szenen aus seiner „Hohen Rast" gelesen, Jaffé hat, wenn der grüne Theaterwagen nach Wolfenbüttel kam, öfter eine Cigarre bei mir geraucht; die Otto-Thate, Fräulein von Sell, die Stork sind mir im Leben, nicht bloß als stolze oder sympathische Bühnenerscheinungen bekannt geworden.

Der Gesamteindruck Ihres Buches, lieber Herr Doktor, ist mir, daß Sie in Ihren Sechs Büchern Braunschweiger Theatergeschichte, milde abwägend, Allen nach besten Kräften, Ehre und Gewissen gerecht geworden sind und daß man Ihrem mühevollen Werk nur die verständnißreiche Theilnahme des Publikums wünschen kann.

Mit freundlichstem Gruß

Ihr

Wilh. Raabe.

* * *

An Pfarrer Betz in Herrentierbach (Württemberg)

Braunschweig, d. 29. Mai 1909

Lieber Herr Pfarrer und Vetter!

Ich danke Ihnen aufrichtig für die schöne Art und Weise, in welcher Sie meinen Stuttgarter Aufenthalt und Abschied mir und den Meinigen aus jenen Tagen noch in

der Zeitlichkeit Vorhandenen wieder wachgerufen haben! Daß Sie das „wieder entdeckte" Abschiedsgedicht vom 2. Juli 1870 abgedruckt haben, hat mich besonders gefreut. Ich sehe sie wieder alle um mich, die Leute von damals, die J. G. Fischer, Löwe, Freiligrath, Otto Müller, Höfer, Hackländer, Scholl, Scherer, Schönhardt und so fort, so fort — alle mit ihren Frauen — an jenem Festabend auf der Silberburg und nun lebt nur noch von den Alten mein lieber theurer Freund Karl — jetzo Staatsrat von Schönhardt und mit ihm rede ich jedes Jahr wenigstens zu Sylvester von der guten alten Zeit zwischen 62 und 70, da wir noch jung waren und Stuttgart in seinem Reben- und Waldkessel noch mit seinen 60000 Einwohnern lag.

Daß Sie den Leuten von heute mitgetheilt haben, daß der Hungerpastor, Abu Telfan und der Schüdderump in Stuttgart geschrieben worden sind, ist auch nicht von Übel. Durch diese Werke habe [ich] wenigstens doch ein wenig die Königliche Schaumünze und den Tübinger Doktorhut verdient! Aber das Beste ist doch Ihr Versprechen, daß Sie mir Ihre Theilnahme an meiner Lebensarbeit auch ferner erhalten wollen! Halten Sie es ja! Die Farben auf meiner Palette sind eingetrocknet und ein neues Geschlecht hat andere und malt anders damit. — — —

Durch den langen scheußlichen Winter sind wir verhältnißmäßig ungerupft gekommen; meine Frau hat freilich sehr an Katarrhen gelitten. Die heutige schlechte Schrift bitte ich zu entschuldigen; meine Augen, die mir nun gleich achtundsiebzig Jahre treueste Dienste geleistet haben, fangen jetzt an, diesen Dienst aufzusagen und gerade heute erinnern sie mich mehr denn je, daß die volle Nacht für mich nicht fern ist.

Mit dem aufrichtigsten Wunsche für Ihr Wohlsein

Ihr treu ergebener

Wilh. Raabe.

In Raabes Werkstatt.

Von Wilhelm Fehse.

Ist der Eintritt erlaubt? Sicher nicht einem jeden und vor allem nicht eitler Neugier! Aber die Liebe mag getrost anklopfen, ihr öffnet sich der Riegel, und sie darf eines herzlichen Willkommens gewiß sein. Freilich die Werkstatt eines echten Künstlers ist ein Heiligtum und darf nur mit Ehrfurcht betreten werden. Da heißt es gar sauber und behutsam mit den zur Schau gestellten Schätzen umgehen, sonst könnte uns gerade hier zum Vorwurf die wehe Klage werden:

„Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören."

Und was suchen wir hier? Sicher keine romantischen Sensationen! Wo in rechter Weise gearbeitet wird, herrscht ein schlichter, ja oft verbissener Ernst, und auch die Arbeit der Kunst ist meist viel nüchterner, als wir es uns vorstellen, wenn wir unter dem seelischen Banne des vollendeten Werkes stehen. Wir suchen jetzt und immer hier nur das Eine: den Meister und hinter dem Meister den Menschen. Und wir suchen die Lösung für das große Geheimnis in der Gleichung Leben und Werk. Wir wissen freilich: die Gestaltung seelischer Erlebnisse ist kein Rechenexempel, und die Lösung, die wir finden, muß deshalb auf jeden Fall eine kümmerliche bleiben. Aber Einblicke werden wir dabei doch gewinnen in die großen Zusammenhänge des Schaffens, in die labyrinthischen Pfade der Phantasie, in das Verhältnis zwischen Wollen und Gestaltung, in das Ringen zwischen Idee und Form. Und unser Verständnis für Werk und Dichter wird sich dabei schärfen. Dabei müssen wir es freilich uns genügen lassen. Ein echtes Kunstwerk ist wie ein Stück Natur „geheimnisvoll am lichten Tag"! Und wenn wir darum in die Werkstatt des Dichters treten mit der Erwartung: „Hier muß sich manches Rätsel lösen!" so wollen wir nicht darüber verwundert sein, wenn uns aus ihr die Erwiderung entgegenklingt: „Doch manches Rätsel knüpft sich auch!"

Wie aber stellte Raabe persönlich sich der von ehrlichstem Interesse geleiteten Zudringlichkeit gegenüber, die sich mit dem fertigen Werke nicht zufrieden gab, sondern auch nach seinem Werden fragte? Eins ist zunächst über jeden Zweifel sicher: die Einsamkeit seines Schaffens wahrte er sich mit rücksichtsloser Energie. Kein anderer, auch der Nächste nicht, durfte sich zwischen ihn und die aus dem Nebel hervordrängenden Schatten seiner Gestalten stellen. Wir kennen keinen Brief, kein Gespräch von ihm, zu dem ein Werk, das ihn beschäftigte, das Thema abgegeben hätte. In seiner Stuttgarter Zeit warf er einmal den Anfang eines neuen Werkes ins Feuer, weil seine Frau darin vorweggelesen hatte. Und in den „Gedanken und Einfällen" finden wir das Wort: „Im Augenblick, wo der rechte

Künstler schafft, hat er weder Weib noch Kind und am allerwenigsten Freunde." Kein Wunder darum, wenn selbst ein so naher Freund Raabes wie Wilhelm Jensen über dessen Art zu schaffen Ansichten geäußert hat, die genauerer Nachprüfung nicht standhalten.

Aber wie fest und sicher er auch das Manuskript umschanzt hielt, zu dem fertigen Werk gab der Dichter den Weg frei. Jetzt hatte er dem Stück Leben, das sich von ihm losgelöst hatte, die volle Objektivität gegenüber. Und er fand zu ihm die Stellung, die er zu all den anderen Dingen dieser Welt einnahm, die Stellung des Humoristen. Fast alle Vorreden zu den zweiten Auflagen seiner Erzählungen sind Zeugnisse dafür. Und als er dann als Schriftsteller a. D. sein abgeschlossenes Lebenswerk überblickte, vertiefte sich ihm diese humoristische Stimmung noch. Es bereitete ihm offensichtlich Spaß, sich selbst literarisch historisch zu werden" und „als ausgebreiteter bunter Schmetterling im Glaskasten zu paradieren". Mit Belustigung, aber auch mit Genugtuung sah er jetzt den einen oder den anderen seiner Romane in den Seminaren der Universitäten zum Gegenstand literarhistorischer Übungen gemacht. Die erste Doktorarbeit, zu der er das Thema abgab, machte ihm ehrliche Freude. Freilich, daß er einer Raabe-Philologie etwa im Sinne der Goethe-Philologie eine feindliche Abneigung entgegengebracht hätte, dazu bedarf es keines Beweises. Er hat jedenfalls alles getan, einer solchen Durchstöberung seines Lebens und seines Werkes den Riegel vorzuschieben. Seine Interpreten, die ihn auszuholen suchten, mußten auf der Hut sein. Er leitete sie gern irre dadurch, daß er ihren Vermutungen nicht widersprach. Mit dem Segenswunsche: „Je mythischer, um so besser!" begleitete er ihr Bemühen. Auf Wahrheit und Klarheit kam es ihm dabei wenig an. Er ärgerte sich wohl einmal, wenn ihm Falsches untergeschoben wurde, freute sich auch wohl gelegentlich, wenn ein geheimer Zusammenhang in seinen Werken zu seiner eigenen Überraschung bloßgelegt wurde, aber in der Hauptsache sah er nur lächelnd zu, als ginge ihn das Ganze am wenigsten an. Er selbst steuerte freiwillig fast nichts zur Erklärung und Deutung seiner Lebensarbeit bei, und was ihm persönlich abgerungen wurde, ist gleichfalls nicht bedeutend.

Auch alles, was wir bisher von Raabes Tagebüchern erfahren haben, verspricht uns keinen Ersatz dafür. Sie werden uns als wortkarg bezeichnet. Nur Zeitnotizen über Beginn und Abschluß der Werke bieten sie. Wie dürftig das Material ist, das uns Raabes Selbstzeugnisse bieten, geht aus der Tatsache hervor, daß wir, so weit ich es übersehe, nur über den Erlebnisgehalt von „Stopfkuchen" Äußerungen von ihm haben.

Bei dieser spröden Zurückhaltung ist es denn für unsere Zwecke unschätzbar, daß von einigen Romanen Raabes uns in den Tagebüchern die ersten Entwürfe erhalten sind*). Auch sie sind sehr wortkarg. Es sind eigentlich mehr andeutende Stoffgliederungen als wirkliche Entwürfe, d. h. sie werden erst durch den Vergleich mit dem vollendeten Werk überhaupt verständlich. Aber trotzdem gewähren sie uns erwünschten Einblick in der Arbeitsweise der Phantasie Raabes. Der Ausgangspunkt seines Schaffens wird uns in ihnen deutlich, und ein frühes Entwicklungsstadium seiner Gesichte wird uns noch recht nebelhaft freilich, aber in den Umrissen doch erkennbar, hier festgehalten. Und dies genügt uns nicht nur, falsche Ansichten von Raabes Schaffensweise, wie sie mehrfach zutage getreten sind, zu berichtigen, wir gewinnen daraus auch wichtige Hinweise auf Eigenart und Be-

*) Aus Wilhelm Raabes Werkstatt. Der Entwurf zum Hungerpastor. Von Wilhelm Brandes. Mitteil. für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes, II, Beilage zu Nr. 3. — Wie Abu Telfan entstand. Von Wilhelm Brandes, Mitteilungen V. 76.

grenzung der dichterischen Veranlagung Raabes. Das, was die Entwürfe mehr enthalten als das vollendete Werk, wird uns dabei von besonderer Bedeutung sein.

Aber im Verhältnis zu dem Umfang und Reichtum des Raabeschen Lebenswerkes dürfen wir auch dieses Material als recht dürftig bezeichnen. Wir müssen deshalb bei diesem Werk selbst anfragen, ob es uns hier und da Einblick in die Werkstatt des Dichters gewährt. Und da machen wir denn, oft zu unserer Überraschung, die Erfahrung, daß das Werk viel weniger zugeknöpft ist als sein Dichter. Wenn wir es in der rechten Weise fragen, erzählt es uns viel mehr von diesem, seinem Leben und Schaffen, als wir vorauszusetzen geneigt sind.

Ein bedeutender Vorteil liegt nun darin, daß wir dabei über den Weg, den wir einzuschlagen haben, nicht im Zweifel sein können. Raabes Gegenwartsbilder sind von Anfang seiner Tätigkeit bis zu ihrem Abschluß von geschichtlichen Erzählungen begleitet. Und diese sind naturgemäß von der größten Offenherzigkeit. Von den meisten sind uns jetzt die ihnen zugrunde liegenden Quellen bekannt. Ein eingehender Vergleich der geschichtlichen Quellen mit der Dichtung gibt uns die mannigfachsten Aufschlüsse über des Dichters Arbeitsweise. Und so interessant uns auch hier die Benutzung und Bearbeitung der Quelle sein wird, weit wichtiger als das Mehr oder Minder dessen, was der Dichter ihr verdankt, wird uns der Keimungsprozeß der Dichtung sein. Wir forschen in der Quelle nach dem befruchtenden Keim und untersuchen die Empfänglichkeit der dichterischen Phantasie. Das, was sie ablehnt, und das, wodurch sie angezogen wird, erzählt uns von den Grundlagen der künstlerischen Persönlichkeit des Dichters. Bei vorsichtiger Auswertung ergibt sich uns dabei ein zuverlässiger Weg, der uns auch dann in des Dichters Werkstatt hineinführt, wenn es sich um die Entstehung einer Gegenwartsdichtung handelt. Vielfache andere Wegweiser, die der Dichter bewußt oder unbewußt hier und da auf seinem Wege aufgestellt hat, werden uns dann weiterleiten. Wir werden die überraschende Erfahrung machen, daß derselbe Dichter, der das Geheimnis seines Schaffens so ängstlich wahrt wie kaum ein anderer, oft genug Merkzeichen in sein Werk einschlägt, deren richtige Deutung uns die verschlungenen Pfade seiner Phantasie nachweist.

Raabe ist seiner künstlerischen Veranlagung nach in erster Linie Lyriker. Das mag manchem im Hinblick auf das dünne Bändchen seiner rein lyrischen Dichtung als eine kühne Behauptung erscheinen. Und doch nehmen wir mit jenem Satze nur eins der grundlegenden Ergebnisse unserer Untersuchung vorweg. Und wir finden dies von dem ersten bis zum letzten Werke immer wieder bestätigt. Nicht das Interesse an der Verknüpfung und Entwicklung einer fesselnden Handlung, sondern die Empfindungen, die ein Zustand in der Seele des Dichters hervorruft, geben seiner Phantasie den Ruf zum Schaffen, nicht das Epische, sondern das Lyrische, nicht das objektive Geschehnis, sondern die subjektive Stimmung ist der Ausgangspunkt seines Kunstwerks. Diese Stimmung kann eine sehr verschiedene sein. Sie kann eine allgemeine Lebensstimmung sein, aus einem Urerlebnis des Dichters herausgeboren. Sie kann ein bestimmtes Bildungserlebnis voraussetzen und eine geschichtliche sein. Sie kann durch eine bestimmte Örtlichkeit, ja durch eine Naturerscheinung bedingt sein. Häufig gibt erst die Verbindung verschiedener Stimmungsmomente die Grundlage her, von der die Gestaltung sich loslöst. So wird z. B. eine geschichtliche Stimmung häufig erst keimkräftig, wenn sie sich mit einer schon vorhandenen örtlichen Stimmung vereinigen kann.

Erstlingswerke eines Dichters pflegen besonders offenherzig zu sein. Sie wissen ouch

nichts von vorsichtiger Schonung der Kraft. Mehr als die späteren Werke pflegen sie alle Künste ihres Meisters spielen zu lassen. Über den Umfang und die Richtung der dichterischen Kraft geben sie uns deshalb ein zuverlässiges Bild, wenn sie auch das Urteil über ihre Stärke meist der Zukunft überlassen. Raabes erste geschichtliche Novelle „Der Student von Wittenberg" und seine erste Gegenwartsdichtung „Die Chronik der Sperlingsgasse", sollen uns darum in erster Linie Auskunft über den Ursprung der Raabeschen Gestaltung geben. Wir stellen die geschichtliche Erzählung voran, weil ihre Konzeption wohl sicher schon in Raabes Magdeburger Zeit fällt und ihre nicht erhaltene erste Fassung schon bei der Vollendung der „Chronik" vorlag. Ja, innere Gründe lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß die Gestalten, die in dieser Novelle zum Leben erwacht sind, es waren, die den jungen Buchhändlerlehrling nach vierjähriger Lehrzeit bestimmten, den erwählten Beruf wieder fallen zu lassen. Dieser folgenschwere Entschluß erklärt sich uns nur dann, wenn wir annehmen, daß Raabe schon in seiner Magdeburger Zeit das sichere Bewußtsein seines Dichterberufes gewonnen hatte. Und wir finden den Beweis dafür in einer kleinen „Dichtung", die nicht nur in Raabes Werk, sondern in der Literatur überhaupt eine eigenartige Stellung einnimmt. Es ist dies das Lebensbild „Eine Grabrede aus dem Jahre 1609". Es ist sehr schwierig, für diese geschichtliche Skizze eine zutreffende Definition zu finden. Sie kann kaum als Dichtung bezeichnet werden, denn selbst der größte Teil des Wortlauts gehört dem Dichter nicht an. Am ersten wäre sie noch als eine Art künstlerischen Exzerptes zu bezeichnen. Die Skizze schreibt mehr oder minder wörtlich die wirkliche Grabrede aus, die der Pfarrer an der Magdeburger Ullrichskirche Aaron Burckhart am Himmelfahrtstage 1609 seinem Paten, dem Rektor der Domschule und Dichter des „Froschmeuselers" Georg Rollenhagen am offenen Grabe gehalten hat. Das Original ist ein so grausames Gestammel voll endloser öder theologischer Salbaderei, in der nur das rein Biographische genießbar ist, daß man darüber staunt, wie Raabe dazu kam, sie durch Kürzung und Erweiterung und durch einen stimmungsvollen Rahmen lesbar zu machen. Erklärlich aber wird uns dies, wenn wir wissen, daß diese „barbarische" Grabrede es war, die den Dichter in Raabe wachgerufen hat, denn sie ist die Quelle zu seiner ersten geschichtlichen Erzählung.

Das Interesse an Rollenhagen brachte Raabe wahrscheinlich schon mit nach Magdeburg. In der Bibliothek seines Vaters befand sich die seltene Erstausgabe des „Froschmeuselers", deren Vorrede er später für seine Bearbeitung der Grabrede ausnutzte. In Magdeburg wird er auf Aaron Burckharts Predigt gestoßen sein. Zwei Zeilen aus dieser 54 Druckseiten starken „kurtzen Leichpredigt" waren es, die des Dichters Phantasie gefangen nahmen. Aaron Burckhart erzählt, daß Rollenhagens Vater „von einer Unholdin und Zauberin vergeben" sei. Aus diesen Worten wuchs dem Dichter die Zeitstimmung empor, die die Grundlage seiner Phantasieschöpfung wurde. Die Situation wurde ihm lebendig. Er sah am Grabe des Dichters die ernste Trauergemeinde gedrängt, von der die meisten Glieder einst zu Füßen des verehrten Lehrers gesessen hatten, sah den vom eigenen Verlust bekümmerten Geistlichen vor sich und hörte ihn vor dem vornehmsten und gebildetsten Kreise des alten Magdeburgs jene Worte sprechen, als enthielten sie nichts, was einem verständigen Sinn verwunderlich wäre. Was ausführlichen Kulturschilderungen vielleicht nicht gelungen wäre, vollbrachte das eine Wort: „von einer Unholdin und Zauberin vergeben". Die Zeit stieg in seiner Seele auf, in der zum furchtbaren Verhängnis für Tausende sich die Grenzlinie zwischen Glauben und Aberglauben verwischt hatte, die Zeit, in der aber-

witzige Verblendung Scheiterhaufen auf Scheiterhaufen errichtete, darein katholischer und protestantischer Glaubenseifer in gleicher Weise die zündenden Fackeln warf. Aus dieser Zeitstimmung wuchsen dem jungen Dichter dann seine Gestalten heraus.

Eins aber mußte vorher noch dazukommen: die Stimmung der Örtlichkeit. Hätte Raabe nicht mit echtem Dichtersinn das alte Magdeburg erlebt, der Keim, der in der Grabrede verborgen lag, hätte sicherlich nicht in seiner Phantasie Wurzel geschlagen.

Über den Marktplatz zu schweifen,
Durch die Gassen zu streifen,
Licht aus Schatten zu greifen,
Das ist Dichterberuf.

Dieses Verschen aus den „Kindern von Finkenrode" ist ein wichtiges Selbstzeugnis Raabes. Seine Menschen wachsen aus der Örtlichkeit heraus, auf der sie stehen, und sie sind deshalb von ihr nicht zu trennen. Mit Staunen hat man immer wieder in Raabes Werk dieses innige Verwachsensein beobachtet. Ein gut Teil der verblüffenden Überzeugungskraft seiner Gestalten beruht darauf. Dabei hat er es nicht nötig, ihnen mosaikartig ein maskenartiges Lokalkolorit „anzudichten", dieses Lokalkolorit ist eher da als sie, es liegt schon in dem Stimmungsnebel, aus dem sie sich losschälen.

„Die Chronik der Sperlingsgasse" zeigt das ebenso deutlich wie „der Student von Wittenberg". Ihr Titel schon ist ein volles Programm zum mindesten für den jungen Raabe. Chronik und Gasse, Zeit- und Ortsstimmung haben sein Dichten wachgerufen. In seinem Leben wie in seinem Werk folgt auf das alte Magdeburg die Berliner Spreegasse. Das ist kein Zufall. Es ist möglich, daß Raabe für das Werk, das seinen Ruhm begründete, von dem Genius loci in Gestalt des Berliner Romantikers E. A. T. Hoffmann, in dessen Stammlokal er seinen Dr. Wimmer führt, einen literarischen Wink erhielt. Hoffmanns Skizze „Des Vetters Eckfenster" könnte das Grundmotiv ihm nahe gebracht haben. Das ist möglich, aber unwesentlich. Daß das Ganze aus der Zeit- und Ortsstimmung herausgeboren ist, zeigen uns die ersten Blätter der „Chronik" deutlich genug. Ja wir haben hier das erste Selbstzeugnis des Dichters von dem Keimen seiner Visionen. Das Datum des 15. Novembers, das auf dem ersten Blatt der „Chronik" steht, bezeichnet auch den Beginn der Niederschrift der Dichtung, und wir gehen nicht irre, wenn wir die Stimmung, aus der heraus Wachholder zu dem Plan seines Bilderbuches der Sperlingsgasse kommt, dem Dichter selbst zuweisen. Zur Zeit- und Ortsstimmung gesellt sich hier also die Naturstimmung des verhangenen Novembertages und des ersten Schnees. Und bemerkenswert ist es, daß hier zum ersten Mal in Raabes Werk in der Gestalt des Wandsbecker Boten ein literarisches Symbol für des Dichters eigenes Erleben auftaucht. Wie fern liegt von dem allen die eigentliche epische Handlung, die romantische Verführungsgeschichte aus dem Walde von Uhlfelden, die durch den Liebesbund in der dritten Generation ihre Versöhnung findet! In der Dichtung selbst bleibt sie ganz im Episodenhaften stecken, und niemand wird in ihr den Ausgangspunkt für die Entstehung des Lebensbildes sehen wollen.

Noch in einem anderen Werk, in der Novelle „Die Hollunderblüte", gibt uns der Dichter einen Hinweis auf die Entstehung seines Phantasiebildes. Er läßt den Helden seiner Ich-Erzählung darüber nachsinnen, durch welche Momente seine Erinnerungen ihm heraufbeschworen wurden, und er gibt uns damit den Weg an, den der Gestaltungsprozeß

in der Seele des Dichters nahm. Wieder ist es die Verbindung zweier Stimmungen, die das Zauberwort des Schaffens auslöst. Das schwermutsvolle Gedicht „Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück" gibt die Grundstimmung an, aber schöpferisch wirksam kann sie erst werden, als sich mit ihr die örtliche Stimmung, die des Prager Judenfriedhofs verbindet, die auf Raabe im Jahre 1859 so nachhaltig wirkte. Wieder ist die Handlung das Sekundäre. Das Erstlingsmotiv aus dem „Studenten von Wittenberg", die Liebe zu einer schönen Fremden, die als Zauber, als Wunder, als Rätsel gedeutet wird, dient dazu, der beherrschenden Stimmung Persönlichkeitsgehalt zu geben. Das Motiv, mit dem Raabe merkwürdig zäh gerungen hat, wird hier zum medizinischen Problem, der Held infolgedessen zum Arzt und Spezialisten für Herzkrankheiten.

Die Beispiele für den lyrischen Ursprung des Raabeschen Kunstwerks lassen sich beliebig häufen. Auch die handlungsreichsten seiner Romane machen darin keine Ausnahme. Und die Entwürfe zum „Hungerpastor" und zu „Abu Telfan", die uns in seinem Tagebuche erhalten sind, zeugen gleichfalls davon. Beim Hungerpastor könnte man freilich zweifelhaft sein. Es ist in dem Entwurf so viel vom Hunger die Rede, und er wird so mannigfaltig variiert, daß man annehmen könnte, eine Idee sei die Keimzelle des Ganzen. Sehen wir aber näher zu, dann erkennen wir, daß die Idee erst die Abstraktion der Stimmung ist. Eine beherrschende Lebensstimmung des Dichters selbst bildet den Ausgangspunkt. Sie ist herausgeboren aus dem Gegensatz der Enge seines Lebenskreises und der Weltenweite des Ideals. „Im engsten Ringe weltweite Dinge", das ist der Stimmungsgehalt des literarischen Symbols „Jakob Böhme", das uns am Anfang des „Hungerpastors" entgegentritt und das von Anfang an entscheidend die Gestaltung beeinflußt.

Deutlicher redet der Entwurf zu „Abu Telfan". Schon der ursprüngliche Titel des Romans, der hier erscheint, „Die Heimkehr", könnte uns sicher leiten. Die Stimmung dessen, der nach Ansicht seiner lieben Mitmenschen als Gescheiterter in die Heimat zurückkehrt, ist der Ausgangspunkt der Konzeption. Daß auch darin eine eigene Lebensstimmung Raabes zum Ausdruck kommt, ist über jeden Zweifel klar. Wir brauchen nur an die Heimkehr des Zweiundzwanzigjährigen aus Magdeburg nach Wolfenbüttel im Jahre 1853 zu denken.

Sehen wir uns die Entwürfe nun genauer an, dann fällt uns sofort auf, daß in ihnen die Linie der Handlung oder der Entwicklung fast ganz zurücktritt. Das liegt zum Teil daran, daß die Entwürfe uns eine Gliederung geben, also die Linie in Punkte und Striche zerlegen. Aber auch wenn wir dies berücksichtigen, bleibt doch der Eindruck beherrschend, daß wir es hier in den einzelnen Teilen mit abgesonderten Stimmungskomplexen zu tun haben, zwischen denen das verbindende Band noch fehlt oder zu ergänzen ist. Was das bedeutet, wird uns besonders klar, wenn wir damit die Arbeitsweise eines reinen Epikers, etwa Dickens', vergleichen. Dickens pflegte die ersten Teile seiner Romane schon zu veröffentlichen, wenn er über wichtige Punkte durchaus noch nicht im Reinen mit sich war. Wie Raabe bei der Arbeit am „Hungerpastor" behielt er es sich vor, die geplante Tragik schließlich doch noch umzubrechen und zu versöhnen, einzelne Hauptgestalten zum Guten oder zum Bösen zu entwickeln. Aber eins wird aus seinem Plan sofort deutlich: die Linie der Handlung und der Entwicklung ist das Fordernde und Beherrschende, dem sich der Stimmungsgehalt — und er ist auch bei Dickens nicht gering — unterzuordnen hat*).

*) Dombey und Sohn. Von Charles Dickens. Übersetzt und herausgegeben von Richard Zoozmann Leipzig, Hesse. I S. 7.

Der Ursprung der Raabeschen Gestaltung aus der Stimmung heraus ist nun von besonderer Bedeutung da, wo literarische Anregungen seiner Phantasie den Ruf zum Schaffen vermittelten. Zumal die Stellung, die er bei seinen geschichtlichen Erzählungen zu seinen Quellen einnimmt, ist sehr charakteristisch. Am Anfang des „Odfeldes“ haben wir ein interessantes Selbstzeugnis dafür.

„Ach ja, wenn man so das Ohr an ein Bündel vergilbter Papiere, an ein würdig Pergamen, an einen Folianten in Schweinsleder, ja oder auch an eins der Büchelchen in Duodez mit abgegriffenem Sammeteinband, Goldschnitt und Kupfern von Daniel Chodowiecki legt! Oft hört dann kein Kind, das eine Muschel an das Ohr hält, von ferne her ein geheimnisvolleres, tiefgründigeres Tönen, Sausen und Brausen.

Man kann dann und wann sogar über seiner Materie, seinem gelehrten Rüstzeug auf beiden Armen liegend, gründlich gelangweilt einschlafen und beim Wiedererwachen zu seiner Verwunderung bemerken, daß man doch etwas gelernt habe zum Weitergeben an andere. Auch in dieser Hinsicht beschert es der Herrgott den Seinen nicht selten im Traum; und es ist oft nicht das Schlechteste, was so den Lesern zufällt — und auch dem Geschichts- und Geschichten-Schreiber, falls er nur nachher eben bei seinem Niederschreiben die Augen offen und die Feder fest in der Hand behalten hat.“

Wir sehen, Raabe tritt zunächst an seine Quelle heran nicht mit der Frage: Was kannst du mir geben? sondern mit der Frage: Was bist du? Er sieht in ihr erst einmal ein Kulturdokument, das Erzeugnis einer mehr oder minder fernen Vergangenheit und läßt sich von ihr aus der Zeit erzählen, der sie entstammt. Er lauscht in sie hinein wie das Kind in die Muschel, und die Stimmen, die ihm da laut werden, berichten ihm von der seelischen Bedingtheit des Menschen, der sie schrieb, und der Menschen, für die sie geschrieben ist, mehr, viel hundertmal mehr, als das, was auf den Zeilen steht. Er weiß, das Wertvollste steht immer zwischen den Zeilen. Es gehört freilich ein Seherauge dazu, diese Schrift zu lesen. So ist die geschichtliche Illusion, die Einfühlung in die intime Stimmung der Vergangenheit immer das erste, was sich dem Dichter aus der Quelle ergibt. Aus ihr und meist auch zugleich, wie wir oben sahen, aus der Stimmung des Örtlichen lösen sich seine Gestalten ab, die infolgedessen in all ihren äußeren und inneren Daseinsbedingungen echte Kinder ihrer Zeit sind. Deshalb hat Raabe es nicht nötig, auf ihr Kostüm besondere Sorgfalt zu verwenden und ihre Umgebung mit dem Mosaik des kulturgeschichtlichen Kleinkrams mühsam auszustaffieren. Wenn einer, dann kennt er den Abstand des Dichters vom Regisseur. Er weiß, was sehr viele erfolgreiche Produzenten geschichtlicher Romane leider nicht wissen, daß ein Bierbankphilister des neunzehnten Jahrhunderts in der Pelzschaube des sechzehnten oder ein moderner Backfisch im Gretchenkostüm eben nur auf dem Maskenball erträglich sind. Das soll nicht heißen, daß Raabe das kulturgeschichtliche Kolorit gleichgültig wäre. Im Gegenteil, er durchsucht seine Quellen sehr sorgfältig daraufhin. Aber er wird damit niemals aufdringlich und erzielt durch die unnachahmliche Selbstverständlichkeit, mit der er es verwendet, weit tiefere Wirkungen als andere durch prunkvolle Häufung.

Eins aber ringt Raabe seinen Quellen mit zäher Energie und oft bestauntem Feingefühl ab: ihre Sprache — auch darin ein Stimmungskünstler ersten Ranges. Einzelne seiner geschichtlichen Erzählungen sind durchsetzt mit wörtlichen Entlehnungen aus seinen Quellen, und es dürfte auch einem genauen Kenner der Sprache der Zeit schwer fallen, sie ohne den Vergleich mit der Vorlage herauszufinden. Bis zu einem so hohen Grade ist

ihm die Angleichung seiner Sprache an die der Zeit gelungen. Er hat dies wieder nicht erreicht durch künstliche Altertümelei. Viel wichtiger als der Wortschatz ist ihm der Rhythmus und der Stimmungsinhalt des Satzgefüges. In dem zeitgenössischen Bericht der chronikalischen Novelle erreicht diese Kunst des Dichters ihren Höhepunkt.

In dieser Geburt der Raabeschen Gestalten aus der Stimmung haben wir nun u. E. die Grundtatsache für das Verständnis seiner Dichtung überhaupt. Seine Vorzüge wie seine Schwächen erklären sich daraus. Wenn Raabe dem oberflächlichen Leser so oft Schwierigkeiten bei dem Genuß seines Werkes bereitet, so liegt das hauptsächlich daran, daß der Lyriker in ihm dem Epiker in den Arm zu fallen scheint. Und wenn Raabe dem echten Leser, dem einen, für den er sein Buch schreibt, zu unverlierbarer Offenbarung wird, dann liegt das wieder daran, daß der Lyriker in ihm die realistischen Gebilde des Epikers mit dem Goldzauber seines inneren Erlebens umgibt. Weil die Stimmung bei der Entstehung seines Werkes immer das erste, die aus ihrem poetischen Nebel hervortretenden Gestalten das zweite, die epische Handlung erst das dritte ist, kommt bei ihm die Fabel häufig zu kurz. Seine Gestalten haben ein zu starkes Eigenleben, sind zu innig mit dem Ort und dem Stimmungskomplex ihrer Geburt verwachsen, als daß sie sich widerstandslos einer aufgezwungenen Fabel fügen. Einige von ihnen haben selbst die Empfindung, daß sie davon nicht zu trennen sind, und sprechen dies aus: Meister Autor, Vater Pfister, die Leute aus dem Vogelsang. Auch für den Hungerpastor gilt das. Herausgeboren, wie wir sahen, aus der Stimmung des Gegensatzes zwischen der Enge des Lebenskreises und der Weltweite des Ideals bleibt er bis zum Schluß in dieser Stimmung, obgleich es sein Dichter, wie der Entwurf zeigt, mit ihm anders vorhatte. Und mit dem Helden von „Abu Telfan" ist es trotz der reichen Verwebung der epischen Fäden nicht anders. Man versuche einmal in demselben Roman Frau Claudine aus der Märcheneinsamkeit ihrer grünumsponnenen, zerfallenen Mühle loszureißen, und man wird Verständnis für jenes innige Verwachsensein bekommen. Die Linien, die die einzelnen Gestalten miteinander verbinden, müssen uns deshalb häufig willkürlich erscheinen, und der Gott Zufall ist daher oft ein recht gewichtiger Helfer bei der Verknüpfung. Offensichtlich legt der Dichter auf die Handlung auch den geringsten Wert. Immer ist das Wie? viel wichtiger als das Was? Wie alltäglich romanhaft ist scheinbar die Fabel, die eins seiner letzten Werke „Die Akten des Vogelsangs" gestalten, und doch gibt es nur wenige Dichtwerke in der deutschen Literatur, die einen gleich tiefen Eindruck zerschneidender Tragik hinterlassen.

Tritt Raabe schon in seinen Anfängen als ein Situationsmaler von hoher Vollkommenheit auf den Plan, so liegen die Schwächen seiner rein epischen Motive ebenso klar zutage. Von seiner vielleicht durch Dickens*) beeinflußten Romantik in der „Chronik der Sperlingsgasse" haben wir schon gesprochen. In der ersten geschichtlichen Novelle, dem „Studenten von Wittenberg", entstammt das epische Motiv der Quelle. In Felicia Guarnicci wird die „Unholdin und Zauberin" wieder lebendig, die Rollenhagens Vater „vergeben" hat. Das Motiv ist weder neu noch besonders fesselnd. Und seine Ausgestaltung kann den Vergleich mit dem Idyll des Schulspaziergangs, der den Rahmen der Erzählung bildet, nicht aushalten. Um so auffälliger ist es, daß Raabe dieses Motiv in der verschiedensten Betonung und Nuancierung so oft zur Grundlage seiner Gestaltung gemacht hat. Die als Zauber, als Rätsel oder Wunder gedeutete Liebe eines Jünglings zu einem schönen

*) Hermann Junge, Wilhelm Raabe. Dortmund 1910 S. 89.

Weibe, das vom Reiz des Fremdartigen umgeben ist, tritt uns in „Ein Frühling“, „Der heilige Born“, „Hollunderblüte“, „Else von der Tanne“, „Prinzessin Fisch“ — wieder entgegen. So hartnäckig hat Raabe damit gerungen, daß man annehmen möchte, es verberge sich hinter dieser Romantik ein Jugenderlebnis von starkem Nachhall. Und doch ist das Motiv literarischen Ursprungs. Wenn es so häufig wiederkehrt, so kommt darin die schwache Seite der künstlerischen Begabung Raabes ebenso klar zum Ausdruck wie seine Stärke. Die Richtung seiner Phantasie ist nicht horizontal, sondern vertikal, sie geht in die Tiefe, nicht in die Weite. Die Erfindung neuer spannender Handlungen und Beziehungen ist nicht ihre Sache, aber von schier unerschöpflichem Reichtum ist sie in der Individualisierung der epischen Linie. Immer von neuem drängen sich dem Dichter die gleichen oder doch ähnliche epische Themen auf, und immer von neuem überrascht uns die Gestaltung durch ihre unantastbare Selbständigkeit, die dem unbefangenen Leser, der nicht danach sucht, den Gedanken an eine Ähnlichkeit durchaus fern hält. Was hat Else von der Tanne mit Fausta La Tedeska oder gar Romana Tieffenbacher gemein? Und doch stehen alle drei an dem gleichen Punkte derselben epischen Linie. Kein Motiv hat Raabe öfter, keins mit so gleichbleibendem Ernst gestaltet wie die Heimkehr. Von „Ein Frühling“ bis zu „Altershausen“ durchzieht es sein ganzes Werk. Und immer wieder gewinnt er ihm neue überraschende Seiten ab.

Raabe ist sich dieser in der Tat erstaunlichen Kunst bewußt gewesen, denn er weist in seinen Werken häufig auf schon einmal früher von ihm behandelte Motive zurück*). Er will damit sagen: Vor Jahren habe ich dies Motiv gestaltet mit der Kunst, die mir damals zur Verfügung stand. Inzwischen sind die Jahre mit ihren Erfahrungen dahingegangen, und ich stehe heute anders zu diesem Motiv. Ich sehe die Lücken, die ich damals gelassen habe, und trete jetzt von einer anderen Seite an die Aufgabe heran. Die oft versteckte Art dieser Selbstzitate macht es unwahrscheinlich, daß sie Hinweise für seinen Leser sein sollen. Es sind Merkzeichen für ihn selbst, Zeugnisse, mit denen er den Ausgangspunkt seiner dichterischen Konzeption festlegt. Mitunter liegt so etwas wie eine ironische Selbstkritik darin, so wenn er im zweiten Teile der „Alten Nester“ (II. 3. Kapitel) die Heimkehr der ausgeflogenen Vögel in das alte Nest in Parallele setzt mit der Heimkehr Bösenbergs in das Jugendland („Kinder von Finkenrode“). Immer weist uns ein solches Selbstzitat auf eine Erweiterung und Vertiefung des Motivs hin. Meist handelt es sich darum, daß einem Einzelfall durch Wiederaufnahme des Motivs typische Geltung und dadurch erst Ewigkeitswert verliehen wird. Einen interessanten Fall bildet der Rückweis in „Villa Schönow“ auf „Deutscher Adel“. In dem letzteren Werke heißt es, und dem Satz ist durch Unterstreichung thematische Wucht geliehen: „Es ist deutscher Adel, den Tod nicht ernst zu nehmen, und die Toten mit Ernst und Respekt zu behandeln.“ In dieser Erzählung bleibt es eben nur ein vornehmes Wort, zu dem der Tod des verkommenen Genies Ferrari den Anlaß bietet. Und wie durchleuchtet nun dieses Wort die Gestaltung in „Villa Schönow“! Wir denken an jene Szene, in der der Berliner Schieferdecker den todeswunden Kriegskameraden in seine wilden Kriegsphantasien einspinnt und ihm zu einem schönen Soldatentod verhilft. Ases Tod aus Ibsens „Peer Gynt“ tritt uns dabei vor die Seele. Hier wird wahrhaftig im höchsten und im tiefsten Sinne der Tod nicht ernst genommen. Und die Ehrfurcht vor dem

*) Vgl. des Verfassers Aufsatz: Selbstzitate und Motivwandlungen bei Raabe. Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes IX. 33.

Toten wiederum kann keinen bezwingenderen Ausdruck finden als in der Sorge für die Erbschaft, die er hinterläßt. Dabei ist diese packende Illustration des Wortes aus „Deutscher Adel“ nicht mit in dem Parallelismus der epischen Motive, auf den Raabe in „Villa Schönow“ hinweist, einbegriffen. Um so deutlicher zeigt sich hier, daß es ihm auf eine Vertiefung des Themas ankommt, das er in „Deutscher Adel“ behandelt und dort im Titel zum Ausdruck gebracht hat.

Die Selbstzitate Raabes bedeuten uns also wichtige Wegweiser zur Erkenntnis seiner Arbeitsweise. Bei der Entstehung von „Fabian und Sebastian“ wird sich uns dies später besonders deutlich zeigen. Aber sie weisen uns doch nur auf einen geringen Teil der thematischen Zusammenhänge im Werke Raabes hin. Diese sind weit zahlreicher, als man infolge der Meisterschaft des Dichters in der Ausgestaltung anzunehmen geneigt ist. Raabe trägt seine Motive oft Jahre lang mit sich herum, ehe sie zum Keimen kommen. Dann erscheinen sie zunächst als Begleitmotive von untergeordneter Bedeutung. Dem Dichter ist ihre volle Entwicklungsfähigkeit noch nicht aufgegangen. Er behandelt sie vielleicht zuerst im Rahmen einer Novelle, um sie dann, wenn sie ihm ihre Fruchtbarkeit geoffenbart haben, vertieft in größerem Zusammenhang zu verarbeiten. „Hollunderblüte“ — „Schüdderump“*) und „Der wilde Mann“ — „Unruhige Gäste“**) sind Beispiele dafür.

Zu welch genialer Tiefe ein einfaches Motiv in Raabes Seele ausreifen kann, zeigt vielleicht am besten das Stimmungs- und Titelmotiv des „Schüdderump“ in seiner Entwicklung.

Das erste Blatt der „Chronik der Sperlingsgasse“ schließt mit einem nächtlichen Bilde. Wachholder belauscht dort die Begrüßung eines Liebespaares. Dann heißt es: „Ein in der Ferne rollender Wagen macht das Übrige unhörbar.“ Eine nüchtern alltägliche Augenblicksbeobachtung.

In „Ein Frühling“ (10. Kapitel) lauscht Ostermeier, während er die Treppe heruntersteigt, auf Klärchens Gesang:

Er bleibt stehen und horcht, bis das Geräusch eines in der Gasse rollenden Wagens Klärchens Gesang übertönt.

„Beim Anubis!“ sagt ärgerlich der Privatdozent: „Niederträchtiger Karren! Immer kommt einem doch in der Welt solch abscheuliches Gepolter zwischen alles Hübsche, Schöne, Gute!“

Auch hier dieselbe Augenblicksbeobachtung, aber sie wird hier schon zu einem allgemeinen Urteil gesteigert und erweitert.

Im „Schüdderump“ gewinnt dann das abscheuliche Gepolter des niederträchtigen Karrens unbezwingliche Gewalt über die ganze Stimmung des Romans:

„In mancherlei Glanz und Licht sah ich seinen Schatten fallen, in allerlei Flöten- und Geigenklang vernahm ich sein dumpfes Gepolter . . .“

Raabe hatte inzwischen die Bekanntschaft mit einem Schüdderump gemacht; er will ihn in Wehrden an der Weser gesehen haben. Aber dieser Schüdderump war, wie die Urkunden, die uns davon berichten, besagen, gar kein Karren, sondern eine Tragbahre***).

---

*) Marie Speyer, Raabes „Hollunderblüte“ Regensburg 1908. S. 27ff.

**) Georg Lötzsch, „Unruhige Gäste“, Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes IV. 36ff.

***) Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes III. 86 u. 91.

Raabe verbindet also das knospenhafte Motiv, das er lange Jahre mit sich herumgetragen hat, mit dem neuen Bilde, und so entsteht das stimmunggebende Symbol für den Roman.

Diese Entwicklung ist uns zugleich ein Zeugnis für die gewaltige Intensität des Raabeschen Erlebens, die uns die Einwirkung der äußeren Schlichtheit seines Lebensganges auf seine Dichtung nicht als Mangel empfinden läßt. Für diesen Dichtergeist gab es nichts Kleines und Unbedeutendes. Auch das Geringste konnte ihm Ausgangspunkt zu Höchstem und Tiefstem werden, alles Vergängliche zum Gleichnis des Ewigen. Ja, er ist sich bewußt, daß ihm meist Dinge, an denen die Menge achtlos oder verachtend vorübergeht, seine tiefsinnigsten Geheimnisse verraten:

„Wir haben dann und wann eine Vorliebe für das, was Abziehende als gänzlich unbrauchbar und im Handel der Erde nimmer mehr verwendbar hinter sich zurückzulassen pflegen. Wir nehmen manchmal das auch etwas ernster, was die Menschheit in ihrer Tagesaufregung nur für einen guten Spaß hält. O, wir können sehr ernsthaft sein bei Dingen, die den Leuten höchst komisch vorkommen." (Das Odfeld, 2. Kap.)

Dieses Selbstzeugnis ist von Bedeutung für uns, weil es ein Licht wirft sowohl auf die Stoffwahl des Dichters als auch auf die Eigenart seiner Anschauung. Die Lebensstimmung des Humors kommt darin zum Ausdruck. Eine künstlerische Physiognomie wie die Raabes macht uns auf die empfindliche Lücke aufmerksam, die Schiller in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" läßt, weil er auf den Humor nicht eingeht. Raabe ist sentimentalischer Dichter mit naiver Anschauung, Idealist und Realist zugleich. Er sieht die Dinge ebenso scharf und unreflektiert wie der naive Dichter, aber er besitzt die Gabe, das, was anderen schweigt, zum Reden zu bringen. Die Dinge dieser Welt sind ihm nicht maskierte Gedanken, er sieht und empfindet sie in ihrer ganzen harten Wirklichkeit, aber sie bleiben ihm nicht tot, sie finden den Weg zu seinem seelischen Leben und werden ihm zum Symbol. Und weil dem so ist, reizt es ihn gerade, die Dinge zum Reden zu bringen, die der Menge nichts zu sagen haben.

In der Symbolik verbindet sich Anschauung und Idee zu einer höheren Einheit. Das der Wirklichkeit Entlehnte gewinnt als Ausdruck inneren Erlebens einen neuen Gehalt. Der Stoff nimmt durch dieses Wachstum ins Seelische hinein einen neuen Aggregatzustand an.

„Alle Poesie ist symbolisch. Schilderung der Wirklichkeit höchstens nur ein interessantes Lesewerk. Hole ich das Bleibende aus der Tiefe, so hebe ich es über die tagtägliche Realität, ich gebe ihm das auf dem Blatt, und es hat durch sich selbst Gültigkeit über den Tag hinaus." (Werke, III. 6. 584.)

Mit dieser Entwicklung des Motivs verliert es für uns an Interesse, denn wir sehen nun in dem Neuen, das aus ihm geworden ist, den eigentlichen Grundstoff, aus dem das Kunstwerk nach Gesetzen, die uns Geheimnis bleiben, sich kristallisiert. Wer fragt nach den Modellen, die Raffael das Erlebnis seiner Madonnen vermittelt?

Damit aber steigt vor uns die Schranke auf, vor dem unser Forschen in Ehrfurcht Halt macht. Wir reden vom inneren Erleben und wissen doch, daß es nur ein Wort ist, mit dem sich uns kein Rätsel löst. In das Geheimnis der schöpferischen Tat zu blicken, bleibt uns so lange versagt, als wir vom Seelenleben wohl die Äußerungen, aber nicht das innere Weben der Kräfte sehen.

Deshalb könnte es auch recht überflüssig erscheinen, bei einem Dichter von der siegessicheren Naivität Raabes nach den literarischen Vorbildern zu fragen, die sein Dichten ent-



Die Titelzeichnung zur „Chronik der Sperlingsgasse", die älteste Raabe-Illustration, ließ der zweite Verleger Schotte 1858 für den Umschlag der neuen (Titel-) Ausgabe des Buches von dem damals beliebten Berliner Zeichner Raymond de Beaux anfertigen und sandte den Entwurf zur Begutachtung dem Dichter zu. Dieser schrieb darüber am 7. Mai: „Mit Dank schicke ich Ihnen hierbei die hübsche Zeichnung Herrn de Beaux zurück. Sie gefällt mir ausnehmend wohl und wird das Büchlein ausgeführt gewiß recht zieren. Ich habe keine Ausstellungen zu machen, außer vielleicht, daß es besser wäre, wenn man Herrn Dr. Wimmer einen hohen Hut aufsetzte und ihm so ein anständigeres und spezifischeres Aussehen dem Karikaturenzeichner gegenüber (der ganz gräßlich ist) gäbe. Die Figuren der Kinder im Ulfeldener Walde würden auch vielleicht verkleinert werden müssen. Ich sage Herrn R. de Beaux meinen herzlichen Dank und ich bitte meiner ferner freundlich eingedenk zu sein." Der Zeichner ist danach verfahren und Raabe mit der Ausführung sehr zufrieden gewesen. Wenigstens schreibt er unter dem 5. September nach Empfang der fertigen Exemplare: „Der Umschlag ist sehr hübsch und Herr de Beaux hat seine Sache ganz prächtig gemacht," hat auch hernach den Künstler in gutem Gedächtnis behalten und seinen schönen Namen ein Menschenalter später in den „Akten des Vogelsangs" verewigt.

scheidend bestimmt haben. Die Richtung seines Schaffens ist von Anfang so klar vorgezeichnet, daß schon deshalb eine irgendwie tiefgreifende Beeinflussung von außen her unwahrscheinlich erscheinen muß. Sein Kunstwerk entsprang, wie wir sahen, der Stimmung, also von vornherein einer persönlich gefärbten Art des Erlebens der Dinge dieser Welt. Dies ist aber etwas, was sich nicht absehen oder erlernen läßt. Die Untersuchung dessen, was er seinen Vorgängern verdankt, kann also nur das Ziel haben, die Eigenart der künstlerischen Bedingtheit Raabes in ein helleres Licht zu setzen. Was er entnimmt und was er ablehnt, erzählt uns von dem, was er bei sich — vielleicht zu Unrecht — als Mangel empfindet, und von dem, was seiner Natur nicht angemessen ist.

Nun ist der literarische Stoff, den Raabe in sich aufgenommen hat, von einem ganz gewaltigen Umfang. Nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil davon ist uns aus direkten Angaben und aus den zahlreichen Zitaten in seinen Werken bekannt. In seiner Jugend legte er die Grundlage zu einer umfassenden Literaturkenntnis. Wenn er sich nach Ablauf seiner Schulzeit für den Buchhändlerberuf entschied, so war sicherlich das Buch, nicht das Händlertum das Lockende dabei. Und die bis tief in die Nacht hinein brennende Lampe in dem Lehrlingsstübchen der Creutzschen Buchhandlung zu Magdeburg, die oft genug den Unwillen seines Lehrmeisters erregte, bestätigt uns dies. Die der Buchhandlung angegliederte Leihbibliothek bot seiner Lesewut unerschöpflichen Stoff. Diese Leidenschaft machte in den Mannesjahren einer weisen Beschränkung und strengen Auswahl, aber erst im Alter einer herben Abwehr Platz. Die Eindrücke der Jugendlektüre blieben trotz der Reife des Urteils noch dem Greise unvergessen.

Wir sind uns also gewiß, daß Raabe schon von Anfang seines Schaffens an von einer schier unübersehbaren Fülle von Gestalten der dichterischen Phantasie umdrängt wurde. Wenn gleichwohl nur wenige Gestalten in seinem Werke die eigene Künstlermarke vermissen lassen, so spricht dies allein schon deutlich genug.

Es ist nun erklärlich, daß zumal ein junger Künstler, der noch nicht zu voller Erkenntnis ihrer Eigenart gekommen ist, sein Können an den Werken anderer mißt und dabei Mängel in ihrer Veranlagung oder Ausbildung entdeckt, die in Wahrheit keine sind. Er wird dann bei diesen anderen das suchen, was ihm fehlt. Das kann auf stofflichem, es kann auf rein formalem Gebiet liegen. Beides wird im Laufe seiner Entwicklung notwendigerweise immer mehr zurücktreten. Der Künstler wird sich seiner Eigenart immer sicherer bewußt und lehnt jeden Vergleich ab. Er gestaltet immer ausschließlicher seinen eigenen Stoff, sein Erleben, und schafft sich seine eigene Form. Steht er auf dieser Höhe der Entwicklung, dann ist er durch fremdes Kunstwerk nur noch bestimmbar, wenn es ihm zum seelischen Erlebnis wird. Als solches kann es dann in Gestaltung eindringen: es wird ihm zum Symbol seines eigenen Gehalts, und da es ihm schon im Augenblick seiner Konzeption zur Seite steht, kann es auch seiner Phantasie bei der Symbolisierung seines Erlebnisses die Richtung geben.

Bei Raabe läßt sich diese Entwicklung ziemlich genau verfolgen. Die erste Periode der stofflichen und formalen Beeinflussung findet etwa mit dem „Schüdderump" ihren Abschluß. Die zweite Periode beginnt jedoch schon mit „Abu Telfan". Selbstverständlich sind diese Punkte seiner künstlerischen Bahn für die Art der Beeinflussung nach keiner Seite hin ausschließend. Beispiele für beide Arten finden sich vorher und nachher. Es läßt sich keine Grenzlinie, wohl aber ein Grenzgebiet festlegen. Fragen wir nach Namen, so bieten sich für die erste Periode Andersen, Dumas, Sterne, Fielding, Smollet, Dickens, Thackeray,

Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, Immermann, für die zweite Cervantes, Immermann, Schopenhauer und vor allem Goethe. Natürlich ist diese Liste nicht vollzählig. Namentlich in Raabes Symbolik taucht hier und da noch manch anderer Name auf.

Überblicken wir flüchtig die Namen, so fallen uns neben solchen, bei denen wir ohne weiteres eine innere Verwandtschaft ihrer Träger mit Raabe annehmen, solche auf, die ihm zum mindesten wesensfern sind wie z. B. der ältere Dumas und E. T. A. Hoffmann. Dennoch begleitete die Vorliebe für Dumas Raabe bis in sein Alter, und E. T. A. Hoffmann wirkte wenigstens in seiner Berliner Zeit bestimmend auf ihn ein. Sehen wir näher zu, dann zeigt sich uns, daß hier der Einfluß auf rein stofflichem Gebiet liegt. Beide Dichter überraschen Raabe durch ihren Reichtum an rein epischer Phantasie. Sie sind Künstler der reich verschlungenen romantischen Handlung. Und Raabe fand bei ihnen, was er bei sich vermißte.

Ein interessanter Beleg dafür ist seine Entwicklung von der „Chronik der Sperlingsgasse" zu „Ein Frühling". In dem Lyrismus der „Chronik" war seine Eigenart deutlich zutage getreten. Das ihm Wesensfremde, Angeflogene, die Romantik, war im Hintergrund geblieben. Die Ich-Erzählung hatte sich ihm zum ersten Male als die ihm angemessene Form erwiesen, weil sie seinem Stimmungsgehalt ungehemmten Ausfluß vergönnte*). Aber es ist klar, daß dem jungen Dichter, als er nach Vollendung der „Chronik" von neuem die Feder ansetzte, sich ernste Schwierigkeiten entgegenstellen mußten, wollte er in dem zweiten Werke die Form des ersten wiederholen. Eine Zeit- und Lebensstimmung ist eben nicht unerschöpflich. Nun zeigt sich in vielfacher Hinsicht „Ein Frühling" deutlich als Fortsetzung der „Chronik". Auch die zweite Erzählung nennt sich wie die erste ein Bilderbuch, und die Dunkelgasse verleugnet ihre Ähnlichkeit mit der Sperlingsgasse nicht. Auch Klärchen, die junge Waise und Putzmacherin in ihrem blumengeschmückten Dachstübchen, finden wir schon als „Knospe" in der „Chronik". Dort heißt sie Marie, und Wachholder ist der junge Student, der, unglücklicher freilich als sein Nachfolger Georg, um ihre Liebe wirbt. Und wie die Jahresstimmung des Winters dort die wechselnden Gesichte umzieht, so hier die des Frühlings. Aber gerade diese Verwandtschaft mochte dem jungen Dichter die Gefahr, sich selbst zu wiederholen, vor Augen führen, und so drängte er aus der Enge hinaus in ein weiteres, reicheres Leben. Es ist charakteristisch für ihn, daß er zu diesem Zwecke zunächst zu dem Motiv des „Studenten von Wittenberg" zurückgriff. In dem Märchen von der Fee Labe kehrt es fast unverändert wieder. Aber auch Georg Leiding selbst ist eine wenig veränderte Neuauflage des Wittenberger Studenten; er spiegelt zu deutlich zu seinem Schaden und zum Schaden der Erzählung die innere Haltlosigkeit seines Vorbildes wider. Und was ihn zu Alida hinzieht, ist dasselbe, was Paul Halsinger die Vernunft raubt: der Zauberreiz des Fremdartigen, seiner eigenen Natur Fernen, von dem umflossen die aus der großen Welt zurückkehrende Jugendfreundin ihm entgegentritt. Aber damit war dem Dichter noch nicht gedient, das Lebensbild blieb ihm auch so noch zu eng. Er sehnte sich nach einer reicheren, verschlungeneren Handlung. Und es ist wieder bezeichnend für ihn, daß er nicht seine eigene Phantasie in Anspruch nahm, die Fäden dazu zu spinnen, sondern bei einem anderen fand, was er brauchte. Dieser andere war E. T. A. Hoffmann. Er gab ihm in einer kurzen Episode aus „Kater Murr" die Grundlage zu der Tragödie im Hause Hagenheim und damit sogar den Namen Angela für seine Sängerin, er gab ihm das Urbild für

*) Etwa ein Drittel sämtlicher Erzählungen Raabes sind Ich-Erzählungen.

Alidas Lehrer, den Maestro, und vielleicht noch sonst einige Anregungen für die Verknüpfung der Handlung*). Daß die Verschmelzung gelungen ist, wird niemand behaupten wollen. Die entlehnte Romantik brachte ihre eigene Stimmung mit, die mit der des Dichters nicht zusammenfloß. Dadurch kam der erste Zwiespalt in die Erzählung. Und bei der epischen Verknüpfung blieben die Knoten sichtbar. Der Dr. Hagen war als praktisches Gegenstück zu dem unpraktischen Lebenshelfer Ostermeier offenbar eher da als die Tragödie im Hause Hagenheim und ist erst nachträglich zum Grafen Hagenheim — selbst dieser Name sieht nachträglich aus — gemacht worden. Es liegt eine gewisse Ironie darin, wenn er am Schluß der Erzählung die Unnatürlichkeit dieser Verbindung empfindet und sie löst. Sie war eben nur um des Romanes willen geschlossen. Überzeugen wird die Lebensentwicklung, die ihm damit gegeben wird, niemanden.

Diese Entstehung von „Ein Frühling" ist ein Beispiel, das sich im Werke Raabes wiederholt. Sie zeigt auch die Hauptschwierigkeit, vor der sich der Dichter bei seiner Gestaltung gestellt sah und die ihm wohl sicher auch bewußt geworden ist. Immer galt es, Stimmung und episches Motiv miteinander zu versöhnen. Da er seinen Inhalt nicht in reiner Lyrik ausströmen konnte oder wollte, brauchte er epische Motive. Diese wurden aber seinem Inhalt nur selten voll gerecht, sie lenkten ihn ab und brachten ihn mit sich selbst in Zwiespalt. In diesem Kampf kommt eine gewisse Tragik der künstlerischen Veranlagung Raabes zum Ausdruck. Die Wiederkehr vertraut gewordener Motive erklärt sich dadurch noch weiter. Und auch die Entwicklung Raabes wird uns von hier aus verständlich. Bei wachsender Selbsterkenntnis wird seine Abkehr vom Romantischen immer bewußter. Immer schlichter und einfacher werden seine epischen Motive. Mit immer sichererer Meisterschaft erreicht er das Ziel der inneren Verschmelzung.

Überblicken wir nun die Motive, die Raabe nachweisbar entlehnt hat, so erkennen wir, daß er niemals voll ausgebildete Gestalten, ja auch selten nur eigentliche Handlungen, sondern fast immer nur das Verhältnis, in dem zwei oder drei oder mehr Gestalten zueinander stehen, herübergenommen hat. Das Zuständliche lockte und leitete ihn auch hier.

Ein paar Beispiele mögen dies zeigen. Wir sind uns aber von vornherein darüber klar, daß sie nur für wenige sichere Überzeugungskraft haben können. Der unbefangene Leser Raabes wird viel mehr von den großen Unterschieden als von den Ähnlichkeiten der literarischen Parallele beeinflußt werden. Und auch der Forscher ist sich bewußt, daß ihm erst der Überblick über das gesamte Material die Beweiskraft des Einzelfalles verbürgt.

In Immermanns „Münchhausen", einem Lieblingsbuch Raabes, wächst zwischen zwei fast als Karikaturen gezeichneten Phantasten, dem lächerlichen Baron von Schnuck Puckelig und seiner vor Empfindsamkeit überschnappenden Tochter Emerentia, „aus Moder und Zerfall" in Liesbet eine liebliche Mädchenblüte empor, ein holdes Rätsel für die staunende Umgebung. Wir sehen in diesem Verhältnis der drei Gestalten das Urbild zu dem gleichen Verhältnis im „Schüdderump". Auch hier steigt Antonie zwischen den beiden phantastischen Gestalten des Ritters von Glaubigern und des Fräulein von Saint-Trouin aus dem Moder empor und entwickelt sich zu einem stillen Wunder der Schönheit und Anmut. Raabe stand vor Immermanns Liesbet mit der Frage: Wie kann so etwas aus dem Moder emporsteigen? Und in seiner Antonie fand er die Antwort. Freilich mit seiner tieferen Lebens-

*) Vgl. des Verfassers Aufsatz „Raabe und E. T. A. Hoffmann" Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes IX. 57.

kenntnis zeigt er, daß das Schicksal in Wirklichkeit mit solchen Zauberblüten anders verfährt, als Immermann es darstellt.

Die Spuren der Lektüre von Dickens' „David Copperfield" lassen sich bei Raabe von den „Drei Federn" bis zu „Abu Telfan" deutlich feststellen. Hermann Junge*) weist darauf hin, daß das Verhältnis, in dem Pinnemann zu dem Notar Hahnenberg in „Drei Federn" steht, dasselbe ist wie das zwischen Uria Heep zu dem Notar Wickfield in „David Copperfield". In dem gleichen Roman haben wir eine Szene, deren feine Komik Raabe angezogen haben mag. Dr. Strong arbeitet seit Jahren unermüdlich an einem griechischen Wörterbuch. Die Arbeit nimmt ihn so stark ein, daß sie ihn beständig begleitet, und jeder, der mit ihm in Beziehung kommt, wird mit ihr beglückt. Im 17. Kapitel sehen wir nun Dr. Strong mit dem gutherzigen, aber nicht ganz verstandesklaren Mr. Dick einherwandeln, wobei der erstere über sein Wörterbuch Vortrag hält, der andere würdig und geschmeichelt zuhört. Der Gelehrte und der halbe Narr über dem griechischen Wörterbuch — dieses Bild hielt Raabe fest. In „Abu Telfan" finden wir es wieder in Professor Reihenschlager, Täu-berich-Pascha und der koptischen Grammatik.

Dickens' Roman „Nicholas Nickleby", dessen Spuren wir in „Ein Frühling", in „Drei Federn" und im „Hungerpastor" finden, hat Raabe für den „Schüdderump" ein grundlegendes Verhältnis zur Verfügung gestellt. Der smarte Geschäftsmann Ralph Nickleby sucht seine Nichte Käte als Köder bei seinen sauberen Geschäften mit einer verdorbenen Gesellschaft adliger Lebemänner zu mißbrauchen. In dem Verhältnis zwischen Dietrich Häusler und seiner Enkelin Antonie kehrt dasselbe Bild wieder.**)

Die Beispiele ließen sich häufen. Sie würden doch immer nur dasselbe zeigen, daß ein bestimmtes Verhältnis verschiedener Personen übernommen wird. Die Gestalten selbst sind immer Raabes sicheres Eigentum. Nur selten, daß eine entfernte Ähnlichkeit bei der Übernahme haften geblieben ist. Denn Raabes Gestalten sind alle bis in das feinste Vibrieren ihrer Individualität hinein von ihm erlebt. Das Denken hat blutwenig an ihnen herumgemodelt. Sie verdanken die verblüffende Sicherheit ihres Daseins dem naiv wirkenden, unfehlbaren Schöpfergeist ihres Dichters. Damit stehen wir freilich wieder vor einem Geheimnis, dessen Lösung sich uns versagt. Je tiefer wir in die Schaffensweise Raabes eindringen, um so weniger halten wir es für eine bloße Phrase, wenn er von sich sagt, er habe in seiner Lebenszeit die Existenz Hunderter von Individuen durchgekostet, und seinetwegen möge nun das Theatrum mundi zugrunde gehen. Eine Reihe seiner scharfzugespitzten Paradoxe hat die gleiche Wahrheit zum Kern.

„Was ist unsereins, wenn er nicht wie Gott ist, wenn er nicht alle gelten läßt?"

„Unpersönlichkeit des Dichters: das Kindergefühl behalten: Ich bin das alles zusammen! Objektivität und Subjektivität."

„Ich rühme mich stolz, jedes Verbrechens fähig zu sein! Ein Künstler muß gar kein bürgerlich Gewissen haben."

„Kein ganzes Zuchthaus enthält so viel menschliche Scheußlichkeit wie die Shakespeareschen Dramen."

„Ein echter Dichter sagt Ich! Dieses heißt: Die Gebilde seiner Phantasie haben

---

*) Wilhelm Raabe usw. Dortmund 1910. S. 111.

**) Vgl. Emil Dörnenburg und Wilhelm Fehse, Raabe und Dickens, Magdeburg Creutzsche Buchhandlung 1921, S. 21.

eine solche Wirklichkeit, daß sie die Gebilde des Tages ihm vollständig zurückdrängen oder sie sich subsumieren*)."

Bei einer solchen Intensität des Erlebens auch wesensfremder Individualität muß notwendigerweise der Gegenstand, der zum Erlebnis wird, bedeutungslos werden.

„Man erlebt nicht das, was man erlebt, sondern wie man es erlebt**)."

Deshalb sind die Fälle für uns von weit höherem Interesse, in denen Raabe fremdes Kunstwerk nicht nur als Anregung benutzt, sondern wirklich erlebt und in der Gestaltung dieses Erlebnisses uns sein Eigenstes offenbart.

Am deutlichsten vielleicht tritt in Raabes Werk das merkwürdig nachhaltige Erlebnis des Immermannschen „Münchhausen" in Erscheinung. Die motivischen Anklänge an dieses Buch sind durchaus nicht auf das oben angeführte Beispiel beschränkt. Viel mehr interessiert uns hier aber die Tatsache, daß Raabe sein eigenes Wesen und sein eigenes Schicksal in dem Wesen und Schicksal des genialen Lügenbarons wiederfand. Er hat ihn vielleicht tiefer gefaßt als Immermann selber. Er sah in ihm den Typus des Phantasiemenschen mit all seiner Tragik. Münchhausen erlebt seinen inneren Zusammenbruch in dem Augenblick, da die nüchterne Alltagswelt an seine Phantasien nicht mehr glauben will und nun an den seines schillernden Reichtums entkleideten Phantasten wie ein grausamer Shylock mit seinen unerbittlichen Forderungen herantritt. In dieser Entwicklung sah Raabe das Bild jener harten Drohung, die dunkel über seinem Leben schwebte. Auch für ihn kamen bittere Zeiten, da seine Umwelt an seine Phantasien nicht mehr glauben wollte. Auch an ihn trat die grausame Wirklichkeit mit ihren Forderungen heran, für die das Schicksal ihm die gültigen Zahlungsmittel versagt hatte.

„Ich bin mein ganzes Leben durch die heiße Hand an der Gurgel mit der Frage: Was wird mit dir und den Deinen morgen? nicht losgeworden", lesen wir in den Gedanken und Einfällen***).

So wurde ihm der König der Phantasten zum Symbol für die Menschen von seiner Art, für die Vögel von seinem Gefieder. Und weil dieses Symbol ihm ein eigenes Urerlebnis deckte, griff es auch bei der Individualisierung seiner Symbolik mitwirkend ein. Von „Wunnigel" bis zu den „Akten des Vogelsangs" läßt sich dieser Einfluß deutlich verfolgen. Oft ganz unvermittelt steigt die Gestalt des Freiherrn von Münchhausen auf und deutet auf den großen thematischen Zusammenhang hin, der sich in ihm verkörpert†).

Eine ähnliche Rolle wie er spielt der tapfere Ritter Don Quijote de la Mancha des Cervantes bei Raabe. Auch er tritt uns häufig genug als Symbol des Phantasiemenschen, der infolge seiner Naturanlage mit der Werkeltagswelt in Konflikt kommt, entgegen.

Das bedeutsamste literarische Symbol Raabes trägt den Namen Goethe. Und hier tritt das Werk fast ganz hinter der Persönlichkeit zurück. Zu einer Zeit, da noch die Goethe-Philologie in unermüdlicher Kleinarbeit die Betonung auf den zweiten Bestandteil des Wortes legte, wurde ihm die Gestalt Goethes zum Problem und zum Erlebnis. Mit

*) Werke III. 6. 579.

**) Werke III. 6. 554.

***) Werke III. 6. 594.

†) Vgl. des Verfassers Aufsatz „Raabe und Immermann", Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes X. 9. — Es fehlt hier der Raum, auf die Bedeutung der literarischen Symbole weiter einzugehen. Ich habe (Mitteilungen XI. 8ff.) die literarischen Symbole in den „Akten des Vogelsangs" zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht.

„Abu Telfan" beginnt die symbolische Ausdeutung dieser Gestalt, in der Raabe die erhabenste, alles überschattende Prägung des deutschen Phantasiemenschen sieht. Ein Vierfaches wurde ihm an ihr zum Erlebnis. Einmal erkannte er in ihr die lichteste Offenbarung einer naiven, unreflektierten Anschauung. Sodann fesselte ihn das leidende Verhalten des Genius in dem rücksichtslosen Andrängen der Wirklichkeit, das „Totstellen". Drittens sah er die Stirn dieser hehren Gestalt umleuchtet von dem Siegesglanz der inneren Freiheit, der lebenssicheren Unbefangenheit. Und endlich wurde ihm das Rätsel der Goetheschen „Häutung" zum Problem. Dieses vierfache Erlebnis wird uns schon in „Abu Telfan" angedeutet, ja z. T. dringt es hier schon in die Gestaltung ein. Es werden aus ihm nicht nur die ethischen Folgerungen gezogen, auch die Phantasie des Dichters wird im Einzelnen dadurch geleitet. Dies steigert sich dann in den Werken, in denen Raabe ausschließlicher als vorher sein eigenes Lebensthema, das Tassothema, gestaltet. Wenn es in den „Gedanken und Einfällen" heißt: „Goethe ist der deutschen Nation garnicht der Dichterei usw. wegen gegeben; sondern daß sie aus seinem Leben einen ganzen vollen Menschen von Anfang bis zum Ende kennen lernen", so hat Raabe in seinem Werk aus diesem Satz schon die praktischen Folgerungen gezogen. Zwei Seiten seines Erlebnisses „Goethe", die leidende Stellung des naiven Menschen zum Schicksal und die Häutung geben, ausgeprägt in zwei Goethe-Zitaten, den Stimmungsakkord zu „Alte Nester" (Motto) und „Frau Salome" (Einleitung) an. Und auch sonst schreitet die Gestalt Goethes häufig genug durch seine Dichtung als ein ragender Schatten von tiefem symbolischen Gehalt.

Raabe erlebte in ihr die höchste, nie erreichbare Ausprägung der eigenen Wesensart, und sie wurde ihm dadurch zu dem großen Trost im Ringen des Daseins. Es ist ureigenste Lebenserfahrung, was er in dem Worte zum Ausdruck bringt:

„Es kommt für den wirklichen Menschen die Zeit, wo er in den Werken der Autoren nicht mehr die Kunst, das Ästhetische sucht, um sich selber Ruhe zu schaffen im Sturm des Lebens, sondern die Fingerzeige, wie jene sich in dem großen Kampfe zurecht gefunden haben. Da werden in alle Zeiten hinein alle 40 Bände Goethe die große Panazee bilden."*)

Uns will es heute bedünken, als hätte Raabe bei diesem Wort auch an sein eigenes Werk gedacht, sehen wir doch auch in diesem, und heute mehr wie je, einen wichtigen Helfer in der Not des Lebenskampfes.

Wir haben bisher im Einzelnen die Pfade der Raabeschen Phantasie verfolgt und die Vorzüge und Schwächen seiner künstlerischen Veranlagung dabei kennen gelernt. Wir wollen nunmehr das, was sich dabei ergeben hat, zusammenfassen in einer möglichst vollständigen Entstehungsgeschichte eines Werkes, um das Ineinanderwirken der verschiedenen Kräfte auf ein bestimmtes Ziel hin zur Anschauung zu bringen. Die Auswahl, die wir zu diesem Zwecke treffen, wird durch mehrere Rücksichten bestimmt. Einmal müssen sich, damit sich ein möglichst klares Bild ergibt, die Linien deutlich aufweisen lassen. Sodann erscheint es wünschenswert zu zeigen, wie ein an sich unbedeutendes Erlebnis, das auch der Geringste schon einmal gehabt hat, in der Seele des Dichters keimt und wächst und Blüten treibt. Das Bild, daß sich uns von der Entstehung der Erzählung „Fabian und Sebastian" ergibt, wird uns diese Forderungen erfüllen.

*) Werke III. 6. 588.

Wilhelm Brandes*) zitiert Goethes „Iphigenie", als er in seiner Musterung all der Schätze in Raabes Lebenswerk zu „Fabian und Sebastian" kommt. Und in der Tat erinnert diese Erzählung in mehr als einer Hinsicht an das klassische Drama der Entsühnung. Eine alte, böse Schuld, lange Jahre hindurch bald gewaltsam unterdrückt, bald ärgerlich beiseite geschoben, erhebt von neuem Unheil drohend ihr Haupt, rächt sich in langsam zerstörender Qual an dem Schuldigen und droht den Lebensfrieden der Unschuldigen durch ihre Unversöhnlichkeit zu untergraben. Und ein reines, unschuldiges Menschenkind sühnt den bösen Fluch, indem es sich selbst unter ihn stellt und ihn auf sich nimmt mit dem Bekenntnis: „Durch unsere Schuld!" Etwas von dem christlichen Gedanken des stellvertretenden Leidens, der bei Goethe leise anklingt, spricht sich auch in dieser Erzählung aus.

Neben den Firnengipfeln der Raabeschen Weltanschauungsdichtung tritt dieses Werk bescheiden zurück, und der Dichter selbst ist sich dessen bewußt. Aber doch hat es in seinem Werk eine eigenartige und einzigartige Bedeutung: es ist ein Denkmal, das der Dichter der nie vergessenen Stunde gewidmet hat, in der er die Feder zu seiner „Chronik der Sperlingsgasse" angesetzt hatte. Am 15. November 1879 konnte er das fünfundzwanzigjährige Jubiläum dieses Tages begehen. Die Empfindungen, die diese stille Feier in ihm auslöste, gewannen Schöpferkraft. Am 19. Januar 1880, am dritten Tage nach Vollendung der Erzählung „Das Horn von Wanza", die selbst die Feier eines Jubiläums zum Thema hat, begann er mit „Fabian und Sebastian". Eine Stelle der Erzählung macht uns auf den Zusammenhang mit der „Chronik" aufmerksam.

Im letzten Kapitel dieser Dichtung schildert er uns, wie seine Heldin, die junge Konstanze Pelzmann, das Wunder des ersten Schnees erlebt. Und dann durchbricht er den objektiven Bericht:

„Wir aber, wir haben schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert, als wir unsere erste Geschichte den Leuten in die Hand gaben, es ihnen und uns beschrieben, welch ein ander Gesicht diese nordische Welt annimmt, wenn der erste Schnee herunterkommt. Nun sind wir aber diesmal nicht am Anfang einer Geschichte, sondern am Schluß einer solchen und können ein ander Gesicht der Welt in diesem Falle noch viel besser brauchen als im andern, und sie macht ihn uns, — dem Himmel sei Dank!"

Und wir denken zurück und erinnern uns an den 15. November des Jahres 1854, den Geburtstag der „Chronik der Sperlingsgasse". Da blickt Johannes Wachholder auf von seinem Wandsbecker Boten, in dem er eben von der Erfindung des Herbstlings, des Festes zur Feier des ersten Schnees gelesen, und sieht draußen wirklich die ersten Flocken herniederfallen.

„Schnell springe ich auf und an das Fenster. Welche Veränderung da draußen! Die Leute, die eben noch mürrisch und unzufrieden mit sich und der Welt umherschlichen, sehen jetzt ganz anders aus. Gegen den Regen suchte jeder sich auf alle Weise zu schützen, dem Schnee aber kehrt man lustig und verwegen das Gesicht zu.

Der erste Schnee! Der erste Schnee!

An den Fenstern erscheinen lachende Kindergesichter, kleine Händchen klatschen fröhlich zusammen: welche Gedanken an weiße Dächer und grüne funkelnde Tannenbäume! Wie phantastisch die Sperlingsgasse in dem wirbelnden, weißen Gestöber aussieht! Wie die wasserholenden Dienstmädchen am Brunnen kichern! Der fatale Wind! —"

*) Wilhelm Raabe, Wolfenbüttel 1901, S. 61.

Und bei seinem Blick in den ersten Schnee kommt plötzlich Wachholder der große Gedanke: „Eine Chronik der Sperlingsgasse!“

Wir wiesen aber schon darauf hin: die ganze Frische und Naivität dieser Szene berechtigt uns dazu, hier den Namen Wachholders durch den Raabes zu ersetzen, also in dieser Schilderung keine Phantasie, sondern ein Erlebnis zu sehen. Ist dem aber so, dann mußte in der Tat dem Dichter dieser erste Schnee des Jahres 1854 unvergeßlich sein.

Weshalb aber weist er in „Fabian und Sebastian“ darauf zurück? Wirklich nur, um festzustellen, daß er vor mehr als einem Vierteljahrhundert einmal dasselbe beobachtet, dasselbe gedacht habe? Wohl schwerlich; denn wäre ihm das zur Übung geworden, dann hätte er viel zitieren müssen. Außerdem wäre dies bei einem Schriftsteller von dem Reichtum und der Tiefe Raabes etwas kindlich.

Wir haben oben gezeigt, daß Raabe in seinen Selbstzitaten häufig einen thematischen Zusammenhang mit den zitierten Werken aufdeckt und damit ein Merkzeichen für die Entstehung des ihm vorliegenden Werkes einschlägt. Das Gleiche läßt sich auch hier feststellen. Der erste Schnee wird aus der „Chronik der Sperlingsgasse“ zitiert, weil er dort wie hier die gleiche Bedeutung hat: er bezeichnet den Ausgangspunkt der Konzeption.

Wir haben also in dem ersten Schnee die Keimzelle zu „Fabian und Sebastian“ zu sehen. In der „Chronik“ blieb er ein stimmunggebendes Begleitmotiv, in „Fabian und Sebastian“ entfaltet sich die Knospe zur Blüte. Das Motiv tritt beherrschend in den Mittelpunkt und erhält gestaltende Kraft. Daß es hier keine nebensächliche, nur Stimmung schaffende Bedeutung hat, geht schon aus der Betonung hervor, die der Dichter ihm gibt.

Gleich am Anfang seiner Erzählung weist er auf die Wichtigkeit seines Symbols hin, auf das erlösende Wort der Konstanze von der Frieden schaffenden Schneedecke:

„Von sehr süßen Sachen könnte die Rede sein, und an einem lieblichen Trost durch das Ganze hin und an ein paar beruhigenden Worten, und zwar aus einem Kindermunde zum Schluß soll's auch nicht fehlen.“

Und im zweiten Kapitel sagt Fabian Pelzmann im Gedanken an seine exotische Nichte, während er in den Flockentanz blinzelt:

„Sehr nett! ... Seht mal, das kann sie ja auch unmöglich schon kennen?! ... Guck, da haben wir ja schon wieder etwas, was dem Kinde vielleicht einmal einen Spaß macht! Artet sie nach mir, so hat sie, warm eingewickelt, seinerzeit sogar ihr Vergnügen daran.“

Der erste Schnee hat zuerst einmal die Gestalt der Konstanze hervorgerufen. Der Ausgangspunkt für die schaffende Phantasie des Dichters war die Vorstellung von einem Menschenkinde, das das Wunder des ersten Schnees, das uns kein Wunder mehr ist, zum ersten Male in seinem Leben und mit der ganzen Empfänglichkeit einer jungen Menschenseele erlebt. Deshalb mußte dieses Kind in den Tropen aufgewachsen sein.

Der Gedanke an die Veränderung des Weltbildes durch den ersten Schnee leitete die Phantasie dann weiter. In der „Chronik“ war dies Motiv noch im Äußerlichen stecken geblieben. Jetzt wird es vertieft und erhält symbolischen Gehalt. Es wiederholt sich, was wir oben vom Symbol des „Schüdderump“ gesagt haben. Nicht nur das äußere, auch das innere Weltbild soll verändert werden. Die weiße Decke des Schnees wird zur Decke des Friedens, die sich versöhnend über Gram und Schuld legt:

„O, seht doch, seht, wie das weiße Wunder vom Himmel alles zudeckt!“ rief Konstanze. „Ja, Frau Holle ist's, die Frau Holle! Ich kannte sie bei mir zu Hause in der Sonne

nur aus den Bildern und aus der Beschreibung in den Büchern, die aus eurem Lande die Schiffe mitbrachten. Und ich habe mir davon erzählen lassen von meinem Papa und wer es sonst aus eigener Erfahrung kannte; aber ich habe nicht geglaubt, daß es so eine ganz andere Welt machen könnte. Lieber Baas Thomas, und ich habe schon mit dem Onkel Rumpler darüber gesprochen, als wir durch diesen Schnee hierher kamen. Heute bleibt es noch nicht so; es muß erst noch viel kälter werden, und dann kommt er wieder der rechte Schnee. Dann erst wird es ganz still. Ich denke es mir sehr gut, daß dann alle die Gräber mit allem andern Dunkeln unter der weißen Decke wie Eines liegen."

Und dieses Symbol ruft durch die Kraft des Gegensatzes ein anderes im Dichter hervor: Das Rieseln des Staubes, das Symbol der Schuld. Es ist ein wunderbares Bild, mit dem der Dichter die langsame, aber unerbittliche Veränderung des Weltbildes durch die im Anfang ärgerlich geleugnete, zuletzt aber nicht mehr zu verleugnende Wirkung des Schuldbewußtseins schildert:

„Wahrlich, es ist so! Nicht immer fällt einem die Wahrheit wie ein Stein auf das Herz und zermalmt es. Das Gewöhnliche ist, daß sie niederrieselt wie Sand, anfangs kaum beachtet in den fliegenden Atomen, aber Körnchen auf Körnchen durch Tag und Nacht — belächelt — dem Anschein nach durch einen Hauch weggeblasen, nicht des Nachdenkens und noch weniger eines körperlichen Mißbehagens wert. Wie genau muß der Mensch aufpassen, um zu merken, wie die Dämmerung kommt, wie aus der Helle die Dunkelheit wird! . . . Es ist da immer ein betroffenes, plötzliches Aufsehen und Aufmerken! Liegt es nicht wie ein leichter Staub auf den Dingen dieser Welt? Wo kommt der her? Was ist das? Hat das wirklich etwas zu tun mit dem, was du eben noch vertriebest, indem du mit der Hand vor den Augen und der Stirn durchfuhrest?! . . . Nun fährst du schon mit dem Finger über die Dir nächsten Sachen in Deiner Welt, und sieh, es gibt eine Spur, welche der Hogarthschen Schönheitslinie gleicht, aber wie ein Fragezeichen aussehen würde, wenn du einen Punkt darunter machtest. Das tust du nicht; — du ärgerst dich und suchst um dich her nach einem, den du für dein vorübergehend Unbehagen die Schuld tragen lassen kannst. Vorübergehend? . . . Was ist das? Fängt nicht jeder Atemzug an, es dich merken zu lassen, daß die Veränderung, welche du in dir und um dich spürst, nicht vorübergehend und nicht einem anderen zuzuschreiben sei?! . . . Wie grau die Welt wird! Staub über deinem Leben! Staub auf deinem Geiste! . . ."

Das Rieseln des Staubes und das Rieseln des Schnees, die graue Decke der Schuld und die weiße der Stille und des Friedens! Bis auf die Stelle im architektonischen Aufbau der Erzählung ist diese symbolische Parallele durchgeführt: im 10. Kapitel haben wir das erste Bild, im 20. Kapitel das zweite. Wir wissen aus anderen Werken Raabes, daß wir in einer solchen äußeren Betonung der Komposition keine Zufälligkeit zu sehen haben. Die Bedeutsamkeit der Symbole für die Erzählung wird dadurch unterstrichen.

Hatte sich so das knospenhafte Stimmungsmotiv aus der „Chronik der Sperlingsgasse" zu einer prächtigen Doppelblüte voll bezwingenden Duftes entfaltet, so leitete nun die „Chronik" die Phantasie des Dichters noch weiter, indem sie ihm die Umrißlinien für die persönliche Ausprägung seiner Symbolik gab. Schuld und Versöhnung ist auch das Leitmotiv in der Fabel der „Chronik". Die Verführung der Luise Ralf, der Mutter des Malers, durch den Grafen Seeberg ist die Schuld, die durch den Liebesbund der Enkelkinder Elise Ralf und Gustav Berg ihre Versöhnung findet. Auch in „Fabian und Sebastian"

ist die Schuld, die nach zwanzig Jahren wie ein Alb auf allen Personen der Erzählung lastet, eine Verführung. Auch hier wird die Versöhnung der Schuld von dem Kinde einer neuen Generation gebracht.

War damit schon ein entscheidender Schritt getan, so brachte nun ein anderes Werk Raabes die Fabel in ihren Grundlinien zum Abschluß: „Der Hungerpastor". Und wahrscheinlich bildete der Gedanke an die Verführung Kleopheas das vermittelnde Glied. Die Patenschaft des „Hungerpastors" für unsere Erzählung ist deutlich genug.

Dem Dreiklang der Brüder Götz im „Hungerpastor" entspricht der Dreiklang der Brüder Pelzmann in „Fabian und Sebastian" in einer Genauigkeit, die selbst bei Raabe, der solchen Berührungen gegenüber seine vollste Unbefangenheit bewahrt, selten ist. Der älteste der Brüder ist der Phantasiemensch mit dem warmen Herzen und einer nur beschränkten Fähigkeit, sich im nüchternen Leben zurecht zu finden und sein eigenes Interesse zu wahren. In herzlicher Liebe nimmt er sich des jüngsten Bruders an und holt nach seinem Tode dessen hinterbliebene Waise als teures Erbteil zu sich: dort Rudolf Götz, hier Fabian Pelzmann. Der mittlere Bruder ist der Verstandesmensch, der auf dem ebenen Wege der gesellschaftlichen Wohlanständigkeit verbleibt, sich einer erfolgreichen Lebenslaufbahn und eines ehrenvollen Ansehens in seinem Lebenskreise erfreut, bei dem jedoch der äußere Glanz nur der Deckmantel für ein innerlich leeres, glückloses Dasein ist: dort Theodor Götz, hier Sebastian Pelzmann. Der jüngste endlich, der geborene Abenteurer und „Luftflieger", von harmlosem, vielleicht allzu weichem Gemüt, aber ohne Halt, fortgerissen von dem Wirbelwind seiner Leidenschaft, unfähig, im Vaterlande in dem ihm zu engen Rahmen der gesellschaftlichen Tradition sich zu halten, verläßt Europa, tritt im fernen Ausland in fremden Militärdienst, geht schließlich fern von der Heimat zugrunde und hinterläßt eine hilflose, unversorgte Tochter: dort Felix Götz, hier Lorenz Pelzmann.

Den gleichen Grundlagen entwachsen gleiche Situationen. Wie das tolle Junggesellennest in Grunzenow zum Empfang von Fränzchen Götz umgestaltet wird, wird uns mit derselben Liebe geschildert wie die Vorbereitungen, die Fabian Pelzmann in seiner Junggesellenwirtschaft zur Aufnahme seiner Nichte Konstanze trifft. Und das Faktotum Grips, das freilich durch die militärische Disziplin stark in seiner Meinungsäußerung eingeschränkt ist, läßt in dem Wenigen, was er von sich hören läßt, die Verwandtschaft mit dem Faktotum Knövenagel erkennen. Und vielleicht ist sogar das Gut Schielau, auf dem Konstanze Pelzmann Heimatsrecht gewinnt, angeregt durch das Gut Grunzenow, den Zufluchtsort Fränzchen Götz'.

Mit der Verbindung der so gewonnenen Motive war der Grundriß der Fabel von „Fabian und Sebastian" im großen und ganzen gegeben. Und wieder, wie so häufig bei Raabe, machen wir zu unserem Erstaunen die Erfahrung, daß allen nachgewiesenen Parallelen zum Trotz die unbedingte Selbständigkeit unserer Erzählung über jeden Zweifel erhaben ist. Die unnachahmliche Kunst der Individualisierung macht aus den blassen Schemen des Grundrisses so lebenswarme Gestalten, die doch wieder nur sich selbst ähnlich sind, daß der Parallelismus der Motive nur dem zu Bewußtsein kommt, der danach sucht. Keine von den Gestalten in „Fabian und Sebastian" erinnert in ihrer individuellen Ausprägung des Charakters oder der Lebensform auch nur im entferntesten an den entsprechenden Typus im „Hungerpastor". Man stelle nur den Attrappenonkel neben den Leutnant Götz, um sich davon zu überzeugen.

Auch für die Individualisierung der Typen gab das Grundmotiv noch Hinweise. Schon in der „Chronik" wurde bei dem ersten Schnee die Weihnachtsstimmung lebendig: „Welche Gedanken an weiße Dächer und grüne funkelnde Tannenbäume!" Zu Fabian Pelzmann hat offensichtlich der Weihnachtsmann selbst Modell gestanden. Sein Name Pelzmann ist in bewußter Absicht dem des „Pelzmärtel" angeähnelt. Man braucht sich nur das Bild vor Augen zu halten, in dem er uns zuerst vorgeführt wird: gefolgt von seinem mit tausend Schachteln und Schächtelchen beladenen Diener, stampft er mit innerem Behagen und seliger Vorfreude im Gedanken an ein strahlendes Kindergesicht durch das Flockengewirbel. Oder wir sehen ihn auf der Suche nach Anregungen zu neuen Attrappen durch die Gassen wandeln, umdrängt von Kinderscharen, die er mit dem süßen Inhalt seiner unerschöpflichen Taschen beglückt. Vom Weihnachtsmann war wieder nur ein Schritt zu der Schokoladen- und Konfitürenfabrik Pelzmann und Kompagnie.

Die Vornamen der beiden älteren Brüder entstammen natürlich dem Kalender. Am 19. Januar setzte Raabe die Feder an zu seiner Erzählung, am 20. Januar, dem Tage Fabians und Sebastians, beginnt die Handlung. Das ist kein Zufall. Raabe hat bis in sein Alter hinein große Vorliebe für den Kalender sich gewahrt. Es wird uns erzählt, daß er häufig ein Kalenderblatt zum Ausgangspunkt der Unterhaltung machte, indem er die darauf angegebenen geschichtlichen Tatsachen miteinander in Beziehung setzte. Und der Heilige des Kalendertages wurde ihm wiederholt zum Symbol in seiner Dichtung. Wir erinnern uns an die Bedeutung, die der Tag des Heiligen Laurentius in den „Akten des Vogelsangs" hat*). Diese Vorliebe schreibt sich wahrscheinlich aus Raabes Studium der alten Chroniken her, denen unsere nüchterne arithmetische Zeitangabe noch fremd war. Daß der Kalender an jenem 20. Januar 1880 an Raabes Schreibtisch eine Rolle spielte, zeigt ja auch die scherzhafte Anführung der verschiedenen Buß- und Bettage der deutschen „Völker" an jener Stelle.

Für die individuelle Ausgestaltung des Bruders Sebastian wurde Raabe eine andere Anregung bedeutsam. In seiner Bibliothek trägt der Roman Dickens' „Dombey und Sohn" die Jahreszahl 1880 als Datum der Anschaffung. Wir dürfen also wohl annehmen, daß Raabe in der Zeit, da „Fabian und Sebastian" im Werden war, dieses Buch des von ihm sehr geschätzten englischen Dichters gelesen hat.

„Dombey und Sohn" zeichnet uns das Bild eines Menschen, dem sein Leben zu einem Rechenexempel geworden ist. Geld und gesellschaftlicher Glanz sind die einzigen Ziele seiner rastlosen Arbeit, und auch dies hat für ihn nur Interesse, um das Ansehen der alten Firma zu erhalten und zu mehren. Nur eine weiche Stelle hat sein kalt und zu Stein gewordenes Herz, das ist die Liebe zu seinem Sohn, der dereinst der alten Firma neuen Inhalt geben soll. Seiner Tochter gegenüber verhärtet er sich in grausamer Weise auch dann noch, als ihm der Sohn entrissen wird, bis dann der künstliche Bau seines Lebens zusammenstürzt und sein Rechenexempel sich als falsch erweist. Ein gebrochener Mann findet er dann seinen Frieden am Herzen der verschmähten Tochter.

Die Ähnlichkeit mit Sebastian Pelzmann und seinem Verhalten zu Konstanze liegt auf der Hand. Auch hier im Glanz des gesellschaftlichen Ansehens der kluge Rechner, der Zahl an Zahl aneinanderreiht zur höheren Ehre seiner Firma. Auch hier ein Mann, der

*) Vgl. Margarete Bönneken, Wilhelm Raabes Roman „Die Akten des Vogelsangs". Marburg 1918. S. 90f.

sich verhärtet einem Mädchen gegenüber, das ihm ein Herz voll Liebe entgegenbringen möchte. Auch hier der böse Fehler in dem Rechenexempel des Lebens, der jähe Zusammenbruch, und auch hier die innere Versöhnung des Gebrochenen durch das ungerufene Erscheinen des verschmähten Kindes in der letzten schweren Krisis.

Noch eine andere Gestalt des Dickensschen Romans hat leise auf Sebastian Pelzmann eingewirkt: Dombeys schurkischer Disponent James Carker. Sebastians Stellung zu seinem jüngsten Bruder findet in Carkers Verhalten zu seinem Bruder John ihr Vorbild. Noch deutlicher aber wird die Parallele zwischen James Carker und Sebastian Pelzmann durch die Schuld, die beide auf sich geladen haben. Sie haben beide vor vielen Jahren ein schönes junges Mädchen verführt und zur Verbrecherin gemacht, sie haben es beide verstanden, sich und ihre Stellung im Leben frei von den bitteren Folgen dieser Schuld zu halten. Carkers Opfer Alice kehrt nach zehnjähriger Deportation als ein äußerlich und innerlich zerstörtes Weib aus der Verbrecherkolonie zurück, und wir hören bei ihrer Heimkehr aus ihren Worten denselben seelenlos hohlen Stimmenklang, denselben Schrei des Hasses und der Rache, der uns aus dem Munde von Sebastians Opfer, Marianne Erdener, erschüttert, als sich ihr nach zwanzig Jahren die Pforte des Zuchthauses öffnet.

Und vielleicht ist Raabe Dickens noch für eine weitere Anregung verpflichtet. Freilich ein leises Fragezeichen müssen wir diesmal dazusetzen. Es ist möglich, daß die Lektüre von „Dombey und Sohn" Raabe Dickens' ersten Roman „Die Pickwickier", wieder ins Gedächtnis zurückrief. Dann aber ist es wahrscheinlich, daß die prächtigste und berühmteste Gestalt des Dickensschen Humors, Herr Samuel Weller, des würdigen Herrn Pickwicks getreuer, schlagfertiger und nie verlegener Diener, die Gestalt des Faktotums Knövenagel beeinflußt hat. Nicht nur das humorvolle Verhältnis, in dem Diener und Herr zueinander stehen, ist hier wie dort das gleiche.

Aber auch all diese Beeinflussungen geben nur leise Umrißlinien, keine Farben und noch weniger plastische Gebilde. Sie leiten des Dichters Phantasie bei der äußeren Verknüpfung der Handlung, aber für das, was die Tiefe und den wahren Wert seines Kunstwerks ausmacht, geben sie ihm nichts. Auch die Ähnlichkeit zwischen Sebastian Pelzmann und Dombey oder gar James Carker ist nicht größer als die zwischen Fabian Pelzmann und Rudolf Götz, und keiner, der, ungeleitet durch die epischen Verbindungslinien, Menschen neben Menschen stellt und sie vergleicht, wird darauf kommen, daß sie etwas miteinander zu tun haben.

Wir haben bei unserer Darlegung der Motive zu „Fabian und Sebastian" bisher noch das eine beiseite gelassen, das vielleicht das wichtigste ist: den Dichter selbst. Auch dieses Werk enthält eine Selbstoffenbarung Raabes, die nicht zu übersehen ist. Das Thema klingt an, das uns in sehr mannigfaltiger Gestaltung in vielen seiner Dichtungen entgegentritt, zuletzt in tragischer Steigerung in den „Akten des Vogelsangs": das Thema von dem Gegensatz zwischen dem Phantasiemenschen und dem Werkeltagsmenschen. Es ist das Lebensthema Raabes, in dem sein Jubel und sein Leid, sein Glück und seine Tragik zum Ausdruck gelangt. Hier in „Fabian und Sebastian" erscheint es, seiner Bitterkeit entkleidet, in sonnigen Humor getaucht. Der Kampf liegt vor der Handlung, seine Narben sind nicht vergessen, aber verwunden, und wir freuen uns an dem heiligen Lachen des Siegs. Natürlich ist Fabian Pelzmann, der Attrappenonkel, der Träger der Lebensanschauung seines Dichters. Wie so häufig hat die Werkeltagsarbeit auch hier den Phantasiemenschen

in den Winkel gedrängt, aber er hat sich diesen Winkel zu seinem Behagen ausgestaltet, und der Sonnenschein findet den Weg zu ihm. Er sehnt sich nicht nach den Prunkräumen des Vorderhauses, in denen „die Verständigen" sich im Glanze des gesellschaftlichen Ansehens brüsten. Das ist Symbolik für Raabes eigenes Erleben. Und wie er selbst ist Fabian humoristischer Künstler, der seine größten Siege in der Umschattung des Leides erkämpft. Und in seinem Handeln zeigt er sich als einen echten Vogel aus Raabes Nest. Trotz seines Kinderherzens und seiner scheinbaren Weltfremdheit geht er mit naiver Sicherheit seinen Weg, denn er verfügt über jene drei Kieselsteine, die alle die siegreichen Humoristen Raabes in die Pfütze des Lebens werfen, um trocken hinüberzugelangen: Selbstachtung, Selbsttat und Selbstironie.

Wir sind am Ende, und blicken wir zurück, so fällt uns auf die Seele, daß wir trotz alles Forschens von dem, was wir im eigentlichsten Sinne „Raabisch" nennen, nur recht wenig gesagt haben. Wir haben den Romanschriftsteller bei seiner Arbeit belauscht, haben hier und da einen Blick in die menschlichen und künstlerischen Voraussetzungen seines Schaffens getan, und vielleicht ist es uns damit gelungen, bei Einzelnen größeres Verständnis für die Eigenart seines Werkes zu erringen. Möglich aber auch, daß wir hier und da dem Ästheten, der von der Höhe seiner unfehlbaren Theorie diesem Werke den Wert des echten Kunstwerks abspricht, in die Hände gearbeitet haben. Uns raubt dieser Gedanke die Gelassenheit nicht. Wir haben eins bei unserer Arbeit gelernt: Bescheidenheit und Ehrfurcht. Wir wissen: da, wo wir aufhören mußten, da beginnt erst der wahre Raabe. Wäre es Zwang, wir gäben den Romanschriftsteller lächelnd preis, denn höher als dieser steht der große Humorist, und diesen wieder überragt der siegreiche Seelenbeherrscher, der Führer zu deutschem Leben und deutscher Zukunft.

Raabes Deutschheit.

Von Wilhelm Stapel.

Als jener Teil des deutschen Volkes, der nicht ohne Sperren und Sträuben endlich im Deutschen Reich untergebracht worden war, nach dem Fünf-Milliarden-Segen von Anno Gloriä sich voll und ganz und zielbewußt mit geschwellten Segeln in die Weltgeltung hineintreiben ließ, saß in Braunschweig, Salzdahlumer Straße 3, der Schriftsteller Wilhelm Raabe, etlichen Redakteuren und einem kleinen Zufallspubliko als „deutscher Humorist" bekannt, und sah mit sehr merkwürdigen Augen auf den Tumult. Er paßte weder in die Salzdahlumer Straße noch sonst in die derzeitige Jetztzeit, die so hell und blendend geworden war, daß man die Sonne hätte abschaffen können, ohne daß sie von den Maßgebenden vermißt worden wäre, und in der das gewohnheitsmäßige allnächtliche Erscheinen von Mond und Sternen einfach lächerlich war. Die Sterne über mir und das Gewissen in mir — du lieber Himmel, Krolls Etablissement war viel großartiger! Und wo Paul Lindaus Brillantlicht funkelte, wie sollte da Herr Raabe mit seiner altmodischen Nachtwächterlaterne Eindruck machen? Was hatte der Kerl überhaupt hier zu suchen?

Wahrhaftig, es war ein — wie soll man das nun verständlich machen? — ein wunderlicher Mensch. Aus jenen dunklen Jahrtausenden kam er her, von denen die Professoren der aufgeklärten Zeit behaupten, daß sie roh und wild gewesen seien, von denen wir aber noch bestimmter behaupten, daß sie voller Liebe und Leid, voller Güte und Grauen waren, nicht anders als alle Zeiten. Denn es wechseln nur die Erscheinungen, Gott aber ist ewig. Jener Mensch war mit den Kimbern und Teutonen durch Gallien und Hispanien gezogen, und war dabei, als der König Teutobod bei den Bädern des Sextius gefangen genommen wurde. Er stand auf dem Feld an der Aller, als die trotzigen Sachsenköpfe zu Ehren von Godes egan Barn auf die geduldige Erde rollten. Hinter Tillys Spaniern war er über die zertretenen Saatfelder einhergewandert, und die verängsteten Bauern hatten ihn blöd und mißtrauisch angesehen. Den alten Fritz besuchte er in der verworrenen Nacht, als die siegreichen Russen auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf bei den Lagerfeuern lärmten. Mit dem alten Goethe hatte er bei der Nachricht von Schillers Tode tröstliche Zwiesprache gehalten. Nun aber war er in dieser glorreichsten aller Zeiten angekommen und ging mit seinen langen Beinen Jahrzehnt um Jahrzehnt — in der Stube auf und ab. Der zerfetzte Schlafrock schlenkerte ihm um die Glieder. Sein Antlitz war wie die braune, verknorrte und verwachsene Heide. Aber die Augen, die leuchteten aus der Tiefe der Jahrtausende und — das ewig Liecht gehet da herein. Aber die Welt erkannte es nicht.

Mit diesen Augen blickte Wilhelm Raabe auf das Zeitalter des Fortschritts, und er äußerte über das, was er da sah, seine Meinung in der Geschichte vom versunkenen Garten, die er 1872 zu schreiben begann, im Deutschen Adel von 1876, in der Prinzessin Fisch von 1881, im Alten Eisen von 1884 und andern Büchern, die durchaus nicht in die literarische Rubrik „deutscher Humorist" hineinpassen wollen, und die ein vernünftiger Mensch, der

gelernt hat, was Raabe der deutschen Literaturgeschichte schuldig ist, deshalb auch nicht liest. Daß man in diesen Büchern zum Besten gehalten wird, mag ja hingehn; denn man ist es gewohnt, von den jeweilig Modernen mit unverständlichen Kunstoffenbarungen zum Besten gehalten zu werden. Aber bei dem alten Raabe ist hinter dem Ärgerlichen immer noch so etwas Unheimliches.

Seine Gestalt ragt in der Tat unheimlich in dem Zeitalter von 1870 bis 1914 auf. Für Augenblicke fällt das Spießbürgerliche plötzlich von ihm ab, dann wird der Schlafrock zum König-Lear-Gewand, die langen, weichen Hände an den langen Armen ballen sich zu knöchernen Fäusten, aus den Augen glüht das unterirdische Feuer, und ein bitterstes Wort bricht mit jähem Stoß zwischen den Zähnen hervor. Er ist nur selten so gesehen worden. Aber es war in ihm. Unter all der Güte und Mildigkeit arbeitete in ihm tief unten eine glühende Dämonie. „Genial ist, was die arme, gequälte Menschenseele ans Licht bringt, sonst nichts." Damit hat er das Wesen seiner Genialität bezeichnet. Und das eigentliche Wesen der deutschen Genialität überhaupt — ach wenn das Lumpenpack der deutschen Leser, Hörer und Zuschauer ahnte, an welcher rasenden Pein es sich gefühlvoll erlustiert! In Wilhelm Raabe reckte sich der Jahrtausende alte Urgeist der Deutschen auf und — protestierte. Protestierte, wie nur der Deutsche protestieren kann: aus dem klopfenden Herzen des ewigen Gottes selbst, da wo Zorn und Liebe beieinander wohnen. Wie fühlte Raabe das Leben seines Volkes und seiner Zeit — als ob es ganz durch seine eigene Seele hinrauschte! Er fühlte jede edle Kraft der Weichheit und Süße, jedes Drängen herber Gesundheit, jedes „Frei-durchgehen" und „Nicht-totzukriegen" des deutschen Lebens, mochte es sich auch in den stachlichsten, harzigsten, holzigsten Schalen verkapseln. Liebkosend ruhte sein Blick darauf. Er durchschaute aber den ganzen Plunder einer aufgeblasenen Klugheit, das betriebsame Hetzen und Jagen, das Ränkemachen im Dienst des eigenen Ich, die Heimat- und Ruhelosigkeit des Lebens. Ihm war das, was man damals als soziale Frage bezeichnete, und was man zu ihrer „Lösung" beibrachte, gleichgültig; aber er sah die soziale Frage, die uns heute aufzudämmern beginnt. So deutlich er die Hohlheit und Halbheit seines Zeitalters erkannte, er sah zugleich die reinen, stillen Kräfte, die auch noch das falsche Getriebe nährten, und die schließlich doch, wenn auch nur tropfenweis im dürren Sande sickernd, eine Verbindung von der gescheitesten Selbstherrlichkeit bis zum Urquell am heiligen Berge herstellten. Das ist das Merkwürdige an der Seele dieses Sehers. So mußte er nicht nur denen unverständlich bleiben, die emsig mitlebten im Geist der Zeit, sondern auch denen, die sich darüber mit stolzem Spott erhoben und diesen Zeitgeist, etwa auf nietzschesche Weise, zum Problem machten. Da wo die raabesche Seele, wenn Hohn und Spott des Zornes verrauscht sind, in der allerletzten, mildesten, wehmütigen Ehrfurcht die Brüderlichkeit des irrenden Lebens verspürt, da ist für die geistreiche Seele — nichts. Folglich scheint ihr das Verhalten der raabeschen Seele nicht anders erklärbar denn als Sentimentalität. Gleichwohl ist die Kritik, die ein Raabe übt, tiefer und treffender als die der pathetischen Spötter.

Was Raabe zum Protest gegen seine Zeit trieb, war seine Deutschheit. Seine deutsche Seele witterte die Gefahr, die über das ahnungslose Volk heraufzog: Die Entseelung des Lebens durch wesensfremde äußere Mächte, das Ernstnehmen von Idealen, die ein Deutscher nicht ernstnehmen darf, weil der Ernst des Deutschen etwas Innerliches und Unablässiges ist, etwas anderes als der Ernst anderer Völker. Die tiefste und darum ganz einfache Erkenntnis haben wir in dem Wort aus den Akten des Vogelsangs:

„Des Menschen Dasein auf Erden baut sich immer von neuem auf, doch nicht von dem äußersten Umkreis her, sondern stets aus der Mitte. In unserem deutschen Volke weiß man das auch eigentlich im Grunde gar nicht anders." Aber das konnte nur gesagt werden, weil eben damals das deutsche Volk aufhörte eigentlich zu sein und in seinem Grunde zu wurzeln. Was war nun die Innerlichkeit noch anders als ein Spott geistreicher und reichshauptstädtischer Herren und Damen? Allenfalls war sie gut genug für die Kinderstube. Aber selbst da genügte sie nicht mehr: man mußte nun die Grimmschen Märchen mit Hilfe farbiger Glasbilder im Lichtkegel des Projektionsapparates „darbieten", und dann in Aufsätzen über die richtige Methode der Darbietung diskutieren. Die erwachsene deutsche Geistesgröße aber mußte man mit den luxuriösesten Weinrestaurants, mit den „größten Schiffen der Welt", mit schmetternder Trompetenmusik und mit der stinkendsten Verstänkerung kanalisierter Flußläufe illustrieren. Immerhin — es war nur die Crême des Volkes, die das betraf, und die Crême kann man nötigenfalls in den Abguß schütten. Es wuchsen ja noch Jahr für Jahr Hunderttausende von flachshaarigen und rotznäsigen deutschen Bauern- und Arbeiterkindern heran, die auf stämmigen Beinen die tiefe, tumbe deutsche Seele durch die Welt weitertrugen. Schon aber waren die vereinigten Herren Théophile Stein, alias Moses Freudenstein, Hofrat Brokenkorb, Häußler von Haußenbleib, Dr. Eckbert Scriewer und wie sie alle heißen, in Verbindung mit der großen Familie Piepenschnieder eifrig dabei, einerseits das Menschenmaterial für ihre Zwecke auszubeuten, andrerseits sich als Musterbilder des wahren und erfolgreichen Menschentums an die Spitze des deutschen Kulturfortschrittes zu setzen. Klingt es nicht wie Angst, wenn Raabe schon 1860 schrieb: „O Sever, das Gezücht der Schmarotzerpflanzen, das Gezücht der giftigen Pilze, der Fliegenschwämme, der Saugschwämme, der Herrenpilze, der Speitäublinge, der Judasohren, der Bovisten, der Phalli impudici wächst nicht auf dem umgestürzten Stamm der deutschen Eiche — nein, nein, nein, die deutsche Eiche steht noch aufrecht, und wird noch durch die Jahrtausende in Herrlichkeit und Pracht grünen und blühen und alle Völker unter ihrem Schatten versammeln. Was kümmert Dich das armselige Schwammgeschlecht am Fuße des Baumes Gottes?"

Dr. Théophile Stein, alias Freudenstein, wirft nun freilich uns oder vielmehr dem alten Raabe das Wort Spießbürger an den Kopf. War es im Grunde nicht doch nur Spießbürgerlichkeit, wenn Raabe „nicht mit der Zeit mitging"? — Martin Luther rückte im Jahre 1520 dem „Kapitalismus" zu Leibe und richtete die Waffe mit der ihm eigenen Zielsicherheit dahin, wo das eben flügge werdende Teufelchen sein Brutnest hatte: auf die seither auf dem ganzen Erdball — abgesehn von Tibet und den Polargegenden — hinreichend bekannt gewordene Gesinnung. Aber an deutschen Universitäten, wo man National- und Weltwirtschaftslehre betreibt, urteilt man über Luthers Unternehmen, wenn man der Vollständigkeit halber davon gelegentlich Kenntnis nimmt: Soweit er sich auf seinem theologischen Fachgebiet betätigte, sind ihm, abgesehen von gewissen Unzulänglichkeiten, große Verdienste nicht abzusprechen, aber in der Nationalökonomie war er ein unklarer Dilettant; der wackere Bauernsohn und Wittenberger Kleinbürger konnte nicht von seinen rückständigen agrarischen Anschauungen loskommen; der ungeheure wirtschaftliche Fortschritt — Weltwirtschaft — Steigerung der Produktion — Ermöglichung der Bevölkerungszunahme — — lassen wir den Herrn Fachmann seine uns genügend bekannte Belehrung zu Ende reden, und bleiben wir mit dem Eigensinn des Dilettanten bei dem, was uns interessiert.

Erst als Karl Marx, der in Berlin, Paris und London an der Spitze der Zivilisation zu marschieren und den deutschen Eseln zu imponieren gelernt hatte, die Sache, um die es sich schon bei Luther handelte, in Form einer „Theorie" den Deutschen eingängig machte, wurde die Angelegenheit wichtig genommen. Und nachdem man endlich mit großem Jammer erkannte, daß Marx mit seiner Theorie die Sache nicht beim richtigen Zipfel erwischt hatte, fand man auf Kongressen und in Zeitschriften mit Tamtam und Trara, daß es sich „zutiefst" um ein „ethisches und religiöses Problem" handle, und kam so der Weisheit immer näher, die man — seit 1520 hätte fest im Herzen haben können. Hoffen wir, daß schon etwelche „geniale" Freudensteins unterwegs sind, dem deutschen Volke die raabesche Wahrheit in Form von unverdaulichen, falschen Theorien näher zu bringen. Inzwischen erheitern wir andern, die wir uns an das Wesentliche halten, über die seltsamen Wege der menschlichen Geschichte, erledigen unsre tägliche saure Arbeit, trinken feierabends unsern Kaffee, und sind durchaus nicht erstaunt, wenn sich der Erzengel Michael oder gar die heilige Dreieinigkeit selbst in Schlafrock und Pantoffeln zu uns an den Tisch setzt. So etwas kommt in Deutschland vor, wie man auf vielen, freilich älteren Bildern wahrnehmen kann. Wilhelm Raabe behauptete in der merkwürdigen Geschichte vom Tumurkieland (das einige für „einen großen Sumpf", andere für „eine ausgedehnte Salzwüste", wieder andere „nur" für „einen unbedeutenden Hügelzug" halten): „In dem Lande zwischen den Vogesen und der Weichsel herrscht ein ewiger Werkeltag, dampft es immerfort wie frischgepflügter Acker, und trägt jeder Blitz, der aus den fruchtbaren Schwaden aufwärts schlägt, einen Erdgeruch an sich, welchen die Götter uns endlich, endlich gesegnen mögen. Sie säen und sie spinnen alle, die hohen Männer, welche uns durch die Zeiten voraufschreiten, sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs." Wenn Johann Matthäus Mayfarth sich nach Jerusalem, der hochgebauten Stadt, sehnte und auf Eliä Wagen in die Ehrenburg zu fahren hoffte, so dachte er an ein vergrößertes und verklärtes Nippenburg. Darüber wäre viel zu sagen, denn es ist eine nachdenkliche Geschichte.

Wilhelm Raabe stammte auch aus Nippenburg, und wenn er auch die Fäuste über diese seine Heimat schüttelte, so kam er doch nie mit seiner Liebe davon los. So wie Albrecht Dürer sein Nürnberg weder mit Venedig noch mit Antwerpen vertauschen mochte, und wie Immanuel Kant sich durch die Flegelei seines Königs nicht von Königsberg forttreiben ließ. Ohne Nippenburg und Bumsdorf wären sie alle, alle zugrunde gegangen: „Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum, und wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren."

Und dies ist nun das andere Leben des deutschen Spießbürgers Wilhelm Raabe: er ringt mit dem alten Riesen, dem Gedanken. In dem Gewölbe, das ein angeraucht Papier umsteckt, sitzt mit arbeitendem Hirn der — auch nicht totzukriegende — deutsche Faust. „Gewaltig Sehnen, unendlich Schweifen, im ew'gen Streben ein Nie-Ergreifen — das war mein Leben." Ins Grenzenlose schwärmt die Phantasie, in mitternächtigem Kampf ringen die fiebernden Geister. Hier arbeitet nicht das logische Denken anderer Völker, das einen logischen Nagel in die Wand schlägt, die Erscheinungen daran aufhängt und dann in aller Ruhe und Übersichtlichkeit Faden um Faden herauslöst, bis — das Gewebe aufgelöst und

nicht mehr da ist. Raabe, der Deutsche, brütet über der Welt wie der Geist Gottes über den Wassern. Nicht um eine logische oder psychologische Analyse ist es ihm zu tun, sondern darum, die ganze Welt in sich hineinzuatmen und als eigenes Leben zu eigen zu haben. Das Logische ist nur ein Hilfsmittel, die Anschauung ist das Wesentliche. Er denkt nicht, er sinnt. Darum ist er der Meister des Fließenden, Verschwimmenden und Dämmernden, des Ahnungsvollen, des leisen Hauches, alles dessen, was der Grobheit und intellektuellen Klarheit des Logischen nicht greifbar ist. (Nicht als ob er darum unklar wäre; er hat Gefühlsklarheit, ist nicht verblasen und sentimental.) Das Erkannte ist bei ihm nicht ein „Gedanke", den man aufschreiben und anwenden kann, nicht ein „Gesetz", eine Regel, sondern ein bewegendes Leben, das Gestalten und Taten zeugt. Darum gehört Raabe zu den Dichtern, die den Menschen unvermerkt besser machen: er gibt Antriebe des Lebens.

Ohne das Elend auf dieser dunklen Erde würde die deutsche Seele sich versteigen und verfliegen. Ohne den Zwang, sich als ein reputierlicher Bumsdorfer Bürgersmann sein täglich Brot verdienen zu müssen, und ohne das philisterhafte Gefühl, daß dieses eine Pflicht und Schuldigkeit sei, über die man mit keiner „Genialität" hinwegtanzen darf, würde Wilhelm Raabe geendet haben wie etliche Vorwitzige, die, mangels genügender Befrachtung mit Erdenrest, den Versuch wagten, völlig mit Bumsdorf zu brechen und nie wieder aus „dem Ozean der Welten alle" zurückzukehren, oder doch nur wie Günther Wallinger, das Finkenroder Kind. Aber es war nicht das Muß allein, es war durchaus nicht in der Hauptsache das Verdienst Nippenburgs und Bumsdorfs, wenn Raabe in der Beschränkung Meister wurde und von sich sagen konnte: „Nun sind umschlossen im engsten Ringe, im stillsten Herzen weltweite Dinge." Es war vielmehr so, daß er außer der Flug- und Schwarmkraft des phantastischen Geistes auch eine zwingende Bildnerkraft der Hand besaß, die Kraft, auch Grenzenloses in Gestalten zu bannen. Das eigentümlich Deutsche dabei ist dieses: seine Gestaltungskraft ist ununterscheidbar verflochten mit der Kraft sittlichen Schrankensetzens. Die Gestaltungskraft ist bei ihm nicht nur Naturphänomen, sondern immer auch sittliches Wollen. Auf diese Eigentümlichkeit der schöpferischen Deutschen gründet sich, was die meisten nicht wissen, Schillers Prophezeiung vom „Tag des Deutschen" und Geibels von unwissenden Literaten teils mißbrauchtes, teils verlästertes Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt „genesen" solle. Man kann sich über diese unsre besondere Wesensart bei Kant und Fichte mancherlei philosophische Aufschlüsse holen.

Ein bei uns deutschen Spießbürgern sehr beliebtes Hilfsmittel der Beruhigung und Selbstbeschränkung ist eine gewisse Art von Selbstironie: die eigene Lage im Vorderbewußtsein sehr deutlich wahrzunehmen und sich mit gutem Mute lächerlich zu finden. In der wenig bekannten und immer wieder zu preisenden Geschichte vom alten Proteus (in welcher aber der homerische Meergreis selbst nicht vorkommt) sagt Raabe mit einem Blick auf sich selbst: „Und so halten wir uns an den uralten Trost, daß es dann und wann auch ein kleines Verdienst ist, sich mit Verständnis lächerlich zu machen, und daß alles Heroentum mit einer Wurzel auch da hinunterhängt." Das haben die Leute, die im Dräumling wohnen, so an sich. Die Luftschlösser, in denen wir unser Wesen und Unwesen treiben, haben schließlich mehr Realität als die Salzdahlumer Straße. Mit Recht heißt es in den Alten Nestern: „Es ist immer eines und dasselbe, dieses unergründliche Meer der Phantasie, auf das der bedrückte Mensch stets von neuem von dem nüchternen, grämlichen Ufer der Wirklichkeit hinaussteuert! Es ist immer derselbe Wind in den Segeln! Wehe dem, der niemals die

grauen vier Wände um sich her mit diesem flimmernden, über die Stunde wegtäuschenden, segensreichen Lichtglanz überkleiden konnte! Was ist die nichtige dumme Phrase: Mein Haus ist meine Burg! gegen die so sehr unpolitische, so selten ausgesprochene, und doch so tief und fest, ja manchmal mit der Angst der Verzweiflung im Herzen festgehaltene Überzeugung: Mein Luftschloß ist meine Burg!"*) Aber nur, wenn wir wissen, daß wir zwar in Luftschlössern leben, jedoch in Nippenburg beheimatet sind, dürfen wir es wagen, lächelnd mit Raabe zu seufzen: „Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute!" Wer darum weiß, gerät nicht in die Versuchung, andere Menschen zu erniedrigen und sich selbst zu erhöhen. Als ein solcher macht Wilhelm Raabe „einen Spaziergang durch den Aprilabend", „ganz schmächtig und bescheiden, als des hohen Dichters entfernter armer Vetter oder vielmehr Halbbruder, wie die Ästhetiker sagen, der den Tag über wieder einmal saß und allerhand Rauchbilder des Lebens auf den Teller kritzelte." Ganz heimlich im Innern aber muß man, um solche Kraft zu gewinnen, wissen, daß nicht nur Nippenburg, sondern auch die Luftschlösser wesenlos sind, und daß die eigentliche Wirklichkeit irgendwo dahinter — oder darin — liegt. Der Meister Autor in der Geschichte vom versunkenen Garten hat die Erkenntnis gewonnen: „Es fallen Schlösser — Luftschlösser ein; aber das hat nichts zu bedeuten: die Gärten allein, die den Menschen, den armen Menschen versinken, die waren ein jeglicher eine Wirklichkeit von dem verlorenen Paradiese an! Wenn ihr das leugnen wollt, so leugnet es aus der Mitte eines, in dessen Besitze ihr euch noch befindet, aber nimmer vor der Pforte eines solchen, der euch verloren ging. Im erstern Falle ist wenigstens die Aussicht vorhanden, daß es euch gelingen werde, euch selber zu belügen." Ich werde mich hüten, das in die Sprache des Tages zu übersetzen. Wer keine Ohren hat, es zu hören, kann Stadtbaurat in Nippendorf und Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika werden.

Wer es aber versteht, der tapeziert seine vier Wände nicht alle Vierteljahre neu. Der wird geduldig. Der hat den Humor Wilhelm Raabes begriffen. Der läßt es sich gefallen, wenn der weise Alte mit ihm spielt, was der Mann an der Spitze der Kultur sich nie gefallen läßt, dieweil er eitel ist und sich was dünkt. Der vom Tagesleben Erlöste versteht auch in diesem Spiel das Ineinander von Schmerz und Güte.

Dieser spielende Humor kann sogar „sonnig" sein. Nur freilich nicht so, wie die verehrten Leser und Leserinnen das Wort verstehn, für die der alte Weise, der mit dem alten Riesen, dem Gedanken, rang, schreiben mußte, und für die er seine Geschichte vom alten Proteus mit den Worten begann: „Wie machen wir's nun, um unserm Leser recht glaubwürdig zu erscheinen?" — unserm! — —

Die germanische Seele hat viele, viele Jahrtausende am Rand der Gletscher, auf grauen, stürmischen Meeren, auf einsamen Heiden, in endlosen Winternächten gegrübelt. Dies ist nicht ohne Folgen geblieben sowohl für die Art unsres Humors wie für das Pathos unsrer Philosophie. Die Schleifsteine des Rationalismus haben auch aus dem demantnen Werke Kants nicht die Sprünge und Risse der Ironie, die Spalten der Tragik und die rauchdunklen Flecke der Mystik wegschleifen können. Das Beste an dem schön geschliffnen Edelstein dieses Systems ist nicht der strahlende Glanz der Flächen, sondern das dunkle Licht, das uns aus dem Innern entgegendämmert, wenn wir nahe zusehn. Wir haben einstmals unser Vergnügen gehabt an den Fahrten Thors ins Land der Riesen jenseits der Welt.

*) Man beachte, wie hier angelsächsisches und deutsches Wesen gegeneinander gesetzt werden.

Und wir haben die alternde Weltesche und die Götterdämmerung als Lebenssymbole in die Welt philosophiert. Nichts beschäftigte unsre frühen mittelalterlichen Dichter und Denker so stark wie das Schicksal Siegfrieds und der Burgunden; sie ruhten nicht, bis sie es zur schaurigsten Tragik menschlichen Geschehens aufgetürmt hatten: aus Nacht und Kampf geboren, aufleuchtend in Glanz, versinkend in die uralte Nacht. Wie würde ein Germane das vierte Evangelium geschrieben haben! Sehet nach, wie Rembrandt das fünfte Evangelium radiert hat! Dieses germanische Gefühl für das Verhältnis von Licht und Dunkel, dieses Gefühl für das Geheimnis des Lichtes ist auch die Herzkraft der raabeschen Philosophie, seiner Schicksalsphilosophie. Aus Nacht in Nacht. Schüdderump. Aber gesegnet sei das Licht, das da leuchtet in der Nacht! Es glimmt auf und verglüht, immer und überall glimmt es neu. Es ist „nicht totzukriegen". Aber ein jegliches muß doch verglühn. Siehe, sein Tod ist heilig. Atme leise, wenn das Licht stirbt! Raabe drückt sein Gefühl vom Tode so aus: „Ein toter Bettelmann ist vornehmer als ein lebendiger König." Er weiß, daß dies nicht nur sein persönliches Empfinden ist, und sagt im Deutschen Adel: „Wir sind nachdenklich deutsches Volk, und es ist kein anderes, das so gut und ehrfurchtsvoll mit den Toten umzugehen weiß. Und das ist ein großes und gutes Wort; und wenn es wahr ist, so wollen wir uns mehr darauf einbilden als auf alle unsre übrigen merkwürdigen Vorzüge." Und endlich: „Es ist deutscher Adel, den Tod nicht ernst zu nehmen, und die Toten mit Ernst und Respekt zu behandeln."

Was ist am Menschen, das solche Ehrfurcht verdient? Im Tode ist das Ich entschwunden. Nicht ich, ich, ich bin es, der die Majestät des Ewigen an sich hat. Es ist das Geheimnis unsrer Geburt und unsres Todes. Wir sind Schickungen des Schicksals. Die Frau Claudine in der Katzenmühle sagt: „Wer verliert nicht mehr, als er findet, auf seiner Wanderung? Welche ehrlichen Leute rühmen und freuen sich dessen, was sie heimbringen? Nur die Kleinen und Nichtigen dürfen Triumph rufen, wenn sie ihren Bettelsack ausschütten; die Großen und Edlen werden sich abwenden und sagen: das Beste gehört nicht uns zu, und wir wissen nicht, von wem wir es haben! — Was sind wir allesamt anders als Boten, die versiegelte Gaben zu unbekannten Leuten tragen? Die größte Schlacht und das höchste Gedicht, von wem kommen und zu wem gehen sie? Kein rechter Sieger auf irgendeinem Felde wird je rufen: dies ist mein Werk, und das soll es wirken!" Das sagte auch der große und edle Luther, als er sein servum arbitrium dem liberum arbitrium des kleinen, nichtigen und berühmten Erasmus entgegenstellte.

Vor dem heiligen Geheimnis bleibt nur das Schweigen. Nur in den ganz schweren Stunden reden wir vom — Selbstverständlichen. Ein merkwürdiges ironisch-ernstes Wort aus den Alten Nestern lautet: „Sonderbar ist es und bleibt es, daß wir Menschen immer nur im höchsten Notfall auf unser Schicksal zurückgreifen, d. h. davon reden. Wir schämen uns unseres Schicksals, und in das große Geheimnis hängen alle Wurzeln unseres Daseins." Wer sich aber zu seinem Schicksal findet, der entwird von der Eitelkeit des Daseins. Er geht in der Stille zum Göttlichen ein. „Oh, in dieser fahrigen Welt eine Philosophie des Stillehaltens, des Stilleseins, des Stillebleibens!" So redet Raabe noch aus dem Nachlaß zu uns, und ferner: „Wirklich vornehmste Leute schämen sich stets für viele, mit denen sie es im Handel und Wandel dieser Erde zu tun bekommen, mit; sie lassen sich aber gerade deshalb desto williger bereit finden, alles das, was man von ihnen verlangen will, herzugeben, wenn auch nur, um so schnell als möglich wieder Ruhe zu haben vor der Narr-

heit und Unverschämtheit des laufenden Tages. Das Beste, was der Mensch im Leben haben kann, ist ein Stück von dem, was er im Tode ganz haben wird, — Ruhe."

Das bedeutet nicht Verzicht auf das Leben, sondern nur auf das Unwesentliche des Lebens, damit wir können *wesentlich* werden. So heißt es im Abu Telfan: „Wohl dem, der seines Menschentums Kraft, Macht und Herrlichkeit kennt und fühlt durch alle Adern und Fibern des Leibes und der Seele! Wohl dem, der stark genug ist, sich nicht zu überheben, und ruhig genug, um zu jeder Stunde dem Nichts in die leeren Augenhöhlen blicken zu können! Wohl dem *vor allen*, dem jener letzte Ruf („Gelobt sei der, der da lebt und nie stirbt!") überall und immer der erste ist, welchem der ungeheure Lobgesang der Schöpfung an keiner Stelle nnd zu keiner Stunde ein sinnloses oder gar widerliches Rauschen ist, und der aus jeder Not und jeder Verdunkelung die Hand aufrecken kann mit dem Schrei: „Ich lebe, denn das Ganze lebt über mir und um mich!"

So geht er, ein Glied des Ganzen, mild und stark den Weg seines Schicksals aus Nacht in Nacht. Frei hindurch! Er ruht in sich selbst, und keine Götter vermögen ihn aus seiner notwendigen Bahn zu werfen: „Wer milde ist, nicht leicht zürnt und, zürnt er leicht, sich dessen im nächsten Augenblick schämt, dem sind die Götter auch milde, und geht es nicht, haben sie nichts weiter für ihn, auch im längsten kummervollen Leben nicht, so schenken sie ihm doch einen leichten Tod, das Beste, was sie zu vergeben haben. Haben sie auch das letztere versäumt, nun, so schämen *sie* sich dessen." Dies ist die Übersetzung der Bergpredigt ins Niedersächsische. —

Als die Sendboten der römisch-christlichen Kirche bei den germanischen Stämmen umherzogen, hatten sie eine freilich mühsame, aber meist nicht übermäßig schwierige Arbeit. Abgesehen von einzelnen Totschlägen und kleinen Unordnungen vollzog sich die Rezeption des Christentums mit einer für den germanischen Eigensinn überraschenden Leichtigkeit. Ob Wodan oder Krist, das war nicht selten nur eine Angelegenheit der Politik. Bei den Niedersachsen freilich traf der neue Gott auf einen geschlossenen, nicht nur individuellen Widerstand, und Karl der Große hatte seine blutige Not mit ihnen. Als sie aber den Krist anerkannt hatten, da begannen sie alsbald, ihn zu ihrem wesenseigenen Herrn zu machen: zum Heliand. Immerfort haben die Niedersachsen zu den wenigen deutschen Stämmen gehört, die eigenwüchsiges religiöses Leben hervorbrachten, noch im letzten Jahrhundert die Hermannsburger Bewegung. Sie verbinden die illusionslose, tatbereite Erfassung der Wirklichkeit mit dem weltüberwindenden Ewigkeitsgefühl. Der Niedersachse Wilhelm Raabe mußte Unterhaltungsromane für das deutsche Publikum seiner Zeit schreiben, er schämte sich dessen nicht und hielt sich nicht für zu gut, nicht „zu Höherem berufen". Aber wie man nach Luthers Wort auch mit Windeln-waschen und Stank-riechen Gott dienen kann, so man's tut im Glauben, so ward der „Unterhaltungsschriftsteller" Raabe zu einem Sendboten Gottes an das deutsche Volk. Immer wenn die Zeit erfüllt ist, springen die Siegel von der Gabe. — —

Da wir gegenwärtig im Jahre 1921 leben, ist es schließlich nicht überflüssig zu sagen, daß Wilhelm Raabe nicht nur seinem menschlichen und ewigen Wesen nach ein Deutscher war, sondern daß er auch sein deutsches Volk und Vaterland groß und geehrt wissen wollte. Er, der Kritiker seiner Zeit, war ein treuer Gefolgsmann Bismarcks. Vom hurraschreienden Deutschland hat er freilich nicht viel gehalten. Er malte es mit gutmütigem Spott: „Eine Festversammlung vieler hundert deutscher Männer, die vom Fels zum Meer, von der

Weichsel bis zur Mosel mit allen gegen fünf Stimmen einen großen Beschluß gefaßt und ihn sicher im Protokoll haben, die hört man schon von weitem. . . . Gedränge, Getöse, Gaskronleuchter, ein Redner, ein Saucennapf über die Schulter, Tusch, Getöse, Gedränge, Tusch, Blechmusik, Mutter Germania, Deutsches Vaterland! Kellnär! Herr Oberkellner! . . . Deutsche Brüder Schulter an Schulter nach innen und nach außen!" (Gutmanns Reisen.) Aber den echten Stolz ließ Raabe nicht antasten: „Auf deine Zugehörigkeit zu dem ehrbaren, tapferen, arbeitsamen, in seiner Grundfeste nimmer zu erschütternden Volke der Deutschen wünsche ich dich hiermit noch einmal eindringlichst aufmerksam zu machen. Gedenke zu jeder Zeit, welch eine uralte erstaunliche Ehre du auf dieser völkerwimmelnden, völkerschaffenden, völkervernichtenden Erde mit zu bewahren, vermehren und verringern vermagst!" Er hielt es nicht für Barbarei, wenn Männer ihr persönliches Leben für ihr Volkstum einsetzen: „Im Kriege schützen wir nicht, was wir mit dem feindlichen Volk gemein haben: Herd und Hof, Weib und Kind, sondern das, was uns von allen andern Völkern unterscheidet."

Darum mahnt er in seinem letzten, unvollendeten Werk, in Altershausen: „Bleib in den Stiefeln, Mensch! Solange als möglich . . . Man muß immer eine Waffe behalten, um einem Eselstritt, solang es noch angeht, zuvorkommen zu können." — Wenn ein Volk seine Stiefel ausgezogen und seine Waffe hingegeben hat, dann pflegt es zweierlei Meinung unter seinen Bürgern zu geben. Die einen behaupten, man habe der „Menschheit" ein „Opfer" dargebracht, man habe durch den Beweis des „Vertrauens" die Moral in die Politik eingeführt, und die Menschheit sei nun dem Himmelreich um ein Erkleckliches nähergekommen. Die andern schämen sich und schustern neue Stiefel aus besserem Leder und schmieden eine neue Waffe, die nicht zerbricht. Wem würde Wilhelm Raabe recht geben?

Trösten wir uns, daß wenigstens der Born von Altershausen noch nicht ausgetrocknet ist: „In einem dunkeln Seitentälchen entsprang der Born, welcher den Altershausenern nicht nur das Trinkwasser lieferte, sondern aus dem der Storch auch ihnen und ihren Frauen ihre Kinder heraufholte: das eine in unerschöpflicher Fülle, die anderen in genügender Menge gegen ein- und andringendes Semiten-, Welschen- und Slawentum."

Gedanken und Einfälle Wilhelm Raabes

I.

Der größte Fortschritt der Zeit liegt darin, daß jeder anständige Mensch, der jetzt viel Geld erworben oder überkommen hat, das Gefühl in sich trägt, als ob er sich auf irgendeine Weise deswegen entschuldigen müßte.

O, in dieser fahrigen Welt eine Philosophie des Stillehaltens, Stilleseins, Stillebleibens!

Verschroben, verrückt, ja langweilig — tut alles nichts! Nur nicht herzensroh. Letzteres tötet die Gesellschaft.

Im Kriege schützen wir nicht, was wir mit dem feindlichen Volk gemein haben: Herd und Hof, Weib und Kinder, sondern das, was uns von allen anderen Völkern unterscheidet.

Die Viecherei bleibt dieselbe, ob man sich heute mit Zündnadel und Chassepot zu Leibe geht oder, wie vor längeren Jahren und Jahrtausenden, seinen Stein in die Schleuder legt und sich den an die Köpfe wirft.

Man sieht einem großen befruchtenden, wenn auch wilden Weltereignis zu, wie einem Gewitter mit nachfolgendem Landregen. Man trinkt mit dem Erdboden. Und es ist ein Behagen in der Unbehaglichkeit, die man persönlich von wegen der Nässe auszustehen hat.

Nach Kanossa gehen wir nicht, dafür aber nach Byzanz alle Tage. Auf die Länge wird das auch langweilig.

Der Liberalismus grenzt häufig viel inniger an die Dummheit als der Konservatismus. In dem letzteren steckt nämlich immer doch noch die Weisheit der Vorfahren, in dem ersteren aber nur allzuoft nichts weiter als die Naseweisheit des laufenden grünen Geschlechts.

Die soziale Frage. Es geht nicht mehr alles so hin. Das Damoklesschwert des allgemeinen Durcheinander ist nichts. Aber daß jeder von oben bis unten sich zu sagen hat: Man achtet dir auf die Finger. Und die Finger anderer — auch unter dir haben die Macht, sich zu einer Faust zu ballen — das ist etwas, und alles in allem genommen, etwas recht Segensreiches.

Das deutsche Volk ist nicht untergegangen in einem Bauernkrieg und wird noch weniger in einem Steinträger- und Zigarrenmacherkriege untergehen.

Die Sozialdemokratie ist hochgekommen, seit der Staat (die Polizei) die Drehorgeln von der Straße vertrieben hat.

Da ist eine Redensart: Es war einmal in der Zeit, da die Leute noch dumm waren usw. Die Redensart ist dumm und sollte lauten: Da die Leute noch nicht so dumm waren wie heute.

In dem Augenblicke, in welchem du dem Volke dein Bestes zu geben dich abhastest, ruft der Pöbel unter deinem Fenster: Racha! oder gar: du Narr!

Der Pöbel sagt stets „Du" zu einem großen Mann, der ihm nichts Besseres zu fressen oder zu saufen gibt, oder ihn auf dem Schlachtfeld verhauen läßt, und verlangt durch alle Stände, daß man „Sie" zu ihm sage.

Die Massen in Bewegung zu setzen, braucht's nur der Phrase eines Dummkopfs. Wie lange Zeit gebraucht der kluge Mann, um nur einen einzigen zu seiner Meinung zu bekehren!

Sich selbst will das deutsche Volk nie.

Goethe als Helfer im Lebenskampfe Wilhelm Raabes.

Von Hermann Zimmer.

Als der Vetter Wassertreter in „Abu Telfan" den tiefbekümmerten Leonhard Hagebucher fragt, ob die im Sonnenschein glänzende Landschaft nicht daliege wie Goethes sämtliche Werke in vierzig Bänden, nickt der durch die heimatlichen Verhältnisse gründlich Ernüchterte nur „schweigsam und wortkarg" dem Gleichnis seine Billigung zu. Der Oheim gibt sich aber damit nicht zufrieden, sondern will den schwankenden Mann wieder aufrichten und ihm die Seele erfrischen.

„Vierzig Bände Weltruhms, zweiundachtzig Lebensjahre und nur vier Wochen ungetrübtes Glück oder besser eigentliches Behagen; — welch ein Trost für uns alle dieser alte Knabe in seiner Fürstengrube zu Weimar ist! Ob man ein großer Poet und Staatsminister oder ein kleiner Narr und Wegebauinspektor ist, bleibt sich am Ende verflucht gleich; — ein Vivat allen guten wackeren Gesellen zu Wasser und zu Lande . . . die aushalten und sich nicht irren lassen und bei jeder Witterung den Tag preisen.

In allen Lagen nimm dir ein Exempel an dem alten Geheimen Rat!"

Leonhard Hagebucher antwortet jedoch „kläglich": „Das ist alles recht schön, aber fürs erste handelt es sich für mich weniger darum, die Nase hochzutragen, als sie aus dem Schlamm zu ziehen."

Vielleicht wird auch mancher Raabe-Kenner, durch die Leiden des Krieges erschüttert, freudlos und ungläubig die „kühne Behauptung" aufnehmen, daß „der weiseste der deutschen Menschen, der große Goethe" sogar dem Humoristen des neunzehnten Jahrhunderts, Wilhelm Raabe, der himmlische Helfergeist gegen alle Not und Drangsal des Lebens gewesen ist.

Die ältere Forschung hat die Bedeutung Goethes für Raabe kaum hervorgehoben, stellte aber die ästhetische, auf das klassische Griechentum gegründete Weltanschauung der ethischen, durch und durch deutschen gegenüber. Nur Konrad Koch schrieb die Überwindung des Schopenhauerschen Pessimismus durch Raabe dem Einfluß Goethes zu. Wenn uns auch der Braunschweiger Professor den Beweis vorenthielt, durfte man doch annehmen, daß dem Freunde die eifrigen Goethestudien des Dichters um 1880 bekannt waren. In der Einleitung zu „Eulenpfingsten" wies Koch noch einmal darauf hin, daß Raabes ganze Lebensauffassung durch gründliche Vertiefung in Goethes Geist ihr Gepräge erhalten habe. Nicht ganz zutreffend verglich Hans Hoffmann unsern Dichter mit Goethe, und Herbert Schiller, der Weltanschauungsdichtungen nur auf ihre Form hin untersuchte, maß Raabe an Goethe, ohne sich darüber klar zu werden, daß der alle Gegensätze in sich vereinigende Humorist zunächst psychologisch verstanden werden muß.

Edmund Sträter rühmte am alten Raabe, daß er ebenso kühl wie Goethe Kritik und Publikum gegenübergestanden habe, und Wilhelm Brandes betonte in dem Kommentar zu „Altershausen", daß in diesem Werke auch eine pantheistische Mystik zum Ausdruck komme, wie sie „der Alte an der Ilm" in seinen letzten Gedichten offenbart hatte.

Zuletzt sprach Margarete Bönneken in ihrem schönen Buche über „die Akten des Vogelsangs“ mit instinktiver Sicherheit die Überzeugung aus, daß Goethe nun einmal Raabes „wahrer Meister Autor“ geblieben sei.

Wir können es Harald Höffding nicht genug danken, daß er uns die Erscheinung des großen Humors psychologisch — als Lebensgefühl gedeutet hat; dadurch ist aller Streit über den Anteil des Optimismus und Pessimismus, des Komischen und Tragischen und aller übrigen Widersprüche gegenstandslos geworden.

Nachdem Wilhelm Brandes die Tagebuchnotizen über Goethe freundlichst ausgeschrieben und Margarete Raabe mir eine sorgfältige Durchsicht der Bücherei ihres Vaters gestattet hatte, versuchte ich eine systematische Darstellung*) der Beziehungen Raabes zu Goethe. Ich glaubte nachweisen zu können, daß sich der Dichter wirklich an die richtigen Quellen gehalten habe, um seinen Freunden einen klaren und erquicklichen Trank zu verschaffen (III, 6 39); ich habe mich bemüht, das Bild der Vergangenheit nicht durch eigene Willensforderungen zu trüben.

Außer den wörtlichen Entlehnungen waren Umschmelzungen und Anklänge zu berücksichtigen und es mußte an Beispielen gezeigt werden, daß Raabes Zitate psychologisch, ästhetisch und logisch bedingt sind. Der Dichter berief sich aber nicht nur deswegen auf andere „Literatur-Personen und -Geschichten“, um sein Kunstwerk aufzubauen und zu beseelen, sondern benötigte die Aussprüche der großen Lehrer (vor allen anderen diejenigen Goethes), um die eigene Lebens- und Weltanschauung klarer und nachdrücklicher darzulegen. Der Spruch auf Strobels Grabmal: Securus adversus homines blieb auch für Raabes Denken und Handeln maßgebend; der Humorist stand fest und sicher auf sich selbst, aber er gehörte auch zu den wahren Dichtern, die nach Lessings Worten fremde Schätze bescheiden borgen, sich an fremdem Feuer erwärmen und durch die Gläser der Kunst ihr Auge stärken.

Schon in der „Chronik der Sperlingsgasse“ hatte Raabe die tröstenden Worte gefunden: „Über der Wiege des ewigen Kindes „Menschheit“ schweben die guten Genien, die großen Weltdichter, schütten aus ihren Füllhörnern die goldenen Weihnachtsfrüchte herab und sind mit ihren Wiegenliedern stets da, wenn häßliche, schwarze Kobolde erschreckend dazwischen gelugt haben“ (I, 1 153); im letzten vollendeten Werke spricht er von Büchern, die in den neuen Tag hinüberhelfen (III, 6 24).

Wilhelm Raabe hat, wie der Vetter Wassertreter, den Herrn Geheimen Rat auch persönlich kennen gelernt, aber nur von hinten; denn er kam auch erst in dem Augenblicke vor dem goldenen Pfauen an, als Goethe sich zur Weiterreise anschickte.

Die Eltern glichen in manchen Zügen denen unseres größten Dichters; die „jovialische“ Mutter hat dem Sohne nie ein böses Wort gesagt, und wenn sie auch in den „Alten Nestern“ nicht mit lauter Fröhlichkeit auftritt, erscheint sie doch als „Frau Aja“, als Vertreterin echten, stillen Heldentums. Bei ihrem Tode schrieb der Sohn die Verse der Goetheschen „Zueignung“ in sein „wortkarges“ Tagebuch: „Verklungen, ach! der erste Widerklang!“

Dieses Gedicht blieb ihm besonders lieb und wert; wir werden es gerade in „Altershausen“ noch einmal an entscheidender Stelle erwähnt finden.

Den ersten Teil des „Faust“, der dann für die späteren Dichtungen bis „Abu Telfan“ eine Hauptquelle bleibt, dem die meisten Zitate und verschiedene eindrucksvolle Bilder ent-

*) „Wilhelm Raabes Verhältnis zu Goethe. Ein Beitrag zur Weltanschauung des Humoristen.“ Marburger Dissertation 1921. Selbstverlag: Görlitz, Jakobstr. 7. Erschienen in der Glogauer Druckerei.

nommen wurden, wußte schon der Jüngling in Magdeburg „ganz auswendig“, trotz aller Neigung zur ausländischen Literatur und der Begeisterung für die Lieder Heines und Freiligraths.

Der Humor war der herrschende Kunstausdruck um 1855 — der junge Raabe bemüht sich deshalb von vornherein, „Blumen zwischen die öden Blätter des Lebens zu legen“ und will nicht durch Erörterung von Tagesfragen entmutigen, sondern sein ganz von einer Empfindung volles Herz sprechen lassen. Darum zitiert er die Faustverse:

„Gefühl ist alles!“ (I, 1 149.)

Sieht man im Humor die Fähigkeit, sich zu jeder Zeit auf das Gegensätzliche einzustellen, braucht man sich nicht mehr zu wundern, daß der Dreiundzwanzigjährige als alter Mann die frischen blühenden Gestalten, die sich in der Erinnerung an ihn „drängen“, auf den Blättern der „Chronik“ festhalten will, daß ihm aber alles öde und farblos erscheint, was er einst so leidenschaftlich erlebte.

Die Anlehnung an Goethes „Zueignung“ wird offenbar; gerade in dem Mischgefühl von Schmerz und Freude, der ergreifenden Gesamtstimmung dieser Verse wollte sich der Humor des jungen Raabe spielend betätigen.

Die Mischung von Tragik und Komik konnte der humoristischen Darstellungsweise vorbildlich sein; wichtiger aber wurde das Inhaltlich-Gegensätzliche im Faust für die Ausprägung von Raabes Weltanschauung. Das Leiden am eigenen Selbst, das ewige Gefesselt-bleiben — das „Nieergreifen“ und andererseits das unablässige Streben, auf alle Höhen zu steigen, zu allen Tiefen sich nieder zu neigen, löste das Gesamtgefühl aus, bereitete den großen Humor vor, begrenzte aber zugleich des Dichters Entwickelung.

„Ach, ein Faust zu sein, ist es nicht nötig, alles studiert zu haben: das Wollen allein genügt, den Mephistopheles aus dem Nebel hervortreten zu lassen!

Stütze nur die heiße Stirn auf die Hand, du Sohn Deutschlands, in langen, durchwachten Nächten, beschwöre nur die Geister alter und neuer Zeit herauf, sie sind doch stets um dich, die Gespenster: Lebensnot und Zweifel und vergebliches Streben!“

Glücklich aber bleibt der Mensch, der weiter forscht. „Der Pulsschlag des Weltgeistes pocht ja überall: ‚Suchet, so werdet ihr ihn finden!‘ sagt das schönste der Bücher, das so leicht zu verstehen ist und so schwer verstanden wird.“

Sogar Ernst Stimmel mußte zugeben, daß dieses mutige Sichabfinden, der Sieg über das Weltleid Raabe von Anfang an in Gegensatz zu Schopenhauer stellte.

Auch in den überwiegend komischen Erzählungen wird Goethes erhabener Geist wiederholt heraufbeschworen.

In den „Weihnachtsgeistern“ beginnt Dr. Hinkelmann sein Mißgeschick in der vornehmen Gesellschaft zu erzählen, indem er zur eigenen Beruhigung den Leitspruch der Marienbader Elegie parodiert:

„Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie (!) ich leide.“

Der Scherz auf dem Grunde des Ernstes ist das Charakteristikum des großen Humors, der auch als Lebenskunst durch die kleine Veränderung des Zitates bezeichnet wird.

Der Schreiber der zwölf Briefe „Nach dem großen Kriege" weiß die Blicke der unzufriedenen Zeitgenossen hinzulenken nach den Bergen, von denen Hilfe kommt — auf den Brocken führe doch gegenwärtig deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Menschheitsrätsel. —

Anfang 1862, in den ersten Stuttgarter Monaten, wird Raabe einem Tagesschriftsteller folgende briefliche Angaben für eine „Biographie" zugesandt haben: Goethe lese ich erst seit drei Jahren, den „Wilhelm Meister" habe ich noch nicht zu Ende gebracht, dagegen wußte ich schon zu Magdeburg den ersten Teil des Faust ganz auswendig. (Mitteilungen I, S. 42.) Im Jahre der Veröffentlichung (1863) wird der Brief nicht geschrieben worden sein, weil „Die Leute aus dem Walde" (Oktober 1861—November 1862) stark durch „Wilhelm Meisters Wanderjahre" beeinflußt sind.

Raabe hat gleich Goethe in dem Erziehungsroman Arbeit und Selbstüberwindung verherrlicht, die Harmonie des Sternenhimmels dem Erdenwirrwarr gegenübergestellt, den Idealismus und Realismus der beiden Erzieher durch eine hochstehende Frau zur Versöhnung gebracht — die Wirklichkeitsdarstellung durch Einstreuen wertvoller Maximen und Reflexionen kunstvoll erhöht.

Der Hinweis auf die Schlußworte von Goethes Ballade: „Der Gott und die Bajadere" wird zum Symbol für das ganze Lebenswerk Raabes, da ja so oft „verlorene Kinder" durch die „Liebe von oben" oder durch die Hilfsbereitschaft edler Menschen gerettet werden.

Dem „ahnungsvollen Engel" Hans Unwirrsch („Der Hungerpastor") können die Goetheschen Dichtungen alle Regentage in ein olympisches Sprühen von Goldsonnenfunken verwandeln und August Sonntag („Drei Federn") wird durch die Gesellschaft Pinnemanns, eines vergröberten Mephistopheles, keineswegs verdorben. Auch dieser verneinende Geist wird um sein Verdienst betrogen, denn

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt." —

Sagt Goethe humorvoll, daß es auch „solche Käuze" wie Mephistopheles geben müsse, bleibt für Raabe der Freund und Diener Pinnemann nur ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft. Darum muß Hahnenberg sein Mündel so erziehen, daß ihm auch einmal Goethes herrliche Worte „Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten" als Wahlspruch dienen könner

* * *

Mit „Abu Telfan" begann für Raabe ein neuer Abschnitt seines Lebens und Dichtens. Zum Idealismus der Jugend kam die Erfahrung der Mannesjahre hinzu. Der Dichter hat später scherzhaft von seiner zweiten Geburt gesprochen, weil er trotz der Philosophie Schopenhauers, die er damals (12. Juli 1863) „seiner Natur gemäß" fand, den Humor als Lebensgefühl nicht verlor.

Jetzt interessieren ihn nicht die Dichtungen Goethes; jetzt studiert er den Menschen Goethe, und dessen Lebensweisheit muß ihm weiterhelfen, auch „der Erde Weh" zu tragen.

„Goethe ist der deutschen Nation gar nicht der Dichterei usw. wegen gegeben; sondern daß sie aus seinem Leben einen ganzen, vollen Menschen von Anfang bis zum Ende kennen lernen. Keinem anderen Volk ist je ein solch Geschenk von dem Himmlischen gemacht worden. Nur die einzelnen Züge liegen in den Schriften." (III, 6 589.)

Raabes Tagebücher verzeichnen: Juni 1864 Goethes „Italienische Reise" zum ersten Male angefangen zu lesen, Oktober d. J. Schillers und Goethes Briefwechsel, Dezember d. J. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde — Falk über Goethe — Eckermanns Gespräche mit Goethe, Band 1 zu Ende gelesen.

März 1865 Eckermanns Gespräche mit Goethe, Band 2 — Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel — Oktober d. J. Riemers Mittheilungen über Goethe.

In „Abu Telfan" stellte der Dichter Ideal und Wirklichkeit, Lebensfreude und Lebensleid, Optimismus und Pessimismus einander gegenüber.

Eingang und Abschluß des Romans sind im Sinne Schopenhauers gehalten, das Kernstück ist von Goethes Geist erfüllt.

Wie sich ein Höhenmensch mit der Werktagswelt abzufinden habe, wird für Raabe jetzt das Problem. Darum erscheint uns am Schluß des Buches das große „Fragezeichen" als Notwendigkeit.

Der aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrende Hagebucher opfert sich zunächst in der Goethestadt Leipzig für das allgemeine literarische Beste noch ohne Resultat. (Das Verhältnis des jungen Raabe zu Goethe wird hierdurch versinnbildlicht.) Wir sahen die gutgemeinten Versuche des Vetters Wassertreter an der geistigen Erstarrung Hagebuchers scheitern. Erst als der junge Mann die Frau von der Geduld verstehen gelernt und sich durch „Makulaturberge" des Oheims durchgearbeitet hat, kommt ihm die Erkenntnis, daß er ohne den Mantel des alten Goethe längst im Landesirrenhause säße. (Anspielung auf das vorletzte Gedicht des 5. Buches der „Zahmen Xenien".)

Durch Goethe „wissend" geworden, erinnert sich Hagebucher der stolzen Worte des großen Lebenskünstlers: „Ein schäbiges Kamel trägt immer noch die Lasten vieler Esel" und der Spruch in Reimen:

„Anschaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innere dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt

verkündet die glückliche Beendigung des inneren Kampfes. Wer Schein und Sein zu unterscheiden gelernt hat, kann zum großen Humor gelangen; aber dieser Gewinn ist nur im beständigen Kampf mit den Durchschnittsmenschen, die immer mit dem Schein zufrieden sind, den Wert des Lebens nur nach konkreten Inhalten messen, zu erringen, und darum bedarf der Mensch, sofern er sein Schicksal selbst formen will, noch der Goetheschen „Haupt- und Leibmaxime":

„Denk an die Menschen nicht;
Denk an die Sachen!"

Den Vetter Wassertreter, der schon vierzig Jahre in einem elenden Neste wohnt, hat der Herr Geheime Rat nicht ein einzigmal in der Patsche stecken lassen.

„Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise,
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht."

Mit diesen Trostversen Goethes können Hagebucher und Raabe „aus jeder Not und Verdunkelung die Hand aufrecken mit dem Schrei: Ich lebe, denn das Ganze lebt über mir und um mich!" — auch dann, wenn der Vortrag über den Gegensatz alles Daseienden den Zeitgenossen unverständlich bleibt. — Sich vor der Welt ohne Haß zu verschließen, Wirklichkeit und Idee unterscheiden, mit sich selbst und so auch mit allen anderen einig bleiben zu können, ist die Frucht mühevoller Goethestudien für den Helden und den Verfasser des Romans.

Bei realistischer Betrachtung kann der äußere Erfolg in Hagebuchers Leben nichtig erscheinen — im „Schüdderump" wird der Untergang des Edelmenschen als bittere Notwendigkeit dargestellt.

„Zu Goethes Wahrheitsgefühl Schopenhauers Wahrheitsliebe" (III, 6 590).

In einer Welt, in der die Kanaille Herr ist und Herr bleibt, kann sich das Wahre und Schöne nicht behaupten.

Dieser idealistische Pessimismus war aber beim Dichter nur zeitlich bedingt; wir dürfen im „Schüdderump" nicht das opus metaphysicum Raabes sehen!

„Wer das Gute genossen hat, muß auch das andere mit in den Kauf nehmen." (III, 1 279.)

Die Geschichte vom „Meister Autor", die uns auf der schnellen Fahrt durch das neunzehnte Jahrhundert von dem Aller-Welt-Weisheit-Vollen, dem, was hinter allen Dingen liegt, erzählt, endet mit einem Hymnus auf Goethe. Der wirkliche Meister Autor erscheint Raabe darum so verehrungswürdig, weil ihm nichts Menschliches fremd geblieben und er sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ.

Dem Professor Elard Nürrenberg wird zur Zeit der „Eulenpfingsten" durch Goethe Trost im Liebesleide und Hilfe gegen die Bosheit anderer Menschen zuteil. Der junge Gelehrte trägt aber das „große Buch von Wahrheit und Dichtung, das große deutsche Buch menschlicher Erfahrung und Weisheit in Herz und Hirn", er kennt seinen Goethe so ziemlich auswendig und darum richten ihn auch die „Hymnen und Dithyramben":

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz"

in der Verzweiflung auf. Obgleich ihm noch „Mißmut, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere" das Herz auf der Wanderung belasten, bleibt doch die Welt übrig und die folgenden „unsterblichen Worte" der „Marienbader Elegie" erleichtern ihm den Weg und zünden ihm heimwärts:

— — — — — „Felsenwände,
Sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose? —

Bitterer Schmerz über das Leiden an der eigenen Individualität, das Gefangensein im eigenen Selbst kommt in der Erzählung „Frau Salome" zum Ausdruck. Der Dichter

geht aus von einem Gespräche Goethes über eine kleine Schlange im Zuckerglase. „Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht heraus kann, so gern es auch wollte! — Wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüten und Früchten geschmückte Feigenbäume sein."

Mit dieser weisen Erkenntnis und glücklichen Resignation läßt auch Raabe seine Freunde die Welt überwinden.

Als der „komische" Wunnigel dem Universo den Rücken zugekehrt hat, tröstet er sich in groteskem Pessimismus mit dem Ausspruch Goethes: „Alles in der Welt ist mit Dreck versiegelt: Der Regierungsrat außer Dienst hat sich eingeredet, daß selbst „der weiseste der deutschen Menschen und der Liebling der Götter" dieser Beruhigungsworte täglich bedurfte. Der humoristische Freund, Brüggemann (Raabe), der aber — ohne Handschuhe — auch ein recht hübsches Alter erreicht hat und wie der große Dichter ganz auf dasselbe herausgekommen ist, verkündet statt der scheußlichen Redensart Wunnigels die richtige Maxime: Resolut aufbrechen und nachher sich waschen!

„Frei durchgehen" und „bei jeder Witterung den Tag preisen" ist ja auch das Kennzeichen des „deutschen Adels". Der Held der Erzählung zitiert den einzig passenden Spruch Goethes:

„Höchstes Glück der Erden Kinder
Ist (!) nur die Persönlichkeit." (II, 5 327.)

Die Eingangs- und Schlußworte der „Alten Nester" spricht Goethe. Geduldig auf menschliche Schicksale zu warten, sich selbst zu bezwingen, ohne das Beste preisgeben zu müssen, aus seinem Leben ein treuherzig Kunstwerk zu machen und durch die eigenen Bücher Meister zu werden, ist dem Vetter Just — der herrlichsten Gestalt Raabes — vergönnt.

Unwillig über die naseweise Jugend, die alles „Altmodische" hochmütig ablehnt, sich tröstend mit Goethes Spruch:

„Das junge Volk bildet sich ein,
Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag seyn"

und den anderen bekannten Versen:

„Sonst wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen"

schrieb Raabe „Das Horn von Wanza", angeregt durch Riemers „Mittheilungen über Goethe". (Buchzeichen mit Aufschrift „Winter 1879" zwischen Seite 16 und 17). Wenn auch der Dichter den Fortschritt triumphieren läßt, so verspottet er doch geistreich und liebevoll alle törichten und geschmacklosen Neuerungen, was gerade in unserer Zeit besondere Freude auslösen wird.

„Ja freilich, Riesen seid ihr; aber ein paar in der alten Weise gedruckten Bände von Schiller oder Goethe werdet ihr doch übrig lassen müssen, und in denen lesen wir Alten dann weiter."

Der ganz persönliche Anteil Raabes an diesem Bekenntnis der Frau Rittmeisterin wird durch die erneute Zuflucht zu Goethe in den Jahren der Vereinsamung erwiesen.

„Es kommt für den wirklichen Menschen die Zeit, wo er in den Werken der Autoren nicht mehr die Kunst, das Ästhetische sucht, um sich selber Ruhe zu schaffen im Sturm des Lebens, sondern die Fingerzeige, wie jene sich in dem großen Kampfe zurechtgefunden haben. Da werden in alle Zeit hinein alle 40 Bände Goethe die große Panacee bilden; und die armseligen Schächer laßt die Nasen rümpfen über den Geheimratsstil usw. darin!" (III, 6. 588.)

Von 1875 bis 1882 hat der Dichter fast ohne Unterbrechung Goethe gelesen. Ich erwähne hier nur: 1879 die Annalen, 1880 Reise in die Schweiz, Belagerung von Mainz, 1881 Campagne in Frankreich, 22./4.—22./5. Italienische Reise, 24./5.—15./3. 1882 sämtliche Bücher von Dichtung und Wahrheit.

Goethes Spruch „Panacee" hatte Raabe das einzige Heilmittel gegen innerliche Erkältung, Melancholie und trostlose Verbitterung darbieten können:

„Sprich! wie du dich immer und immer erneust?
Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust.
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend."

Während der Lektüre von „Dichtung und Wahrheit" schrieb Raabe die Jugendgeschichte „Prinzessin Fisch". Das Motiv lieferten die Anfangsworte des 5. Buches: Für alle Vögel gibt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet."

Julia Kiebitz, die Heldin in „Villa Schönow", kennt wie der Autor des Buches aufs beste Goethes Gespräche mit Eckermann. Die ehrwürdige Dame spürt ja auch gern gelehrten Dingen nach und findet in den „ziemlich abgegriffenen" — „wundervollen" Bändchen köstliche Anregung und wertvolle Belehrung. Nach Goethes Worten über Zelter hat Raabe seinen Schönow geformt.

Vollkommen ungebrochenen Lebensmut, gutmütige Weltverachtung und unverwüstliche Heiterkeit verdanken Wendeline Cruse und Peter Uhusen („Im alten Eisen") nicht zum wenigsten dem Umstande, daß sie in der Jugend Goethe eifrig lasen und begeistert vortrugen. Dreißig Jahre nach „Abu Telfan", in der Zeit, da man von Raabe nichts mehr wissen wollte, schrieb er „Kloster Lugau"; er spielt gleich am Anfang auf Goethes Venezianische Epigramme an. In symbolischer Verkleidung begegnet uns ein Selbstbekenntnis des einsamen, etwas verbitterten Dichters. — Einem Oheim verdankt Laura Marberg, daß sie ihre Lebenstragikomödie weiter in allen Rollen durchführen und das Publikum zum Narren halte, wie sich's gebühre. Als junger Mann war aber dieser väterliche Freund im Hause am Frauenplan zu Weimar gewesen und hatte dort gelernt, den Dingen und Metamorphosen in dieser Welt gelassen zuzuschauen; er war „seiner kophtischen Weisheit, Geheimrat von Goethes Exzellenz wirklichster Lebens- und Lebenskunst-Genosse" geworden.

Vielleicht hatte sich Raabe um 1890 besonders zwei Sprüche der oben erwähnten Epigramme als Trost und Mahnung im Herzen bewahrt:

„Werke des Geist's und der Kunst sind für den Pöbel nicht da"

und das beschwichtigende Wort:

„Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort."

* * *

Die drei letzten zusammengehörenden Dichtungen, die am schönsten den Humor als erhabene Weltanschauung erkennen lassen: „Stopfkuchen“ — „Die Akten des Vogelsangs“ — „Altershausen“ kann man als Setzung, Gegensetzung und Ineinssetzung betrachten und darum mit größerem Rechte Raabes „Trilogie“ nennen, als jene drei Romane der sechziger Jahre. „Stopfkuchen“ offenbart das Persönlichste des Dichters und beschreibt die langsame, aber stetige Entwicklung des großen Humoristen und Philosophen, der alles Niedere zu sich herauf und alles Höhere zu sich herabzieht und in diesem Mittelzustande — nach Goethes Urteil — den Namen des Weisen verdient. Raabe hatte kurz vorher, im Oktober 1888, noch einmal die „Wanderjahre“ gelesen; dort war als oberste Ehrfurcht, die vor dem eigenen Selbst, verherrlicht worden. Beim Rückblick auf das Leben mußte gerade diese Auffassung seine volle Anerkennung finden, denn Raabe hat ja darum so spät erst die gesicherte Stellung errungen, weil er sich immer getreu geblieben war. In dem neuen Buche beruft sich zwar der Held nicht mehr auf andere „Literatur-Personen und -Geschichten“ (III, 5 142), aber Schaumann-Raabe wollen doch erst dann von ihrer Erdenwanderung erzählen, wenn alles still sei über ihrem Besitztum, wenn „droben die Sterne und unten die Gräber“ — wie der alte Goethe sagt. Die tiefsinnigen Verse aus dem Logenliede werden nicht dem Wortlaut gemäß zitiert, sie waren geistiges Eigentum des Erzählers geworden. Der alte Raabe hat in den Briefen an die Freunde oft durch Goethe-Worte seine Stimmung umschrieben.

Als Setzung galt unserm Dichter das ehrfürchtige Verharren im eigenen Wesen, sein Ideal — sich selbst — festzuhalten, auch wenn Geister spuken, seinen Gang zu gehen.

Velten Andres verliert diese Ehrfurcht vor dem eigenen Selbst; er will sein Bestes, das „leichtbewegte“ Herz zerstören, unterliegt darum im Kampf mit der Welt, und so kann man die „Akten des Vogelsangs“ als Gegensetzung zu „Stopfkuchen“ bezeichnen. „Es gibt auch Illusionen der Verneinung. Sie nehmen überhaupt wunderliche Formen an, unsere Täuschungen im Dasein auf dieser Erde.“

Die „Akten“ sind nicht das Werk eines Tragikers, sondern eines großen Humoristen, der stets das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten auf die Gegenstände fallen läßt, was schon in den „Alten Nestern“ durch einen Hinweis auf Goethe-Eckermann als höchste Kunst gepriesen worden war.

Konnte den Helden und Heldinnen der früheren Werke Goethe als Helfershelfer im Lebenskampfe erscheinen, hatte die Berufung auf ihn eine wahrhafte Menschwerdung zur Folge gehabt, so wird hier, in der Erzählung des vierundsechzigjährigen Raabe, durch einen Spruch des achtzehnjährigen Leipziger Studenten Goethe das Leben eines Mannes zerbrochen. In der fast grotesken Herausstellung dieses Gegensatzes muß man die geringe persönliche Anteilnahme Raabes ausgedrückt sehen. Die „Akten des Vogelsangs“ sind eine Verherrlichung des transzendenten Humors — weniger eine Selbstoffenbarung.

Der Künstler Raabe brauchte nicht mit den Versen Goethes:

„Sei gefühllos!
Ein leicht bewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde“

manches Leck im Lebensschiff zuzustopfen; denn er befolgte seit dreißig Jahren Goethes „Haupt- und Leibmaxime“:

„Denk an die Menschen nicht;
Denk an die Sachen!“

Feiner und inniger hat Raabe das letzte schöne Gedicht des alten Goethe, den Monolog der Königin Elisabeth nach der Enthauptung des Grafen Essex mit seinem Werke verbunden. In ihm finden erst Velten Andres, nach seinem Tode die Jugendgeliebte Trost und Hilfe. Für Raabe war der Epilog zu Essex „der Inbegriff der Tragik“ — ihm war höchstes Lebensgesetz: Sein — nicht scheinen; das Anders-Sein-Wollen hielt er für das Gefährlichste, das Anders-Sein-Müssen für das Bitterste im Menschenleben.

„Altershausen“ stellt die Ineinssetzung dar. Das Überblicken des ganzen Lebenswerkes kommt uns vor wie das Herabschauen des Geistes aus einer höheren Welt. Das Schöne, Freudvolle, Ewige tritt hervor, besonders wenn sich der Mensch immer auf sein Dämonion, seinen Schutzengel verlassen hat.

Der alte Raabe kann die Gedanken an das Leiden und die Schmerzen der Welt nicht unterdrücken, er hat uns niemals überreden wollen, daß das Leben besser sei, als es in Wirklichkeit ist, er hat stets die Philosophie des Trotzdem verkündet und will zuletzt noch einmal sagen, wonach man am Ende zu trachten habe:

Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.

In der „Chronik dre Sperlingsgasse“ hatte der junge Dichter künstlich jene Gesamtstimmung von Wehmut und Daseinsfreude — der Goetheschen „Zueignung“ — hervorgerufen; dem Siebenzigjährigen wird das „hohe Wort“ zum erschütternden Erlebnis:

„Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“

Der Humor ist wieder Lebensgefühl — nicht transzendental, denn die diesseitige Welt, die Velten Andres preisgegeben hatte, kommt wieder zu ihrem Rechte. Feyerabend freut sich, daß er noch zu dem Wunder mit gehört; nichts löst sich mehr in Phantasmen und Fratzen auf.

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“

Diese Verse Goethes aus der weihevollen Betrachtung von Schillers Schädel sagten Raabe „alles“.

Raabische Taten.

Von Hans Westerburg.

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen unt disen?
daz tuot jener der sich selber twinget . . .
Walther von der Vogelweide.

Als noch der Krieg um Deutschlands Recht an der Sonne tobte, da haben gar viele unserer Kämpfer draußen in den Gräben nach der bittern Not der Stunde, nach den Schauern der Blutarbeit sich in ein Raabebuch vertieft, vor allem wohl deshalb, weil sie wußten: hier blüht ein friedsamer Garten, in dem uns gütige Menschen freundlich grüßen, hier lernen wir wieder glauben, daß der Mensch im Grunde gut ist, das Rechte will; hier begegnet uns ein tröstender, ja hinreißender Glaube an ein erhabenes Ziel der menschlichen Entwicklung: einst wird aller Groll und Haß verschwunden sein und an seine Stelle eine ewige Gemeinschaft der Liebe treten. Das sind Gedanken, die an kein bestimmtes irdisches Geschehen gebunden sind, in ihrer unwandelbaren Gültigkeit vermöchten sie die Seele jedweder Not gegenüber von neuem zu festigen. Und doch erscheinen sie im Hinblick auf das Bild, das die Wirklichkeit jetzt bietet, vielleicht manchem lediglich als Träume einer hochgespannten Phantasie, nicht aber als notwendiges Ergebnis einer auf das Ganze des Lebens gerichteten Betrachtung. Denn durchweg sind es ja nicht die großen Katastrophen selbst, die uns an dem Sinn des Lebens verzweifeln lassen, sondern die Zeiten, in denen uns die ausgebreitete Vernichtung anstarrt. Nach zehrenden Jahren sollen berghohe Trümmer weggeräumt werden, und an ihrer Stelle ist ein neues, umfangreiches, unzähligen Zwecken genügendes Bauwerk zu errichten; dazu herrscht noch keine Übereinstimmung über den Grundriß, geschweige denn über die Ausführung im einzelnen, zu verworrenem Knäul verschlingen sich alte und neue Gedanken; das Allerschlimmste aber: der Meinungskampf wird zum großen Teil vergiftet durch die verschiedenartigste Selbstsucht, sie spinnt ja immer dann ihre zähen Schlingfäden übereifrig, wenn ein ganzes Volk im Drange großer Umwälzungen sich auf sich selbst besinnen will. Da sehnt sich die sinkende Lebenslust gar vieler nach unmittelbaren Antrieben, die aus klarem Wirklichkeitssinn erwuchsen. Nun, Raabes Reichtum ist so groß, daß er auch hier nicht versagt: Er gibt dem harten Dränger, dem Alltag, was ihm gebührt, und von der Liebe weiß er auch so zu sprechen, daß der Verneiner sich in einen willigen Hörer verwandelt. Ja, wir dürfen sagen: Wer sich heute aus den Tagesnöten und -kämpfen in seine Gedankenwelt flüchtet, dem ist es immer wieder, als würden ihm gerade die Waffen gereicht, mit denen all die ringsum feindlich auf uns eindringenden Kräfte überwunden werden können. Gewiß, auch Mitlebende, Mitringende sind uns Spender kräftigen Rüstzeugs, aber weil die vom Dichter verkündete Wahrheit doch in ihrer geheimnisvollen Urkraft immer wieder der rein verstandesmäßigen Erkenntnis obsiegt, bleiben die dichterischen Schöpfungen die letzte Zuflucht für den Unsicheren und Friedlosen.

Raabe hat einmal den Satz niedergeschrieben: „Durch unsere literarische Bildung sind wir an die Illusion gewöhnt, unser Leben werde durch die Haupt- und Staatsaktionen weitergeschleudert, während es doch nur durch die feinsten Nuancen geschoben wird.“ (III,

6, 573. Gedanken und Einfälle. Gesamtausgabe.) Wir sind heute, denke ich, von dieser Selbsttäuschung geheilt; wiederholt haben uns ja Politiker und Gelehrte bewiesen, daß das niederschmetternde Unglück unseres Volkes sich ganz allmählich vorbereitete, daß unzählige Quellen und Quellchen zusammenströmten, um schließlich mit stürzender Wucht den Bau des alten Deutschland unter sich zu begraben. Aus solcher Erkenntnis ergibt sich dann weiter zahlreichen Mahnern der wichtigste Hinweis für die Forderungen der Gegenwart, aus der die bessere Zukunft geboren werden soll: Nur die pflichttreue Arbeit jedes Einzelnen vermag unser Volk aus der Tiefe auf die neue Höhe zu führen. Auch Raabe predigt Arbeit und Pflicht: „Zur harten Arbeit ist der Mensch geschaffen", heißt es in den „Leuten aus dem Walde" (I, 5, 54). Und der „Hungerpastor" ist glücklich, weil seine Sehnsucht nach rechter, tüchtiger Arbeit befriedigt ist. Nachdem er „sein gutes, volles Teil davon erlangt hat, tut er seine Pflicht, wie ein echter Mann sie tun soll". (I, 1, 653.) Das Nächstliegende aber ist für jeden das Wirkungsfeld. Aus einer Geschichte, die uns in die Zeit „nach dem großen Kriege" versetzt — gemeint ist der Freiheitskampf 1813—15 —, klingt uns die Mahnung entgegen: „Jeder tue auf seiner Stelle das Rechte!" (I, 3, 497.) Welcher Art auch die Arbeit sei, die uns obliegt, nie soll sie uns die innige Beziehung zur schaffenden Mitwelt rauben. Immer wieder muß sich der Mensch darauf besinnen, „daß er lebt, Leben ist und es mit dem Lebendigen zu tun hat, so lange er lebt." (II, 6, 239. Alte Nester.) Hören wir nicht in all diesen Gedanken das Herz der Gegenwart schlagen? Was kann uns heute näherliegen als ein lebensvolles Gemeinschaftsgefühl, in dem jeder sich als tätiges Glied des einen, neu sich gestaltenden Volksorganismus erkennt! Und wenn heute vor der Bemühung, den einzelnen Volksgenossen nach seiner Sonderart genauer zu begreifen und besser zu würdigen, die allgemeinen Strebungen des Wissenstriebes sich eindämmten, so ist auch dieser Entwicklung unser Dichter vorangegangen: „Es ist uns, wenigstens fürs erste, wichtiger zu wissen, was für Menschen hier mit uns leben und mit welchen von ihnen man es zu tun gekriegt hat, eben kriegt und morgen kriegen wird, als herauszukriegen, ob der Mond und der Mars bewohnt sind und von wem oder was." (III, 5, 4. Stopfkuchen.)

Raabe weiß wohl, daß solche Ziele Beharrlichkeit, Unermüdlichkeit, Unbesiegbarkeit verlangen. Für alle Gestalten seiner Welt, die uns zu dem Wunsche verlocken: so möchten wir auch sein, — gibt es keine Widerwärtigkeit, die sie von ihrer Tätigkeit losreißen könnte. Sie kennen nicht jene Stimmung, die Wehe ausruft über das eigene Schicksal, über das Unglück und den Schmerz des Daseins und kampfessatt den Dingen freien Lauf läßt. Denn der Mut, die Lebensfrische sind ihnen unverlierbare Stützen. Nie ist der Mut hinreißender gepriesen worden als von unserm Dichter. Der Mut ist „der Hauch, der Ton, der Strahl von den Inseln der Seligen. In dem dunkelsten Gefängnis erhebt er dem Gebundenen das Gesicht. Krankheit und Sorge sind ein Nichts, selbst der Sterbende richtet sich noch einmal auf dem Ellbogen empor; in blitzender Rüstung steht der Mensch, der vor einem Augenblick noch in Erdendreck und Lumpenbehang sich verkommen fühlte, und alles ist Freiheit, und alles ist Kraft, und alles ist Ergebung — alles ein Wohlduft, ein Rauschen jungen Frühlingsgrüns, ein blaugoldenes Leuchten und Funkeln auf allen Seiten und klare See und freie Fahrt bis in alle Fernen." (III, 2, 116. Villa Schönow.) Der inneren Wahrheit dieses Hymnus werden wir unmittelbar gewiß. Bedürfte es noch einer Festigung des Bannkreises, in den wir uns hineingezwungen fühlen, sie würde erreicht durch die Wirkung, die der Anblick des Mutes überall erzeugt. An seine segensreiche Macht glauben



Lithographie von Professor Hermann Gradl zum 22. Kapitel des „Hungerpastor"
Aus der illustrierten Prachtausgabe der Wilhelm Raabe=Trilogie
(Verlagsanstalt Hermann Klemm A.=G., Berlin=Grunewald)

wir widerstandslos, wenn Raabe uns z. B. in der „Innerste“ zeigt, daß alle Verruchtheit und Verwirrung der Zeiten einem braven, freien und kühnen Herzen nichts anzuhaben vermag. (II, 4, 507.) Je inbrünstiger unsere Seele den erworbenen Mut umfaßt, um so leichter wird es ihr gelingen, den Klippen zu entgehen, an denen er wieder zu zerbrechen droht. Überall, wo die Grellheit des Widerspruchs uns einschüchtern will, werden wir getrost auf unsere Kraft vertrauen und entschlossen über das Hindernis hinübergreifen — gleich „Leonhard Hagebucher“, dem fremder enger Sinn die frische Entfaltung seiner Fähigkeit unmöglich machen möchte und der in kräftigem Lachen jeder Ansteckungsgefahr entgeht. Natürlich gebührt dem Verantwortlichkeitsgefühl eine gewichtige Stimme, aber es soll sich mit sicherer Bestimmtheit einen, auch da, wo eigene Schuld die Arbeitskraft zu lähmen droht: wir werden tun, wie der alte Minister im „Frühling“ Georg Leiding zuruft: büßen, aber aufrecht stehend! (I, 2, 266.) Wahrlich ein Ruf für die gegenwärtige Stunde, in der unser Volk von jedem einzelnen die ganze, frei sich auslegende Kraft verlangt! Jeder muß heute erringen können, mit unbekümmertem Tun des unmittelbar Nötigen, mit frischem Zugreifen selbstbewußt auf den Plan treten. Mehrere hell uns anblickende Gedanken unseres Beraters gehören hierher: „Es ist ein Wunder, was der Mensch alles vergessen und was er alles ertragen kann, wenn er seine gehörige Beschäftigung hat.“ (I, 6, 332. Sankt Thomas.) Weiter! „Zaudere nie zu lange an einer Ecke! . . . Du erfährst es für deine . . . Gemütsruhe nie rasch genug, ob dir die Moira aus der nächsten Gasse an den Hals springen oder um den Hals fallen will.“ (III, 3, 232. Der Lar.) Und mag das Schicksal uns vor widrige, überschwer erscheinende Aufgaben stellen, die in uns den Lebensekel emporsteigen lassen, eines bleibt doch klar: „nämlich, daß es dann ganz und gar nichts hilft, bei irgendeinem Zugreifen Handschuhe anzuziehen . . . Resolut aufbrechen und nachher sich waschen, das wird die richtige Maxime sein.“ (II, 5, 181. Wunnigel.) Übergroßer Ekel ist gefährlich; „denn oft hängt nicht nur des Menschen Appetit, sondern auch des Menschen Seele an einem Haar. Wer mit dem Teufel glücklich kämpfen will, der stellt sich besser fest auf seine Füße und beißt die Zähne zusammen, als daß er sich unter dem Rock des heiligsten Engels verkriecht.“ (I, 5, 159. Die Leute aus dem Walde.) Wir begreifen: weil das Böse rücksichtslos vorgeht, bemißt es die Widerstandskraft des Gegners vorwiegend nach der äußeren durchgreifenden Energie. Hier finden diejenigen Formen des Lebenskampfes ihre Stelle, die Theodor Storm „goldene Rücksichtslosigkeiten“ nennt. Wer gewiß ist, daß lediglich sein guter Wille das Organ ist, mit dem er die Zusammenhänge des Lebens bemeistert, der mag dem bewußt Schlechten gegenüber den Kolben gebrauchen. Im „Horn von Wanza“ rühmt der Dichter eine Persönlichkeit, „die schon fast an die siebzig Jahre durch die Dinge hat an sich herankommen lassen und . . . noch lange nicht die Absicht hat, ihnen auszuweichen. (III, 1, 412.) Und in seiner letzten Schrift trotzt er: „Bleib in den Stiefeln, Mensch! So lange als möglich . . . Man muß immer eine Waffe behalten, um einem Eselstritt, solang es noch angeht, zuvorkommen zu können.“ (III, 6, 239.)

Diese Lebensstärke, die ohne Scheu das Schwere und Widerwärtige auf sich nimmt, den Widerpart mutvoll niederzwingt, sich bis zum Versagen rüstig auswirkt, ist der eine Grundakkord des Raabeschen Schaffens, der andere aber ist die Liebe. Nur dann wird die Lebensstärke des einzelnen für die Gemeinschaft wertvolle Arbeit leisten, wenn ihr die Liebe zur Seite geht, aber nicht als schwache, weichmütige Gefährtin, die der Stütze bedarf, sondern selbst stark und mutig zu Taten. Wo sie in ihrer lichten Fülle sich erhebt und dahingibt,

da schafft sie in kleinen Kreisen jene innige Verbindung, die als seelische Schwungkraft in das Ganze strömt und erst die höchste Arbeitsleistung ermöglicht. Denn es ist ja nicht anders: Aus dem innersten Gemüt wird Glück und Unglück geboren. Wir mögen noch so sehr aufgehen im Gebot der Stunde, schließlich ermatten wir doch, wenn wir nicht Liebe zu geben verstehen und sie nicht genießen dürfen. Und hier steht Raabe geradezu als einziger unter unsern Lebensführern da: In jeder seiner Schriften — von den rein humoristischen Dichtungen sehen wir ab — spielt die Liebe in irgendeiner Gestalt die beherrschende Rolle. Und das ist nicht verwunderlich, denn der Glaube an die Macht der Liebe ist ja, wie angedeutet, die Achse seiner Weltanschauung, in ihr verehrt er die große schaffende Gewalt, die sich auswirkende Idee des Allebens, und in unerschütterlicher Zuversicht vertraut er auf ihren schließlichen Sieg. Dieser Idealismus verführt ihn aber nicht zu einer verklärenden Schilderung der Wirklichkeit. Dann würden wir seine Bücher achselzuckend aus der Hand legen und fragen: Wo sind die Priester, die das heilige Feuer wach erhalten? Vielleicht gibt es wenige Auserwählte, heimliche Herrscher, aber sie verschwinden in der Menge der andern! Nein, Raabe wußte wohl, daß das menschliche Innenleben durchweg im Auf und Ab zwischen Dunkel und Licht sich bewegt, — sich bewegen muß! Wären wir am Ziel, Gäste im ewigen Friedensreich, was wäre da viel zu sagen? „Wenn der Weg zum Tisch der Götter immer nur über Asphodeloswiesen führte, was für ein Verdienst wäre dabei, ihn zu beschreiten?" (III, 3, 120. Im alten Eisen.) Indem die Liebe die Feinde, die ihr in der eigenen Seele entgegen sind, besiegt, legt sie die Probe ab für ihre Selbstgewißheit. Hier hat die alte deutsche Lehre ihren eigentlichen Platz: „Die Selbstüberwindung ist das Höchste, was der Mensch in ethischer Beziehung erreichen kann." (I, 6, 133. Drei Federn.) Dem entspricht es, daß weitaus die meisten Raabeschen Gestalten um das Licht ringen, gegen die schwarzen Fittiche der Selbstsucht kämpfen, die ihr Gemüt bedecken wollen. Dieser Wirklichkeitssinn erweckt unser Zutrauen, wir folgen dem Dichter willig in die harten Kämpfe. Und weil alle Gedanken und Taten ein begeisterter Glaube durchpulst und die dichterische Formkraft zur höchsten Entfaltung aufblühen läßt, so vermögen diese Geschichten von den Taten Liebe, — in was für Verhältnisse sie uns auch führen —, uns aufzurütteln zur Erschaffung jenes erfrischenden Gemeinschaftsgefühls, das allein unser Volk vor dem Verkümmern und Verwelken behüten kann. Jetzt fürchten wir uns nicht mehr vor dem Kampf um die Liebe, der den Tätigen erwartet, mag auch allerlei persönliches äußeres Glück bei dem Versuche, andere glücklich zu machen, in Scherben gehen. Das Heldentum, das der Dichter uns miterleben läßt, wird uns immer wieder bereit machen zu einem „energischen, die Zähne zusammenbeißenden, hülfreichen und verständigen Zugreifen im Leben und beim Sterben." (III, 3, 337. Der Lar.) Das mögen einige Proben belegen.

Jahrzehntelang hat Minchen Ahrens all ihre Kraft der Pflege eines Blödsinnigen gewidmet, obwohl man ihrem Herzen sehr weh getan hat. Keiner konnte den weinerlichen Ton des Armen ertragen, nur sie, die sich „nach Gottes Willen nach und nach in der richtigen Weise daran gewöhnen lernte — konnte!" Fühlen wir nicht, „was alles, von dem was die Welt zusammenhält, in diesem verbum neutrum irregulare aus Minchen Ahrens Munde liegt!" Kann es uns je aus einer Wissenschaft klar werden, „wie Mutter Natur bei der Arbeit ihr Kind weinen hört und singend die Wiege mit dem Fuß tritt?" (III, 6, 342. Altershausen.) Wir stehen mit dem Magister Buchius vor dem Herzog Ferdinand und hören ihn mit dem Lächeln der Entrückung sprechen: „Reiten Sie nur ruhig weiter!" Von

ihm allein kann er in der bitteren Not des Kriegsgedränges Rettung hoffen, aber als er ihn jetzt ansieht, da zwingt er alle Angst und Sorge nieder: Er will den Herzog auf seinem schwersten Wege nicht mit den eigenen Unbequemlichkeiten aufhalten und molestieren, er „würde sich darob die bittersten Vorwürfe und Reprochen machen." Ihm den Segen Gottes zu wünschen, das allein fordert von ihm die Stunde! (III, 4, 193f. Das Odfeld.) Die Kraft des alten Ritters von Glaubigern neigt sich nach dem Grabe, aber er rafft sich auf zu der weiten Reise nach Wien, um die feine, reiche Seele seines geliebten Pflegekindes vor der Öde und dem Schmutz der Lebewelt zu retten. Da steht er! — „so alt, so kümmerlich, halb blind und tief gebückt und doch . . . ein geharnischter Streiter, der den besten Willen hat, den Kampf auf Leben und Tod mit den erstaunten und bestürzten Herrschaften aufzunehmen." (III, 1, 379. Der Schüdderump.) Schwer genug trägt sich die Last des Alters, und die alte Armenhäuslerin Hanne Altmann möchte, endlich befreit von dem Lärm und Zank, mit dem ihre Umgebung sie lange, lange gequält, ihre Lebenstage in der geschenkten Ruhe still beschließen. Soll sie sich da die Sorge und Mühe aufladen um die kleine Waise, die die tote Frau ihr zurückließ? „Sie blickt von der Mutter auf das Kind und wägt Tod und Leben wie je eine Norne unter dem Zeitenbaum am Urdarborn. Jetzt ist sie wieder allein, ungestört und ruhig. Die Zweige und Blätter der großen, geheimnisvollen Wunderesche rauschen leise ob ihrem Haupte, und die Verheißung einer noch tieferen Ruhe, eines noch tieferen Friedens ist in diesem Rauschen. In dieser stillen Stunde überwindet sie den großen Schrecken, die schlimme Angst in ihrer Seele vollständig und gewinnt einen Sieg, dessen sich kein noch so berühmter Held hätte zu schämen brauchen; sie tritt ein für das Leben, wie schwer ihr Wunsch sie auch nach der andern Seite hinüberziehen mag." (III, 1, 63f.) Auch die alte Kriegsläuferin mit dem tapferen und gütigen Herzen, die „Wackerhahnsche", sehnt sich nach einem stillen Lebensabend; im Kreise lieber Menschen, die sie umsorgen, möchte sie vom Leben ausruhen, das ihr nur allzu oft sein häßlichstes Gesicht gezeigt hat. Aber als Pold und Immeke sie zu sich nehmen wollen, da erhebt sich in ihr ein schwerer Kampf zwischen ihrer brennenden Sehnsucht und der wahren Liebe, die das Beste des andern will. Scharf geht sie mit ihrem eigenen Wesen, wie es geworden ist in den rauhen Kriegswettern, die sie umtobten, ins Gericht. Sie sieht im Geiste wieder in die Augen der Kinder, „wenn sie zusammengefahren sind vor einem Schandwort, vor einem Fluch der alten Frau, die sie . . . auch Großmutter nennen sollen." (III, 6, 217f. Hastenbeck.) Und da befällt sie eine große Angst, sie ahnt, daß sie ihr Wesen nicht mehr ändern kann, und bleibt — einsam. Ist sie nicht würdig, jener Mechthild Grossin an die Seite gestellt zu werden, die den Bund mit dem aussätzigen, todkranken Bräutigam neu durch einen Kuß besiegelt, alles verläßt und zur Mutter der Sondersiechen wird? (II, 3. Des Reiches Krone.)

Die Zwiespältigkeiten, in die uns das Leben hineinführt, können sich aber noch viel mehr verinnerlichen und dadurch oft an Schärfe und Pein zunehmen. Wir meinen an persönlicher Bedrängnis ersticken zu müssen, wir möchten uns gerne aussprechen, verstanden werden, und keine antwortende Stimme ist zu erwarten. Überdies aber würden wir noch den Schmerz anderer geliebter Personen vermehren, wenn wir uns nicht fröhlich, heiter, zufrieden geben . . . Wir fragen uns, ob Raabe denn keine Grenze für die Seblstaufgabe kennt. Nun, er fordert nicht, daß wir uns „bei eigenem Hunger und Kummer sofort auf den Kopf stellen und losjubilieren, wenn wir von des Mitmenschen Behagen und günstigen Umständen Kunde erlangen." (III, 6, 196. Hastenbeck.) Das wäre eine Verkennung der

Menschennatur, das Eigenleben würde vernichtet, es bedarf der Pflege, wenn die Rücksicht auf das Leben und Treiben der andern wach bleiben soll. Aber wie der Dichter erwartet, daß wir uns schämen, wenn uns einmal „egoistischer Überdruß an den Schicksalen" anderer befällt (II, 1, 265. Abu Telfan), so traut er auch der Wurzelkraft der echten Liebe zu, daß sie uns zur Hintansetzung unseres Ich befähigt, wenn eigenes und fremdes Leid sich begegnen. Trotz schmerzlichster Kümmernis vermag es Fränzchen Götz, dem kranken, sorgenvollen Oheim Sorglosigkeit und Frohsinn vorzutäuschen. (I, 1, 505. Der Hungerpastor.) Leonhard Hagebucher erhält die Nachricht von der tödlichen Erkrankung seines Vaters in dem Augenblick, wo er seiner ganzen Besonnenheit und Kraft bedarf, um Frau Claudine vor gefährlichster Erschütterung zu bewahren. Da steht er wohl „einen Augenblick betäubt, erschüttert, fassungslos. Doch dieses kann nicht dauern. Jetzt treffen zwei Strömungen in seiner Brust aufeinander, und daraus entsteht wenigstens für den Moment die innerlichste Klarheit." — — Er findet die rettenden Worte! (II, 1, 247f. Abu Telfan.) Phöbe wäre in ihrer bitteren seelischen Not zu den Bedrücktesten ... zu zählen gewesen, wenn sie das volle Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit, des Alleinseins in der Welt, wie es ihr zukam, je hätte haben können. Sie aber weiß nur, daß sie alle es so gut mit ihr meinen und daß sie sehr dankbar und nach schwachen Kräften hilfreich dafür zu sein habe, wenn auch niemand so recht Bescheid um sie wisse." (III, 2, 579. Unruhige Gäste.) In hartem Kampfe hat sie sich hineingerettet in den Glauben an die unbesiegbare Macht der Güte, und sie gewinnt ihm stets neue Stützen aus der eigenen Arbeit. Sie vermag allein mit sich fertig zu werden, weil man sie gelehrt hat, in allem auf die Hilfe Gottes zu bauen. Velten Andres fehlt ein solcher Wegweiser, und deshalb ist der Kampf, den er kämpft, überschwer. Siegesgewiß zieht er hinaus, die Geliebte zu gewinnen. Er muß, wie er meint, Sturm laufen gegen sein weiches Herz und — scheitert doch. Da sinkt das Gebäude seiner idealistischen Weltanschauung zusammen. Er erlebt damit die schwerste Enttäuschung, die den freien Menschen treffen kann. Todmüde kehrt er heim. Bittere Ironie, verzweifelter Hohn haben die Kräfte seines Gemütes zersetzt. Aber seiner alten Mutter gegenüber nimmt er sich mit Riesenkraft zusammen: „Sie ist noch immer der Meinung, daß ihr Söhnchen die Welt durch seine Tatkraft überwunden habe und weiter überwinden werde ..., es wäre eine Sünde, ihr diese Illusion zu nehmen. Hier hört auch für mich das Spiel mit der Welt auf: Das wäre ein zu schlechter Spaß, der nun noch als Wolke vor die Abendsonne ziehen zu wollen ... Nein, nein, die Sonne ist ihr übergenug verbaut worden; das Licht, das ihr in ihrem stilltapferen, lieben, schönen Leben von mir ausgegangen ist, soll ihr nicht ausgehen, soweit das an mir liegt! Sie soll ihre Freude an mir behalten!" (III, 5, 366f. Die Akten des Vogelsangs.) Antonie Häußler weist die Werbung Hennigs zurück, obwohl die Annahme sie retten könnte aus Verhältnissen, die sie seelisch und körperlich allmählich zugrunde richten. Sie weiß ja, daß ihrer wahren Liebe bei Hennig nur „ein halb unbewußtes, ein schnell vergehendes Mitleid" entspricht, und nun sieht sie dem sicheren Untergang still und standhaft entgegen. „Weil sie weiß, daß man an einer Rolle wie die ihrige, wirklich stirbt, so hat sie sich in dieselbe hineingeflüchtet." (III, 1, 388ff. Der Schüdderump.)

Ich glaube, wir dürfen jetzt unsere Behauptung, die wir dieser Auswahl voranstellten, mit aller möglichen Bestimmtheit wiederholen: Die Empfindung, mit der wir solche Taten erleben, ist in sich geklärt, das Ästhetische und Ethische vereinen sich zu reiner Mischung. Kein Zweifel und keine Kritik können uns in dem frohen Glauben stören, den das Heroische

in uns erweckt. Ein Strom von Kraft ist in unsern Willen hinübergewogt, und wir trauen ihm stolz und sicher gleiche Leistungen zu.

Doch unser Überblick über die Raabischen Taten würde die empfindlichste Lücke aufweisen, wollten wir nicht auch jenes Kampfgebiet berühren, auf dem die spärlichsten Siege erfochten werden, trotzdem man sie von jeher am meisten zu rühmen pflegt. Wir deuten auf den eigentlichen geistigen Egoismus, das immer wieder anders gefärbte Selbstgefühl. Bisher sprachen wir noch nicht davon, weil die künstlerische Gestaltung solcher Fragen nicht immer jene Wirkung entfaltet, in der sich unsere ganze Kraft dem idealen Zwecke gläubig hingibt. Vielmehr wird das Genießen des Dichterworts hier wohl getrübt durch einen heimlichen Ärger oder dumpfen Schmerz, in denen das Selbstgefühl sein bedrohtes Heim verteidigt. Weil Raabe nun all die gefährlichen Waffen und listigen Ränke des falschen Freundes kennt, so ist er ein abgesagter Feind mattherziger Zugeständnisse. Die Spannweite seiner Forderungen ist die denkbar größte: Es gilt nicht nur, auch dort Hilfe zu bieten, wo die Gefahr besteht, daß wir „kalt-grimmig zurückgewiesen werden" (II, 5, 543. Fabian und Sebastian), sondern sogar dann zu verzeihen, wenn man unsere Eitelkeit, unsere Würde empfindlich beleidigte, unsere edelsten Absichten verhöhnte. Solche Gesinnung leuchtet u. a. hervor aus den „Unruhigen Gästen", die uns in die Seele eines Versagers und eines Könners blicken lassen. Der Pfarrer Prudens Hahnemeyer kennt nicht die kleinliche Eitelkeit des Weltlebens. Sein Leben ist voll harter Pflicht. Als er aber den Trotz eines wilden Gesellen nicht überwinden kann, als seine dringlichsten Mahnungen hämischem Spott begegnen, da reckt sich der Haß in ihm empor und verunstaltet das Antlitz seiner Seele. „Wie weit und glänzend die Welt vor den Fenstern ausgebreitet liegen mochte, sie hat nur Angst und Bitterkeit für ihn, und was das Schlimmste ist, er wendet ihr den Rücken in gekränktem Selbstgefühl, in gedemütigtem Stolz." Ihn führte nicht verstehende Güte, nur eifernder Wille zu dem Gegner. Für ihn galt es, die Anerkennung heiliger Gesetze als ihr unfehlbarer Ausleger bei dem Unverständigen durchzusetzen. So anspruchslos er in äußerem Sinne ist, seine Seele ist erfolgsbedürftig. Hier will er seinen Willen bekommen. (III, 2, 471 und 544. Unruhige Gäste.) Daß aber der mächtigste innere Feind besiegt werden kann, zeigt uns der Tischler Spörenwagen. Er erntet Schmähungen statt des Dankes und weiß doch seine Bitterkeit zu überwinden, denn er hat in eifriger Selbstschau gelernt, gerecht und billig zu sein, Charakter und Umstände unparteiisch gegeneinander abzuwägen. So kommt er über niedrige Verdächtigungen und über das böse Wort: „Der Satan danke dir deine Gutherzigkeit!" hinweg, ja, er ist dem Feinde zu neuem Liebesdienst bereit. (III, 2, 486ff. und 490.)

Damit weist Raabe uns auf Bundesgenossen der Liebe hin, die den Sieg verbürgen, wenn sie zu rechter Zeit herbeigerufen werden. Aber er läßt uns hier nicht mit unwilligen oder ratlosen Augen stehen: er wird zum Seelenarzt, wandert mit uns den langen Weg der Selbsterziehung, der Heranbildung zur geschlossenen, sittlichen Persönlichkeit. Wer seine Schriften wirklich zu lesen, d. h. mit dem großen Lebens- und Menschenkenner zu denken weiß, dem strömen auf Schritt und Tritt neue Kräfte zu, und am Ende erwächst aus ihnen das harmonische Gefüge einer Lebenskunst, die jede einzelne Tat zielsicher dem Leben des Ganzen einordnet. — — Nimm und lies!

Gespräche mit Raabe.

Eine Nachlese von Fritz Hartmann.

Man hat mich gelegentlich den Eckermann Raabes genannt. Ich hörte dies nicht ungern. Wir können ja heute dem treufleißigen Manne nicht dankbar genug sein, daß er, was der Tag ihm aus Goethes Munde in die Seele senkte, pietätvoll verzeichnete und der Nachwelt hinterließ als ein kostbar Vermächtnis. Wenn mir in bezug auf unseren Freund und Meister auch nur ein Bruchteil solchen Verdienstes zuerkannt wird, dann will ich schon zufrieden sein.

Etwa anderthalb Jahrzehnte durfte ich mit dem alten Herrn verkehren. Anfangs selten, später häufiger, zuletzt regelmäßig. Gar manches tiefe, tröstliche und beachtenswerte Wort habe ich dadurch aus seinem Munde vernommen, leider aber allzulange nicht daran gedacht, es schriftlich festzulegen. Dadurch ist Wertvolles unwiderbringlich verweht.

Der Entschluß zu Niederschriften kam mir erst in den letzten Monaten meines Braunschweiger Wohnsitzes. Es war im Jahre 1906. Anreger aber wurde Goethe.

Ich las nämlich die Wanderjahre. Wilhelm besucht Mazarin, diese feinfühlige Sternenseele. Er lernt von ihr ein unermüdet tätiges Leben zu durchgeistigen und mit reiner Sittlichkeit zu adeln. Tiefe Gespräche führen die beiden miteinander.

Anderen Tages äußert Wilhelm den Wunsch, diese Unterhaltung noch einmal in aller Stille durchzugehen. Da reicht ihm Angela einige Blätter, den Niederschlag des gestrigen Gedankenaustausches. „Meine Herrin", so sagt sie, „ist von der Wichtigkeit des augenblicklichen Gespräches höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, was kein Buch enthält und doch wieder das Beste, was Bücher jemals enthalten haben. Deshalb machte sie es mir zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze herausspringen." Dadurch ist ein wichtiges Archiv entstanden, das in Schränken wohl geordnet verwahrt wird. Wilhelm liest sich hinein und hat reichen Genuß.

Diese Stelle schlug Wurzel in mir, sproßte auf und trug Frucht. Ich habe damals angefangen, Gespräche mit bedeutenden Männern aufzuzeichnen und tue es heute noch.

In Braunschweig war Raabe der nächste dazu. Zu einem Archiv gedieh meine Sammlung freilich nicht, wohl aber zu zwei ansehnlichen Heften.

Wenn ich vom Weghause heimkehrte oder von Herbsts Weinstube, nachdem der alte Herr vor seiner Haustüre abgeliefert war, habe ich oft noch eine oder mehrere Mitternachtsstunden der Niederschrift gewidmet. Meist nach Stichworten, die ich mir in seiner Gegenwart notiert hatte. Denn er wußte davon und wandte nichts ein. Nur bedang er sich, daß bei seinen Lebzeiten nichts veröffentlicht werde.

So machte ich erst nach seinem Tode Gebrauch von meinem Schatz. Er wurde die stoffliche Unterlage zu jenen fünf Kapiteln, die zu Ende 1910 im „Hann. Kurier" und gleich danach in Buchform erschienen*).

Manches blieb freilich unbenutzt, weil es sich nicht in den Zusammenhang gliedern wollte. Ferner waren Rücksichten zu nehmen.

---

*) Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte. Gedanken und Erinnerungen von Fritz Hartmann. Verlag von Adolf Sponholz, Hannover 1910.

Viele dieser Bedenken sind heute gehoben. Es hat sich die Zeit so wurzeltief gewandelt, daß man das Vergangene historisch betrachten darf. Raabe selber ist zur literaturgeschichtlichen Person geworden, über die man Forschungen anstellt und Werke aus diesem oder jenen Augenwinkel schreibt.

Daher sei ein weiterer Teil der damaligen Paralipomena als mein bescheidener Beitrag zum neuen Raabe-Gedenkbuch hier herausgebracht. Nicht mehr verarbeitet und gleichsam auf Schnüre gereiht wie in meinem Büchlein, sondern ganz nach Eckermann'scher Art bunt durcheinander im Wortlaut der Urschrift und mit dem Datum des geführten Gesprächs.

Den anderen Überlebenden werden sie — wie mir selber — eine wehmütig-trauliche Erinnerung an köstliche Abende sein; sonstigen Lesern eine Probe von den Gesprächsstoffen, dem Gesprächsgehalt und dem Gesprächston an der Tafelrunde der mit ihrem Meister historisch gewordenen Kleiderseller. Ihren Hauptwert jedoch bedingt der Einblick in Raabes Wesensart und seine Weltanschauung, wie sie sich religiös, sittlich, literarisch und politisch immer ureigen auswirkte.

* * *

4. Oktober 1906.

Man sprach von dem neuen Eulenspiegelbrunnen, den Raabe sehr hoch einschätzt. Braunschweig, so sagte er, hat jetzt vier wertvolle Denkmäler: Den Burglöwen, das Lessingdenkmal, das Bugenhagendenkmal und den Eulenspiegelbrunnen.

* * *

Professor Konrad Koch fing an, von Tristram Shandy zu reden. Er verfiel in verstandesmäßiges Analysieren. Im alten Shandy wolle Sterne den unbedingten grillenhaften Individualisten zeichnen, im Onkel Toby den quietistischen Gemütsmenschen ihm gegenüberstellen.

„Ach was," sagte Raabe, „er hat überhaupt nichts konstruiert, sondern Menschen gezeichnet, wie er sie sah und brauchte. Er hat seine eigene Natur in ihre Bestandteile zergliedert und Menschen daraus geschaffen. So macht es ein Dichter, während die Kritiker hinterher zu zerlegen anfangen."

Raabe schilderte Sternes Leben, das ganz schauderhaft gewesen sei. Von früh auf krank, und überdies noch mit einer Xanthippe behaftet, die ihm den Tag verleidete. Dann stirbt er einsam und verlassen im Wirtshaus. Schließlich wird seine Leiche von Leichenräubern ausgegraben und an die Anatomie verkauft, wo sie seziert wird.

Man sprach von Sternes Einfluß auf die deutsche Literatur. „Der war ungeheuer," sagte Raabe, „wie überhaupt die englischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts viel stärker auf die deutsche, als auf die eigene Literatur gewirkt haben. Denken Sie nur an Ossian, der in England nicht viel beachtet wurde, für unsere Stürmer und Dränger aber ein Evangelium war. Und mit Sterne und Goldsmith war es nicht anders. Ohne beide wäre Goethes Werther nie geschrieben worden."

„Ohne Rousseaus „Neue Heloise" aber auch nicht," warf Brandes ein. „Von ihm stammt die Briefform des Werther."

Das bestritt Raabe, Rousseaus Einfluß, wenigstens der seiner Heloise — mit dem Emile sei es freilich anders — werde überschätzt. „Da war der Voltaires viel größer."

18. Oktober.

Das „Literarische Echo" hat jüngst eine Umfrage bei den deutschen Schriftstellern herausgegeben, ob der Alkoholgenuß die dichterische Inspiration fördere oder lähme.

„Auch bei mir haben sie zweimal angefragt, aber ich werfe dergleichen stets in den Papierkorb. Hätte ich antworten müssen, da hätte ich einfach geschrieben: cf. Eckermanns Gespräch mit Goethe vom 11. März 1820, denn was Goethe da sagt, ist auch meine Erfahrung. „Wenn man getrunken hat, weiß man das Rechte."

„Ja, bei dem einen, aber bei dem andern ist's umgekehrt. Das ist ganz individuell."

Ich: „Sie waren doch auch mit Heinrich Leuthold befreundet. Ist es wahr, daß er durch den Alkohol zugrunde gegangen?"

Raabe: Dreimal wahr ist es, er hat sich durch Brunst und Trunk umgebracht. Er besaß gar keine Selbstbeherrschung. Die Dienstmädchen verfolgte er bis in die Dachstuben und wenn er beim Wein saß, da saß er wie auf Pech. In Stuttgart machte ich eines Nachmittags um fünf einen Spaziergang am Hasenberge. Wir begegneten Leuthold und er schloß sich uns an. Schließlich lud ich ihn ein, mit uns zum Abendbrot zu kommen. Er saß nun, bis früh um sechs der letzte Tropfen Alkohol, den ich im Hause hatte auftreiben können, vertilgt war. Meine Frau war zu Bett gegangen, und jetzt stand sie wieder auf und brachte Kaffee. Schade um den Menschen, es war eine geniale Natur."

Der Antiquar Scholz verwies auf Victor Scheffel als auf ein Seitenstück.

„Das ist nicht wahr," erwiderte Raabe. „Scheffel hat viel weniger getrunken, als man nach seinen Liedern glauben sollte. Das war ein unglücklicher, erblich belasteter Mensch. Seine Produktivität erlosch früh und das hat er sich in den Kopf gesetzt. Er hatte dem Großherzog von Weimar versprochen, einen Wartburgroman zu schreiben, und da ihm dies mißlang, so träumte er sich in Verfolgungswahn hinein und meinte, Karl Alexander sei sein Todfeind."

„Aber Griepenkerl ist ein wirkliches Seitenstück zu Leuthold," warf ich ein.

„Ja, leider. Das war der brillanteste Gesellschafter, den ich je gekannt habe. Ich habe ihn einmal bei Adolf Glaser sein Stück „Auf hoher Rast" vortragen hören, in einer Weise, die jeden zur Begeisterung fortriß. Er hatte eine wohlklingende Stimme, die sich den weichsten wie den stärksten Affekten anschmiegte. Man hörte dabei viel mehr den Vortrag als das Vorgetragene und war hingerissen von Stellen, die gelesen gar keinen Eindruck machten. Daher kam es, daß seine Stücke gar nicht viel gegeben wurden, während bei seinen Rezitationen kein Apfel zur Erde fallen konnte. Seine Gläubiger haben ihn dann auf Vortragsreisen geschickt, und er hat dabei viel Geld und Beifall erworben."

„Oft", so erzählte der bedächtige Tellgmann, „kam er zu uns in die alte Weinstube und ließ ankreiden. Mein Vater befahl schließlich, als seine Schuld auf 300 Taler gewachsen war, ihm nichts mehr zu verabfolgen. Er kam aber immer noch, um sich Wein unter Vorspiegelungen herauszuschlagen, bis ihm überhaupt das Lokal verboten wurde. Die 300 Taler haben wir heute noch zu bekommen. Im ganzen hatte er 30000 Taler Schulden. Der alte Oberst M. hatte sich für ihn verbürgt und ging darüber um die Ecke. Er lebte dann ganz zurückgezogen in Harzburg und mußte von den Ersparnissen seiner Pension die Griepenkerlschen Schulden decken."

„Ich sehe," sagte Raabe, „Griepenkerl heute noch deutlich vor Augen, wie er betrunken durch die Straßen wankt, in schmutzigem Anzug, aber mit dem Bändchen des Falken-

ordens im Knopfloch, bis er schließlich in der Gosse lag. So ging's mit ihm bergab bis ins Delirium. Seine Verwandten verließen ihn, nur seine Braut blieb ihm bis zuletzt treu. Aber man soll ihn nicht verdammen. Er ist am Herzogtum Braunschweig zugrunde gegangen. Man ließ sich von ihm die Vorlesungen am Karolinum gefallen, lohnte sie aber nicht mit Geld, sondern mit dem hohlen Professortitel. Man hat bei uns nie verstanden, das Genie zu unterstützen."

Die Rede kam nun auf einen anderen im Trunk verkommenen Braunschweiger Künstler: Alexander Fesca. Der alte Tellgmann schilderte, wie Fesca wöchentlich zwei- bis dreimal zu dem Herzog Wilhelm befohlen wurde, um ihm vorzuspielen. Für jeden Besuch bekam er einen Doppel-Louisdor. Es kam so weit, daß Fesca aus der Kneipe geholt werden mußte. Eines Tages merkte der Herzog seine Angetrunkenheit, schnüffelte an ihm den Weindunst und Tabaksdampf der Kneipe, drehte sich verächtlich ab und befahl ihm, sich zu entfernen. Er hat ihn nie wieder rufen lassen.

Auf dem Nachhausewege kamen wir auf die Regentschaftsfrage zu sprechen. „Der alte Tellgmann, sagte Raabe, ist Welfe, ich Weiblinger, aber wir verstehen uns doch. Denn ich bin weit entfernt, mich aufzuregen. Ich habe 1866 in Schwaben gelernt, zu widerstreben-den politischen Meinungen still zu halten und mir mein Teil zu denken. Aber ich gehöre nicht zu denen, die vom Herzog von Cumberland den Verzicht auf Hannover verlangten. Denn den könnte jener gar nicht aussprechen und ich müßte ihn verachten, wenn er's täte. Wie wäre es denn möglich, daß der Herzog sich in Br. auf den Thron setzte, eine Bahn-stunde von Hannover, dem einstigen Königssitz seiner Väter entfernt? Alles oder nichts." Das sei stets Prätendentenstandpunkt gewesen und den müsse man auch dem Herzog zugute halten.

9. November.

Wir sprachen von Heinrich Seidels gestern erfolgtem Tod. Ich hatte Seidel vor acht Jahren, als er wegen seines Prozesses um das Andenken seines Bruders hier weilte, durch Raabe im Gewandhaus kennen gelernt. Raabe erzählt, Seidel habe in jener Zeit fast jeden Nachmittag bei ihm verbracht. Er bekennt aber, wenig von ihm gelesen zu haben und nur kleinere Sachen, nie den Leberecht Hühnchen. Am besten hätten ihm seine Gedichte als Johannes Köhnke in den beiden Jahrgängen des Almanachs „Aeolsharfen" gefallen.

Ich nenne Seidel einen Schüler Jean Pauls.

„Aber der war unendlich viel reicher. Bei dem denke ich immer an das Xenion:

> „Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate wie jener
> Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert."

Und vor allem hat er eins, was man ihm hoch anrechnen muß: er war ein Patriot, ein echter, heller warmherziger Patriot und das waren alle die anderen Kerle nicht."

Die Gesellschaft vergrößerte sich durch den Justizrat Engelbrecht, den Bildhauer Ernst Müller und andere.

Einer bringt die Rede auf folgendes „Kladderadatsch"-Epigramm in der neuesten Nummer:

„Die Stelle, die einst, wie man hört,
Dem Bildnis Raabes ward verwehrt,
Weil dieser Mann, wie jedem klar,
Für die Nation nicht wichtig war,
Die Stelle wird nun endlich jetzt
Zu aller Freude doch besetzt,
Hintzpeter kommt an diesen Platz:
Wir gratulieren zum Ersatz."

Raabe bestätigt, es sei vor fünf Jahren davon die Rede gewesen, sein Bild für die Nationalgalerie anzukaufen. Der Kaiser habe es indes abgelehnt, da Raabe nicht populär genug dazu sei. „Wieviel daran wahr ist, das weiß ich freilich nicht."

Vor ein paar Wochen (in Nr. 24 des elften Jahrgangs; am 10. September 1906) hatte der „Simplizissimus" in seiner Galerie berühmter Zeitgenossen auch eine Raabe-Karikatur von Gulbransson gebracht. Der Dichter hat sich sehr darüber ergötzt. Sie sei das gelungenste Bild, das von ihm da sei. Das kranke rechte Auge sei kostbar getroffen. Nur zu dick sei er gedacht. Zu solcher Quappigkeit hätten seine Schriftstellerhonorare leider nie ausgereicht.

22. November.

Am vergangenen Sonnabend war Hermann Anders Krüger aus Hannover dagewesen und hatte im Weghaus sein neues Drama vorgelesen, das den Konflikt Friedrichs des Großen mit seinem Vater behandelt. Ich war nicht da, aber Werner Schilling erzählte mir davon, angeregt von den starken Wirkungen des Stückes und seinen Seitenhieben auf das heutige preußische Regime. Ich fragte daher heute Raabe danach. Der ist weniger begeistert. „Krüger ist ein guter Vorleser, ob aber das Stück von der Bühne so wirkt, bleibt abzuwarten. Der vierte Akt ist gut, aber der fünfte theatralisch und daher ein starker Abfall. Der alte Narziß-Schluß kommt wieder zu Ehren. Wie es dort heißt: „Der König betritt soeben die Gemächer der Königin", so heißt es bei Krüger: „Der Kronprinz heiratet die Prinzessin von Braunschweig."

Wir kamen auch historisch auf den Konflikt zu sprechen und Raabe gibt dem alten Friedrich Wilhelm gegen Fr. d. Gr. recht, der in der Tat ein ganz „effeminierter Kerl" gewesen sei. „In Kuglers Geschichte war in der ersten Auflage ein reizender Holzschnitt von Menzel, wo die Orselska in durchsichtigstem Kostüm hingegossen liegt, während die Könige von Polen und Preußen mit dem jungen Friedrich eintreten. Erschreckt hält Fr. W. diesem den Hut vors Gesicht und führt ihn hinaus. Schade, daß Menzel diesen Schnitt aus den späteren Auflagen entfernt hat."

„Friedrich der Große war ein böser Gesell und ist es sein Leben lang geblieben. In dem Prozeß des Müllers Arnold hatte er Unrecht, lehnte aber ab, die vergewaltigten Richter wieder einzusetzen. Allein „böse Kerle" waren sie damals alle, auch unsre Braunschweiger, wie Karl I. und Karl Wilhelm Ferdinand. Der Untertan hatte nur zu kuschen und das Maul zu halten."

Von Karl Wilhelm Ferdinand kam man darauf zu sprechen, daß er die Rüstkammer seiner Ahnen unter den Hammer brachte. Ich sagte, das habe an den pietätlosen Zeiten

gelegen. Heute wäre das unmöglich. Da ereiferte sich der Alte: „Wir sind noch gerade so pietätlos. War es nicht ein Skandal ohnegleichen, die Paulinerkirche niederzureißen? Als die alte architektonische Schönheit beim Abbruch hervortrat, um dann auf immer zu verschwinden, stand ich mit dem alten Reidemeister davor und die Tränen liefen uns aus den Augen aus Jammer über diesen Vandalismus!"

„Gehen Sie denn gar nicht spazieren?" fragte ich.

„Nein," erwiderte er. „Jetzt im Winter bekomme ich die Stadt überhaupt bloß bei Nacht zu Gesicht. Im Frühjahr mache ich mir alle Jahr einmal das Vergnügen, nach dem Stadtpark zu gehen und dort bei einem Glase Bier mich an dem zarten Frühlingsgrün zu ergötzen. Einmal auch nach dem Prinzen- und einmal nach dem Bürgerpark. Dann habe ich aber fürs ganze Jahr genug und gehe täglich von meiner Wohnung nicht weiter als zum großen Klub und zu Herbst."

„Fällt Ihnen denn das Gehen so sauer?"

„Aber ganz und gar nicht, im Laufen nehme ich es noch mit Euch Jungen auf. Nur an den Sinnen zeigt sich das Alter. Das Gehör nimmt ab und das Gesicht. Was hatte ich früher für herrliche Augen! Kurzsichtig zwar, aber scharf! Jetzt weiß ich nicht mehr, wie ich das Blatt halten soll. Eine Brille kann ich nicht dauernd tragen, da tränen mir die Augen und ohne Brille verschwimmt alles. Das ist ja auch so in der Ordnung. Man ist alt genug, daß die Welt einem im Nebel versinkt. Man verliert nicht viel daran."

„Das sollten Sie nicht sagen. Ihnen zeigt doch jetzt die Welt ihr freundlichstes Gesicht!"

„Aber wie lange habe ich nicht darauf warten müssen! Viel zu lange, um noch den rechten Genuß haben zu können. Nur die Beschwer der Berühmtheit fühle ich."

„Die Beschwer?"

„Na ja. Früher, wie saß ich da so behaglich und still in meinem stillen Winkel und niemand kümmerte sich um mich! Wochen vergingen ohne Brief, Monate ohne Besuch. Das war mir aber gerade recht so. Aber heute! Sie sollten einmal die Briefstöße sehen, die mir meine Frau jeden Morgen auf das Bett wirft. Und den ganzen Tag geht es mit der Post so. Da senden Primaner Gedichte ein, junge Schriftsteller Manuskripte, da kommen Einladungen, Bettelbriefe usw. Und so muß ich alter Mann meine Tage damit verbringen, zu antworten, wo dies angebracht ist. Zu anderem komme ich gar nicht mehr. Dann noch die Besuche!"

29. November.

Bergmann erzählt, daß der Kaiser von der Existenz des „Simplizissimus" merkwürdigerweise keine Ahnung gehabt habe. Zu den neuen Berliner Museumsbauten sei nur ein Architekt möglich gewesen, der Münchener Paul. Wie aber den dem Kaiser mundgerecht machen, da er Mitarbeiter am Simplizissimus gewesen? Museumsdirektor Bode stellte es dem Herrscher vor und hielt nicht hinter dem Berge, daß Paul im „Simplizissimus" Witze auf ihn illustriert habe.

„Simplizissimus, was ist denn das? Den kenne ich nicht!"

Er nahm übrigens die Sache gut auf, und Paul wurde trotz seiner Simplizissimus-Witze nach Berlin berufen.

Raabe nahm sich des Kaisers an. Der könne gar nichts mehr machen, was nicht bekrittelt werde. Sogar seine Schiffspredigten. Und er wisse selber durch seinen Schwiegersohn, wie die Rekruten geweint hätten, als der Kaiser so väterlich und eindringlich zu ihnen gesprochen.

30. November.

„Kommen Sie morgen nach dem Weghaus?" fragt mich Raabe. „Da wird wieder ein neues Stück verlesen. Der Verfasser der Hohentwiel-Spiele, Dr. Lorenz, ist hier bei Dr. Troje zu Besuch. Vergangenen Sonntag hat er dort in großer Gesellschaft sein neues Stück „Heinrich, der Löwe" vorgelesen. Troje hatte mich schriftlich eingeladen, ich sagte aber ab. Ich werde doch nicht am Totensonntag um 5 Uhr Nachmittag da nach der Pawelstraße laufen und dazu meinen schönsten Nachmittagsschlaf opfern."

„Schlafen Sie denn noch um diese Zeit?"

„Aber sehr. Wir setzen uns auch erst um ½3 Uhr zu Tisch, wenn meine Tochter aus dem Atelier kommt."

„Haben Sie denn immer dies Schläfchen nach Tisch gehalten?"

„Aber sehr. Früher erst recht. Jetzt fängt es an, mit dem Schlaf zu hapern. — Aber weiter. Am Sonntag noch kam Troje zu mir und setzte mir zu, ich sollte mir doch das Stück vorlesen lassen. Ich erklärte, ich fände gar keinen Zeitpunkt, es in mein Tagesprogramm einzupassen, als erst am nächsten Sonnabend, also morgen, im Weghaus. Ich sagte es, in Hoffnung der Antwort: „So lang kann der Dichter leider nicht warten." Aber nein, eine volle Woche ist dieser in Braunschweig geblieben, nur um mir seine Gedicht vorzulesen. Und nun muß ich heran. Ich habe nicht die geringste Lust dazu. Heinrich der Löwe war ein niederträchtiger Kerl, der seinen Kaiser im Stich ließ und ein verdientes Schicksal fand. Wir Braunschweiger haben gar keine Ursache, auf ihn stolz zu sein. Und undramatisch ist dies Schicksal obendrein."

Die Rede kam auf Dr. Troje und dessen literarisches Mäcenatentum.

„Das ist für ihn eine Ablenkung. Den ganzen Tag muß er als Chirurg in Blut und Eiter wühlen, da sucht er dann abends den Kunstgenuß. Bei der Operation ist er der kälteste Mensch ohne Nerven, wenn er aber sein Kunststeckenpferd besteigt, wird er aufgeregt."

13. Dezember.

Wir sprechen von der heute erfolgten Reichstagsauflösung und der Notwendigkeit, die ultramontane Tyrannei des Zentrums zu brechen. „Wie fein", sagt Raabe, „haben die Franzosen dies jetzt durchgesetzt, und Kirche und Staat getrennt. Die sind zu beneiden! Und dabei sind sie ein katholisches Land! Aber wir mit unserer viel gerühmten Reformation stecken noch so tief im Ultramontanismus drin. Geht mir überhaupt mit Eurer Reformation, die ist an unserem ganzen Elend schuld. Erasmus hatte ganz recht, sich von ihr loszusagen."

„Das ist wieder so ein Paradoxon von Ihnen," sagt Scholz, und Raabe lacht stillvergnügt dazu.

„Nicht die Reformation, sondern die Gegenreformation hat unser Elend verschuldet," sage ich, und nun fährt auf einmal Raabe fort, wie einst ganz Deutschland und Österreich evangelisch gewesen, wie die Gegenreformation aber dann alles verdorben habe. „Wie

weit waren wir damals schon! Aber da kamen die Jesuiten, diese scheußlichen Kerle, und haben Hundehaare dazwischen gehackt."

Wir sprechen von Frankfurt, und Raabe erinnert sich mit Vergnügen der roten Hellebardiere, die in Landsknechtstracht vor dem Römer schilderten. Er sei 1859 in Frankfurt gewesen.

Ich erzählte von dem Preußenhaß der Frankfurter nach 1866. Da fügt er hinzu, 1867 sei er mit seiner Familie auf Sylt gewesen und habe auf der Rückreise in Tondern an der Table d'hote gespeist. Ein preußischer Offizier, Kardinal v. Widdern, habe sich scherzhaft mit seinem Töchterchen unterhalten. Dieses aber, frisch aus dem Umgang mit einem Stuttgarter Kindermädchen, habe ihn angeredet: „Man nennt Euch Schweinepreuße."

„Ins Englische sind meine Sachen viel übersetzt, aber ins Französische wohl nicht, obwohl mir's von Frankreich aus schon oft angekündigt wurde. Ich bin den Franzosen zu deutsch."

20. Dezember.

Wir sprachen von den Denkwürdigkeiten des Reichskanzlers Hohenlohe. Raabe spricht mit Ekel von dem Geschimpfe, das sich darüber ergossen. Klatsch und Tratsch nennten die Leute nur, was ihnen unangenehm sei; sei es dem Gegner unangenehm, dann dächten sie an keine Kritik. Diese Memoiren seien ein ausgezeichnetes Buch und für die Nachwelt unschätzbar. Nicht Hohenlohe sei zu verurteilen, der mit dem Bleistift auf die Manschette schrieb und immer streng bei dem relata refero blieb, sondern die, die so redeten und taten, wie er aufzeichnete. Das Buch werde für unsere Hof- und Zeitgeschichte den künftigen Historikern die Farben auf die Palette liefern. Nicht der Schreiber sei zu verurteilen, sondern höchstens sein Sohn und der Geheimrat Curtius, die das Werk zu früh herausgegeben. „Was gäben wir darum, wenn wir aus der Zeit des Perikles, der Ottonen oder der Reformationszeit Tagebücher von gleicher Fülle des Inhalts besäßen."

Der Regentschaftsrat hat heute beschlossen, die Thronfolgefrage vor den Bundesrat zu bringen. Ich teile die Neuigkeit am Stammtisch mit, und es entspinnt sich eine Erörterung darüber. Raabe spricht über die Welfen, die so töricht seien, an weltgeschichtliche Vorgänge die kleinbürgerliche Mein- und Dein-Moral zu legen. Die Weltgeschichte ist nicht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch zu messen. Hohenzollern und Este, das ist nur das alte Weibling und Welf. Hohenzollern und Este stehen sich seit Langensalza als Todfeinde gegenüber und kein Fürstenwort, kein abgerungener Verzicht auf Hannover kann da Wandel schaffen. Nur ein neues Jena könnte die alte Spannung lösen. „Prost Weibling!"

Der alte Tellgmann erzählt eine interessante Begebenheit aus dem Jahre 1839 oder 1840, die er selbst erlebt hat. Kaiser Nikolaus von Rußland kam durch Braunschweig und stieg im Hotel d'Angleterre ab. Hofmarschall v. Lübeck fuhr vor, um zu fragen, wann Majestät dem Herzog gestatte, seine Aufwartung zu machen. „Überhaupt nicht," ließ der Zar antworten, denn ich verkehre nicht mit „Thronusurpatoren." Tellgmann sagt, er habe selber zugesehen, mit welchem verdutzten Gesichte Lübeck abzog. Mit acht Wagen fuhr der Zar bald darauf zum Petritor hinaus.

Man erzählt eine Anekdote aus der Zeit des Herzogs Wilhelm. Einem Hoflieferanten bot dessen Kammerdiener eine Zigarre. „Donnerwetter, ist die fein, die haben Sie wohl Hoheit geklemmt?"

„J bewahre, diese ganz feine Sorte kriegt Hoheit gar nicht.“

Baumeister Menadier erzählt, daß er als Soldat in Sesenheim gewesen sei und im Wirtshaus auf dem Goethe-Sessel gesessen habe. Ich komme auf die Versuche Froitzheims, das reizende Goethe-Idyll zu zerstören durch den Nachweis, daß Friederike von Goethe ein Kind gehabt habe.

„Das ist gemein,“ sagt Scholz.

„Wie kann's gemein sein, wofern es nur Wahrheit ist,“ wird eingeworfen.

„Ach was,“ sagt Raabe, „die Wahrheit ist Fälschung und die Legende ist die einzige Wahre. Sie macht die Weltgeschichte, nicht die Wahrheit. Was hat die Legende nicht alles aus dem Nazarener Jesus, aus Napoleon gemacht! Die Wahrheit hätte das nie gekonnt. So kann auch die Legende nie durch die Wahrheit zerstört werden.“

Auf dem Heimweg gehen wir an der Rückseite des Schlosses an dem Triumphbogen vorüber, den Braunschweig 1807 dem König Jerome erbaut hat. Raabe meint, J. habe manches Gute gehabt. Es sei unter seiner Regierung vieles besser geworden. Unter den alten Herzögen sah es bös aus. An jeder Straßenecke waren noch unter Karl Wilhelm Ferdinand die Denunziationsstöcke angebracht, wohinein man, wie ins Löwenmaul in Venedig, die Denunziationen gegen den lieben Nachbar warf.

10. Januar 1907.

Wir sprechen von der gestern verstorbenen Königin Marie von Hannover. Raabe sagte: Wie ist die vor fünfzig Jahren hier in Br. gehaßt gewesen. Man mißtraute ihrer muckerischen Frömmigkeit und wollte wissen, daß sie ihren Gemahl zu den Verfassungsbrüchen aufgestachelt habe. Damals hätte man einem Braunschweiger sagen sollen, daß sie hannoverisch werden müßten, man hätte Prügel gekriegt. Zu jener Zeit, 1859, schrieb ich auch mein einziges politisches Gedicht „Königseid“, das in Westermanns Monatsheften erschien. Eben gegen Georg V. Es sei charakteristisch, sagt Raabe, daß die Idee zum Nationalverein in Hannover entstanden. Dort war die größte Bedrückung.

Ich führe aus, daß Raabes Werke immer so meisterhaft ein Bild ihrer Zeit böten. Ohne Aufwand von Schilderungen gäben sie stets die vorzüglichste Milieuschilderung. Mir sei beim Dräumling oder Gutmanns Reisen oder Eulenpfingsten, als ob ich in meine früheste Kindheit versetzt wäre, ob sie gleich vor meiner Geburt spielen.

„Ja, darin leisten Sie was, Dichten ist eben Anschauung und nicht Begriff. Das wissen aber unsere Poeten nicht, und darum wird alles Heutige nicht dauern.“

Mit der Heimatdichtung ist alles Unsinn. Wer nur schildern kann, was er selber erlebt und gesehen, der ist kein Dichter, sondern Abschreiber. Der Dichter muß verstehen, seine Anschauung in das Gewand aller Zeiten und Länder lebenswahr zu kleiden.“

Wir sprachen von dem Pessimismus in Abu Telfan. Den bestritt Raabe lebhaft. Hans Hoffmann habe ganz richtig herausgefunden, daß er im Grunde Optimist sei. Immer siege bei ihm das Gute. Freilich dürfe man das Glück nicht im trivialen Sinne auffassen. Wer sei denn überhaupt wahrhaft glücklich? Nur das Phlegma und die Dummheit. Feine Nerven könnten nicht glücklich sein.

14. Januar 1907.

Detlev v. Liliencron liest im Wilhelmsgarten aus seinen Werken vor. Nachher treffen wir uns bei Herbst. Da mache ich übrigens die interessante phrenologische Entdeckung, daß die beiden Berühmtesten unserer Tafelrunde, eben Raabe und Liliencron, die niedrigste Stirn hatten. Man ist sehr aufgeräumt, und als Pastor Stock, der Unternehmer dieser Dichterabende, ein Hoch auf die beiden ausgebracht, geschieht das Ungeheuerliche, daß Raabe antwortet und auf Stock trinkt. Zwar tut er es mit ganz knappen Worten und im Sitzen, allein es macht Sensation, da er sogar am 70. und 75. Geburtstag sich zu keiner Dankrede aufgeschwungen. „Er wird alt und geschwätzig, ulken die kundigen Thebaner. Wer weiß, was noch alles werden mag! Der ist noch fähig und läßt sich den Überzieher halten."

24. Januar.

Morgen ist Reichstagswahl und Raabe nimmt sich vor, gleich um 10 Uhr in seinem Wahllokal, Preußischer Hof, 9. Wahlbezirk, zu erscheinen. Er wird für den nationalliberalen Kandidaten stimmen. Er rechnet sich zu den Nationalliberalen, von denen er im „Wir"-Stile spricht.

Raabe ist schlecht auf das Begassche Bismarck-Denkmal in Berlin zu sprechen. Das sei eine Schmach für Deutschland und es reueten ihn die fünf Mark, die er dazu gestiftet. Das sei der eiserne Kanzler nicht, sondern ein verkleideter Schneidergeselle.

Ebenso äußert er sich sehr unzufrieden mit dem Beschluß des Braunschweigischen Landtags, der Bundesrat möge den „Ausgleich" mit dem Herzog von Cumberland herbeiführen. Das widerspräche vollständig dem Beschluß vom 23. Oktober. Noch nie habe sich jemand so blamiert, wie der Braunschweigische Landtag.

Raabe erklärt, gar kein so großer Freund „alter Nester" zu sein, wie man immer glaubt. Man möge doch mit den alten Kabachen nicht so viel Schonung haben, wobei er den schönen alten „Stern" am Kohlmarkt meinte. Als zu seinem 70. Geburtstag der Gedanke auftauchte, man möge von dem Ertrag der Sammlung — es waren rund 20000 Mark — ihm ein „recht Raabesches Häuschen" bauen mit Schiefer belegt und Weinlaub umrankt, weißen Fensterkreuzen und grünen Fensterläden, meinte er, man solle doch ihm überlassen, wie er wohnen wolle. Er fühle sich in den modernen Häusern ganz wohl. Er hat in der Tat in Braunschweig immer nur in ganz neuen Gebäuden gewohnt.

7. März.

Auf dem Heimwege frage ich ihn wieder über seine Beziehungen zum Theater aus. Er will vom ganzen neuen Drama nichts wissen und stimmt dem Kaiser zu, wenn dieser „das weiße Rößl", „Husarenfieber" usw. liebe.

Raabe meint, der Ausdruck „Biedermeierzeit" enthalte etwas Spöttisch-Philiströses, was ihn ärgere. Man dürfe doch nicht vergessen, daß Heines Gedichte und Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" in der Biedermeierzeit entstanden seien.

14. März.

Raabe erzählt, der alte Tellgmann habe ihm aus Arco berichtet, dort interessiere sich alles für die Welfenfrage. Er habe darauf erwiedert: „In Br. ist alles ruhig, nur P. J.

Meier hat sich des Schlosses bemächtigt, und zeigt den Braunschweigern die Bilder, die sie 1830 ihrem angestammten Herzog nicht verbrannt haben. Wir Braunschweiger leben noch in der Kinderstube der Politik, daß wir uns mit den Welfen so abgeben."

21. März.

Wir kamen auf Dantes „Göttliche Komödie" zu sprechen, wobei sich zeigte, daß er diese genau kannte und Teile daraus sogar italienisch zitieren konnte. Es gebe eigentlich, so meinte er, keinen größeren Schurken als den Gott Dantes, der mit der Menschheit diese Komödie spiele, um sie dann für das, was sie nach seinem Ratschluß getan, in der Hölle auf das Unbarmherzigste quälen zu lassen. — Als bezeichnend für den italienischen Dichter sah er es an, daß Dante den Lucifer, als den furchtbarsten Sünder, ganz ins Eis packt, was ihm als Italiener furchtbarer als die Hitze erscheint, in der die anderen schmoren.

„Übrigens hat Dante, der große Gibelline, in seinem Gedicht die braunschweigische Frage vorweg gelöst, indem er über die Welfen das Urteil sprach."

Nun kam die Rede wieder auf unsere Thronfolgefrage und dabei fiel aus Raabes Mund das grimmige Wort: „O, diese jüngeren Welfen, was haben die alles auf dem Gewissen!"

28. März.

Raabe erzählt, daß er an der nationalen Versammlung gegen die Welfen am vergangenen Montag habe aus Prinzip teilnehmen wollen. Er sei aber zu spät gekommen, denn der Saal war schon wegen Überfüllung gesperrt. Aber der Bericht habe ihn gefreut.

„Das war wieder einmal das Horn von 1866, das da tutete."

Vom Welfenfonds und seiner Auslieferung will er nichts wissen.

„Heine ist stets mein Liebling gewesen. Gleich die erste Gesamtausgabe habe ich mir zugelegt, es ist nach Papier und Druck eine scheußliche Ausgabe, aber ich besitze sie heute noch und sie gehört zu meinen zerlesensten Büchern."

„Wissen Sie übrigens, wem Heine den Stil seiner Prosaschriften verdankt? Keinem andern als dem alten Wandsbecker Boten, dem Matthias Claudius."

6. April.

Ich hole Raabe um ½6 Uhr zum Weghaus ab. Sein Schwiegersohn Dr. Behrens ist auch da, und der will mir, als wir uns zum Aufbruch rüsten, den Überzieher halten. Ich weigere es und sage: „Wenn Ihr Schwiegervater sich den Überzieher allein anzieht, muß ich dies auch tun."

„Ja, der wird grob, wenn man ihm helfen will," sagt Behrens. Dies hört Raabe, der auch im Begriff ist, den Überzieher anzuziehen. Schalkhaft lächelnd reicht er ihn mir und spricht: „Herr Dr., darf ich bitten, mir den Überzieher zu halten." Wir lachen und ich sage: „Da mach ich aber ein Präzedens draus, ein Raabesches Erzkämmereramt." Als wir dann abends vom Weghaus wegfahren, halte ich ihm tatsächlich den Überzieher wieder und er nimmt ihn ohne Widerspruch. Das erregt Aufsehen. „Wie kommen Sie dazu?" fragt man ihn. „Ja, die Presse muß man warm halten," antwortete er.

26. April.

Nach 1871 hatte Sacher Masoch eine Zeitschrift gründen wollen, deren Tendenz war, Deutschland müsse seine erworbene Machtstellung benutzen, um den anderen Mächten gegenüber so nachgiebig wie möglich zu sein. Es solle durch Gutherzigkeit und Milde moralische Eroberungen machen. „Als ihn Adolf Glaser besuchte, wies er auf einen großen Stoß angeblicher Zustimmungen deutscher Schriftsteller. Obenauf lag mein Brief. Der war aber keine Zustimmung, sondern das Gegenteil, denn ich hatte gerade abgelehnt, mich zu beteiligen." Die deutsche Faust müsse geballt bleiben.

Der Brief ist kürzlich bei einer Autographenauktion aufgetaucht und für 22 Mark verkauft worden.

27. Juni.

Raabe erzählt wieder von den Jahren 1866—70 in Stuttgart. Jeder Hund habe damals Bismarck geheißen. Aber als die Meldungen aus Ems 1870 eintrafen, da habe es doch geheißen: „Das kann und darf der alte Mann (der König von Preußen) sich nicht gefallen lassen."

Er erzählt aber auch, daß gleich im Jahre 1866, sofort nach dem Gefecht von Tauberbischofsheim ein Altwürttemberger ihm gesagt: „Es ist schade um das vergossene Blut, politisch macht das aber gar nichts. Unser Schirmherr sitzt in Berlin, wir sind Protestanten und können uns nicht auf das katholische Österreich stützen."

21. August.

Bei „Herbst" mit Raabe allein. Ich spreche von meinem bevorstehenden Umzug nach Hannover. Raabe sagt, das sei fast die einzige deutsche Großstadt, die er nicht kenne.

„Wollen Sie nicht endlich Ihrem Herzen einen Stoß geben und mich dort einmal besuchen?"

„Nein. Ich bleibe bei meiner Abneigung. Ich habe Hannover immer gemieden. Nur auf dem Bahnhof bin ich gewesen."

* * *

Genug für diesmal. Man sieht, daß ich weder Kraftstellen gedämpft noch Widersprüche geglättet habe. Raabe drückte sich im vertrauten Kreise derb und naturwüchsig aus. Das war seine Art. Wäre es meine Aufgabe gewesen, aus dem ungeschminkten Raabe meines Tagebuches einen salonfähigen zu machen? Oft ließ er auch heute nicht mehr gelten, was er gestern behauptet und bewiesen. Das war nicht Willkür und Fahrigkeit, sondern spürendes Weiterdurchsinnen der aufgeworfenen Frage. Für ihn gab es kein locutus sum causa finita. Was er im Augenblick dachte, das sprach er auch so aus, wie es der Augenblick prägte. Aus These und Gegenthese erwuchs letzten Endes dennoch die abgeklärte Synthese. Auch seine Widersprüche zeigen nur, daß er kein ausgeklügelt Buch war, das, so oft man's aufschlägt, immer wieder dasselbe sagt, sondern ein stets Wandelbarer, Werdender ins graue Alter hinein; in Stimmung und Verstimmung ein Vollmensch. Als solcher soll er fortleben in unsrem Gedächtnis.

Gedanken und Einfälle Wilhelm Raabes

II.

Man kommt nicht in die Welt, um sich auszusuchen, sondern um „vorlieb" zu nehmen.

Man erlebt nicht das, was man erlebt, sondern wie man es erlebt.

Wer denkt, wenn er in die Freuden seiner Kinderjahre zurückblickt, daran, daß seine Eltern auf dem Kampfplatz waren? Auf dem Kampfplatz in der bittersten, bösesten Bedeutung des Wortes!

Wie der Mensch körperlich auf das „sich selbst satt essen" gestellt ist, so steht er seelischerseits auf dem „selber sich durchfressen". Es hilft ihm kein anderer zu dem einen wie zu dem andern. Man muß eben in dieser Welt alles selber machen.

Es staubt auch in der Stube des Königs. Ein Floh hüpft auch über den Teppich der Königin und findet, wen er sucht.

Die Menschen leben in der Illusion, daß jeder das, was er tut, für sich tut; und das ist der größeste der Urirrtümer der Individuen.

Die ewige Illusion, daß das Leben noch vor einem liege. Das Leben liegt immer hinter einem.

Das Kind einer Bettlerin, das hinter dem Zaun geboren wird und im Zuchthaus stirbt, kann mehr Vergnügen von seinem Leben haben, als das Fürstenkind.

Es kann eine Welt geben, in der es eine Ehre ist, gehängt zu werden, und also auch zu einem Vergnügen werden kann.

Der Erdenmensch erlebt in einer Minute mehr Elend als das Tier der Erde vom Anfang bis zu Ende.

Vor menschlichen Gerichten liegen die „mildernden Umstände" immer beim Angeklagten; vor dem „Jüngsten Gericht", dem Weltgericht, bei dem letzten, höchsten Richter selbst.

Und wenn der Mensch noch so gerne immer in das Fernste schweifen möchte; er wird doch immer wieder mit der Nase auf das Nächstliegende gestoßen.

Ja, man spricht von langen und kurzen Tagen; von des Herds geselliger Flamme hat man gesungen und singt man weiter; aber von dem leeren, dem ausgeleerten Hinschleichen der Zeit, einerlei ob bei Sonnenschein oder in der Winternacht, hat noch niemand das rechte Wort gesprochen: nur vereinzelt und wahrlich wie eine Stimme in der Wüste hat Einer gesagt: „Wehe, wie lang ist das Leben!" Und wenn der Tod kommt, meinen sie doch immer wieder, das sei das Neueste und noch nicht dagewesen.

Wie oft im Leben seufzt der Mensch: „Ein Königreich für einen freundlich-raschen Schlagfluß!"

Wo und wie wir fallen, ob am skäischen Tor oder am Schreibtisch usw., wir erfüllen nur unser Schicksal.

Wenn längere Zeit nach dem Tode eines geliebten Wesens einen der alte Schmerz überkommt, so überlege man, was der Tote versäumt habe, während man selbst und die andern weiter lebten.

Die wirklich großen Herren in der Welt knöpfen erst im Tode ihren Oberrock auf, um ihren Stern zu zeigen.

Unentbehrlich ist keiner, aber entbehrlich auch keiner.

Je freier man wird, desto mehr fügt man sich der Sitte.

Erkenntnis macht frei, Bildung fesselt, Halbbildung stürzt in Sklaverei.

Dem ungebildeten Menschen erscheint alles als Einzelheit, dem gebildeten alles im Zusammenhange. Es gibt da aber allerlei Nuancen.

Nur die, welche in irgend einer Weise ihre Unzulänglichkeit fühlen, sind, was man nennt, nervös.

Leute, die zugleich mit den Nerven anderer Leute fühlen.

Unglückliche Individualität: Glück nehmen sie als etwas, was ihnen von Rechts wegen zukommt. Unglück macht sie verbissen. Sie nehmen es als eine ganz persönliche Beleidigung.

Es gibt mehr Leute, als man sich vorstellt, welche eine gewisse Angst vor dem Gelde haben.

Die Bauern: und wenn die Roggen- und Weizenernte noch so gelungen ausgefallen ist; dann ist ihnen natürlich das Stroh nicht lang genug.

Sonst habe ich den Spazierstock nur mitgenommen, um „etwas in der Hand zu haben"; jetzt stütze ich mich darauf. Das Alter! Das Alter!

Die schrecklichen Augenblicke, in welchen man so in kalter Verzweiflung zusammenzählt, wieviel man noch aufgeben könne, ohne die letzten Bedingungen des Daseins aufzugeben.

Wir haben wohl das Wort gehört, wer nach dem 34. Lebensjahr sich noch an das Kreuz schlagen lasse, der sei ein Narr. Das ist ein schlechtes Wort. Das Verdienst steigt da mit den Jahren. Im 34. ist der Opfertod noch linder und kaum der Rede wert. Aber alt geworden zu sein und seine Ideale hochzuhalten und seinen Opfermut dafür zu erweisen: das macht den Heros, den Menschheitserlöser.

Im sechzigsten Jahr. Man genießt alles besser, weil man mehr aufachtet. Man sagt sich eben: Sieh es dir noch einmal an; guck, wie hübsch die Akazie ihre Blätter wiegt. Keine Dame im Ballsaal weiß besser mit ihren Röcken und Fächer umzugehen. Und die Damen — das heißt, die Frauen und die jungen Mädchen, sieh sie dir auch noch mal an! Du siehst sie zwar jetzt mit ganz anderen Augen, wie im zwanzigsten, im dreißigsten — — Und dann die behagliche Frage: „Lohnt es sich noch?" In früheren Zeiten war es die bittere Frage: „Lohnt es sich?"

Das entzückende Gefühl des richtigen Alters: „Wenn ich den Krempel um mich her ansehe und mir sagen darf: das brauchst du ja nicht mehr!"

Eine Schwalbe ist gesellschaftsfähig in jedem Salon, sowohl was Grazie, Bildung und Toilette betrifft.

Veränderung der Weibertracht: Es läuft alles darauf hinaus, ob Pumphosen für das männliche Geschlecht anziehender sind als Unterröcke. Der Herzog von Illyrien, Orsino, sagt zu Viola:

„Gib mir deine Hand
Und laß mich dich in Mädchenkleidern sehen!"

„Weshalb ist die Venus von Milo die schönste weibliche Bildsäule?" Frage ihren Unterrock.

Jedes Wochenbett löst dem Weibe die „Frauenfrage". Und dem Manne auch.

Das Weib: „Wenn ich mein Kind in seinem Kinderwagen vor mir herschiebe, brauche ich wahrhaftig nicht den Faust geschrieben oder die Schlacht bei Mars-la-Tour gewonnen zu haben. Die sollen mir nur kommen und mir einen Austausch unserer Gefühle anbieten!"

Der erste furchtbare Tag, an dem der Mutter die Gewißheit wird, daß das Kind, welches sie geboren hat, ein Anderes ist als sie selbst.

Man schläft nicht ungestört unter Myrten.

Die Sonne muß die Frau in die Ehe, in das Haus mitbringen.

Wenn die Frau die Tür schlägt und der Mann sie sacht schließt, gibt es, wenn nicht eine Musterehe, so doch eine erträgliche. Schlagen sie beide die Tür, so ist das freilich schon so etwas wie die „Hölle auf Erden". Schlägt der Mann sie und die Frau schließt sie sacht, dann ist's manchmal der Himmel, aber manchmal auch die Langeweile auf Erden.

Es hat noch niemals auf der Erde ein Mensch von dem andern „was gewußt".

Die meisten Leute — welche aber immer den gebildeten Pöbel bilden — sprechen in der Gesellschaft nie um der Sache willen, sondern nur, um ihre eigene Persönlichkeit, wenn auch nur für den Augenblick, in den Vordergrund zu schieben, und da dieses durch Tadel viel leichter zu bewerkstelligen als durch Lob (das Lob anderer nimmt für den Augenblick der eigenen Persönlichkeit immer was), so ist es erklärlich genug, woher in der Welt die vielen ungerechten, bornierten, albernen Urteile, und zwar nicht allein über Kunstwerke und Poesie, kommen.

Die Menschen steifen sich darauf, daß jeder um sie her unrecht habe; meine Meinung jedoch ist, daß jeder in der Welt recht hat. Keiner mehr und keiner minder als der andere.

Was ist's eigentlich, was dir der Nebenmensch entgelten soll? Daß er nicht aus seiner Haut heraus kann. Steige erst mal aus deiner!

Von allen Menschen traue dir am wenigsten.

Was ist die Glocke? Seht nach der Sonne. Dummes Zeug! Die geht nicht richtig. Haben Sie denn keine Uhr?

Ruhm ist mitgedacht werden, wenn an ein ganzes Volk gedacht wird.

Der Mann, der heute, d. h. in diesem Augenblick Genie ist, ist im nächsten Talent, und wieder im nächsten Dummkopf. Der Mann von Talent ist aber gewöhnlich Talent, und der Dummkopf ist immer Dummkopf.

Das Haupt in Sonnenstrahlen, der Fuß in „schlechtem Wetter"!

Die Menschen sind nur allzu häufig imstande, wenn das Lebendige unter den Toten erscheint, das erstere für das Gespenst zu halten.

Je höher ein Mensch steht, desto häufiger hält ihm die Fratze Gemeinheit die Faust unter die Nase.

Man muß in den Dreck hineingeschlagen haben, um zu wissen, wie weit er spritzt.

Im Augenblick, wo der rechte Künstler schafft, hat er weder Weib noch Kind und am allerwenigsten Freunde.

Wem nicht jeder Satz, den er schreibt, der wichtigste ist, soll das Schreiben lassen.

Sie legen da Kränze hin, wohin sie gespuckt haben.

Es fällt immer eine erste Schneeflocke, was für ein Gewimmel nachher kommen mag.

Was ein bedeutender Mensch Mittelmäßiges gemacht hat, das ist von größerem Wert für die Menschheit, als was ein mittelmäßiger Mensch Bedeutendes gemacht.

Ob du eine Flasche oder ein Faß mit Wein füllest, ist gleichgültig; in beiden Fällen behält der Wein seine Eigenschaft.

Das wahre Kunstwerk ist seiner selbst wegen da, nicht dessen, der vor ihm steht, sitzt oder liegend auf dem Sofa ihm beizukommen sucht. Was geht den Lear, den Macbeth, den Hamlet usw. das an, was ihr über ihn denkt — schreibt oder drucken laßt! Jetzt zeigt mir das neue Werk, dem das letztere einerlei ist!

Es ist mit den Menschen wie mit den Büchern, die man liest; das eine ist einem ans Herz gewachsen und dort geschrieben, wie Wahrheit und Dichtung, das andere liest man nach Tisch auf dem Sofa liegend, wie Soll und Haben.

Erst durch das Lesen lernt man, wieviel man ungelesen lassen kann.

Es gibt nur zweierlei, durch welches man das Interesse des Menschen fassen und für lange Zeit literarisch festhalten kann. Man faßt ihn entweder bei seinem Besten oder seinem Schlechtesten. Was dazwischen liegt, ist Unterhaltungslektüre.

Sollte es sich nicht mehr lohnen, den Leuten die hundert schlechtesten Bücher bekannt zu machen? Dabei hat man doch wenigstens die Sicherheit, daß die Listen nicht bloß flüchtig überblickt und dann beiseite geschoben würden, sondern daß ein dankbares Publikum dieselben sehr genau durchstudiert und wirklich bei guten Freunden, in den Leihbibliotheken, ja sogar auch in den Buchläden, mehr oder weniger verstohlen, den „Sachen" nachfragte.

Nicht nur für die Autographenmappen, sondern auch für die Bücherschränke schreiben wir.

Kunstwerke sollen der Menschheit weiterhelfen, sie nicht zurückdrücken.

Das ist unwahr und deshalb keine Dichtung. Lügen darfst du in politischen Abhandlungen, statistischen Aufstellungen und dergleichen. Das hat nichts zu sagen. Da lacht nur die pragmatische Weltentwicklung. Lügst du aber in der Dichtkunst, so lacht die Natur, die Sterne schütteln sich vor Lachen und — Mitleid.

Alle Poesie ist symbolisch. Schilderung der Wirklichkeit höchstens nur ein interessantes Lesewerk. Hole ich das Bleibende aus der Tiefe, so hebe ich es über die tagtägliche Realität; ich gebe ihm das auf dem Blatt, und es hat durch sich selbst Gültigkeit über den Tag hinaus.

Plein-air-Schriftsteller, die die Welt in das Licht heben: Racine, Corneille, Molière, Shakespeare, Schiller, Goethe und die großen Griechen; aber nicht ihr Kellerluftschnapper, ihr Dunkelmaler, die ihr nur eine neue Tagessprache gefunden habt! O ihr Asthmatiker der Kunst!

Und wenn sie noch so genau den Düngerhaufen beschreiben, die Wiese im Morgentau und Sonnenglanz behält doch ihr Recht.

Unsere Kunst. Wie am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, so wird es wohl auch durch das zwanzigste bei der Ästhetik unseres Vaters Homer verbleiben. Sehr treu oder, wie man heute sagt, „naturalistisch" hat der es beschrieben, wie der wütende Grieche dem gefallenen Feind die Sehnen zwischen Knöchel und Ferse durchbohrte und den edlen Leichnam mit Riemen aus Stierhaut an seinen Kriegswagen band, um ihn um die Mauer von Ilion und um den Rogus des Patroklus zu zerren:

„Traun, nicht kor er das Schönere oder das Bessere . . . Aber Apollon
Schützte völlig den Leib vor Entstellungen, weil ihn des Mannes
Jammerte, selbst im Tod, und deckte ihn ganz mit der Ägis
Goldenem Schirm, daß nicht ihm die Haut er zerscharrete schleifend."

So sang der Dichter vor Jahrtausenden, so wird der wahre Dichter heute und nach Jahrtausenden singen.

Es kommt für den wirklichen Menschen die Zeit, wo er in den Werken der Autoren nicht mehr die Kunst, das Ästhetische sucht, um sich selber Ruhe zu schaffen im Sturm des Lebens, sondern die Fingerzeige, wie jene sich in dem großen Kampfe zurecht gefunden haben. Da werden in alle Zeit hinein alle 40 Bände Goethe die große Panazee bilden; und die armseligen Schächer laßt die Nase rümpfen über den Geheimratsstil usw. darin!

Goethe ist der deutschen Nation gar nicht der Dichterei usw. wegen gegeben; sondern daß sie aus seinem Leben einen ganzen vollen Menschen von Anfang bis zum Ende kennen lernen. Keinem andern Volk ist je solch ein Geschenk von den Himmlischen gemacht worden. Nur die einzelnen Züge liegen in den Schriften.

Wer ist ein Humorist? Der den winzigsten aller Nägel in die Wand oder die Hirnschale des hochlöblichen Publikums schlägt und die ganze Garderobe der Zeit und aller vergangenen Zeiten dran aufhängt.

Ein drollig Buch, das sich einige Generationen durch lebendig hält, ist immer ein ernst anzusehendes Buch.

Ihr sollt in meinem Denken und Reden, Tun und Lassen nicht den und den, dessen Bild ihr gerade vor Augen habt, gelten lassen; sondern mich, — mich selber.

Was mich am meisten auf meinem „Wege" gehindert hat, das ist die unglückselige Gabe, bei jedem, was mich betrifft und woran aber auch andere beteiligt sind, mich in die Seele und die Zustände dieser anderen zu versetzen.

Mir ist gleichgültig der Rock, den ich trage, was ich esse und trinke, und was die Narren von mir sagen.

Solange die Sonne scheint und der Regen regnet, die Kälte beißt, ist's mir gleichgültig, wie unverschämt und frech das Menschenvolk ist. Ich bin es auch und lasse mich ruhig bescheinen oder naßregnen.

Was ist mir eine Leiche, nachdem ich die meiner Mutter gesehen habe?

Ich bin in meiner Jugend mit alten Leuten umgegangen und gehe in meinem Atler mit jungen um. Das ist die Weise, wie der Mensch möglichst behaglich durch die Welt kommen mag.

Ich bin mein ganzes Leben durch die heiße Hand an der Gurgel mit der Frage: Was wird mit dir und den Deinen morgen? nicht losgeworden.

Meine Bücher gewonnen, ein Leben verloren.

Wenn ein Franzose so das innerste französische, ein Engländer das innerste englische Wesen gekannt und beschrieben hätte, wie ich das deutsche, wie würden denen ihre Völker mit Jauchzen zugefallen sein! Die Deutschen wollen von dem, was sie selbst haben, nichts wissen. So habe ich einen schweren Kampf durch mein ganzes schriftstellerisches Leben führen müssen — gegen Frankreich selbstverständlich — gegen Kalifornien, gegen Norwegen usw. usw. Rußland, gegen alles, was dem deutschen Volke weit her, also desto sympathischer ist, und die Buchhändler billig haben können.

Heute nach 60 Jahren gibt es eine . . .-Literatur. Dann wird man herumgeschnüffelt haben und herumschnüffeln, und — ein Vivat all denen, die mir heute Gutes tun und getan haben!

Es gibt zweierlei Arten von Büchern. Die einen lesen die Leute, weil sie wollen, die andern, weil sie müssen. Die letztere Art ist die wahre. Die Generation, welche nicht gewollt hat, ist hin; jetzt kommen die Geschlechter, welche müssen.

Ich gehöre jetzt allmählich zu den buntesten alten Hunden in der deutschen Literatur. Braunschweig! Von altersher berühmt durch Heinrich den Löwen, den „Heldenherzog" Friedrich Wilhelm, Wurst und Honigkuchen. Neuerdings durch Spargel und Wilhelm Raabe.

Der alte Herr.

Persönliche Erinnerungen von Hans Martin Schultz.

Ein lebhafter Plauderer war Wilhelm Raabe wohl nie gewesen und hatte sich im Kreise guter Freunde vorwiegend mit aufmerksamem Zuhören beschäftigt, worin ja bekanntlich auch ein gut Teil der Kunst der Unterhaltung besteht. Aber seit seinem siebzigsten Geburtstage machte er doch einen etwas anderen Eindruck.

Es war ihm in seiner Schriftstellerlaufbahn seltsam ergangen. Seine ersten Bücher — er nannte sie bis zum „Hungerpastor" einschließlich seine Kinderbücher — hatten eine sehr freundliche Aufnahme bei der Leserwelt gefunden. „Eine vortreffliche Ouvertüre („Die Sperlingsgasse"), aber wo bleibt die Oper?" hatte Hebbel geschrieben. Nun, die Oper kam mit vollen Akkorden und ergreifenden Melodien, allerdings ohne Feuerwerk und Ballett; aber Hebbel war damals schon gestorben, und das Publikum wollte, er solle immer wieder denselben Ton pfeifen wie zu Anfang. Wie es Grillparzer mit der „Ahnfrau", Storm mit „Immensee" und Julius Stinde mit der „Buchholzen" ging, so Raabe mit der „Chronik der Sperlingsgasse". Und als er dem Publikum nicht entgegenkam, nicht so schrieb, wie die Familienblätter wünschten, ja ihm sogar anrieten, sondern nur das und nur so dichtete, wie es bei fortschreitender Entwicklung ihn der eigene Genius hieß, da kam er aus der Mode und galt als seltsamer, trotziger Eigenbrötler. Raabe aber blieb vor allem sich selber treu, so wehmütig für ihn auch oft der Mangel an Verständnis sein mochte bei seinem deutschen Volke, das er so sehr liebte. Doch auch an ihm selbst sollte sich das Wort bewähren: „Zu merken ist, daß alle Menschen und alle Sachen in dieser Welt einen Augenblick haben, in welchem ihnen das letzte Recht gegeben wird." Adolf Stern, Adolf Bartels, Karl Busse und der unermüdliche Wilhelm Brandes haben immer wieder auf seine überragende Bedeutung hingewiesen, und so begann Raabe in den neunziger Jahren allmählich in der Wertschätzung sowohl der Literarhistoriker als auch der Leser zu steigen. Wohl hatte er in ganz Deutschland immer schon eine treue Gemeinde besessen, die in seinen Werken die Schönheit ihrer Poesie und die Tiefe ihrer Weltanschauung empfand und im eigenen Leben nutzbar machte, aber der Dichter schrieb doch in einem Gefühle, in dem sich überwundene Bitterkeit und Stolz vereinten: „Nur für die Schriften meiner ersten Schaffensperiode habe ich Leser gefunden, für den Rest nur Liebhaber, aber mit denen, wie ich meine, freilich das allervornehmste Publikum, was das deutsche Volk gegenwärtig aufzuweisen hat."

Da kam der siebzigste Geburtstag, und sein Freund Louis Engelbrecht nebst einer Anzahl von Getreuen unternahmen es, ihn zu einer würdigen Feier zu gestalten. Diese Geburtstagsfeier verlief denn nun noch großartiger, als man zu hoffen gewagt hatte. Zwei Universitäten verliehen ihm den philosophischen Ehrendoktor, Fürsten schmückten ihn mit hohen Orden, aus allen Teilen des Vaterlandes eilten Freunde des Dichters zusammen, um dem Jubilar den Zoll ihres Dankes darzubringen. Im deutschen Blätterwalde begann es mächtig zu rauschen, und die rasch steigenden Auflageziffern vieler seiner Bücher zeigten, daß auch das Publikum zu begreifen anfing, was für einen Schatz der Alte von Braunschweig aufgehäuft hatte. Und vor allem, es war keine Mache. Daß auf die Springflut von 1901 auch wieder eine Ebbe folgte, war ja natürlich, aber nie wieder trat ein auch nur

annähernd ähnlicher Tiefstand ein wie vor diesem Jahre. Und das war doppelt bemerkenswert, weil der alte Herr unter seine schriftstellerische Tätigkeit einen Strich gemacht hatte. 1899 hatte er „Hastenbeck" herausgegeben, und nun erklärte er nicht mehr schreiben zu wollen. Es sei besser, man sage: wie schade, daß er nichts mehr dichtet! als: er hätte aber auch aufhören können, es ist nichts mehr mit ihm! Es ist das eine ähnliche Erkenntnis, wie sie Hettner einmal in seiner Literaturgeschichte über Nicolai ausspricht: „Es ist die wichtigste, wohl aber auch die schwierigste Aufgabe in der Lebenskunst eines alternden Schriftstellers, richtig herauszufühlen, wann für ihn die Zeit des Schweigens gekommen ist." Unwillkürlich dachte man an andere hochbetagte Schriftsteller, die immer weiter produzierten und doch eigentlich tot waren, und verglich damit Raabe, der sich gern einen Schriftsteller a. D. nannte und, ohne ein einziges neues Buch zu bieten, von Jahr zu Jahr bekannter wurde. „Ich habe nun über 40 Bände geschrieben, die können sie ja erst mal lesen," pflegte er zu sagen, und — man las sie. Man konnte kaum eine literarische Zeitschrift aufschlagen, ohne daß sein Name darin vorkam, immer als Wertmesser für andere. Eduard Engel nannte ihn den größten lebenden deutschen Erzähler, Professoren veranstalteten in ihren Seminaren Übungen über seine Werke, Doktoranden bearbeiteten Aufgaben, die aus seinem Schaffen gewählt waren. Eine äußerst umfangreiche Korrespondenz setzte ein, und da der gütige Alte jede Zuschrift, wenn sie nicht unartig war, beantwortete, so nahm sie einen großen Teil seiner Zeit ein. Freilich, auch merkwürdige Ansinnen wurden an ihn gestellt. Einmal forderte eine Dame sogar ein Kapital zum Ankauf eines eigenen Hauses, dessen Ruhe sie unbedingt nötig habe, um Bücher schreiben zu können. Aber viel Erfreuliches kam auch. Selbstverständlich brachte fast jede Post Widmungsexemplare von neuen Büchern, aber auch des Leibes Nahrung und Notdurft wurde von genannten und ungenannten Gebern nicht vergessen. Köstlicher alter Wein, duftende Gravensteiner, ein Sack Kaffee aus Guatemala, eingemachte Früchte, Baumkuchen (aus Magdeburg), Torten u. dgl. kamen nicht nur zum Geburtstage, sondern auch zu anderen Zeiten. Mancher dachte auch daran, daß der alte Herr gern einen bunten Blumenstrauß auf seinem Tische hatte, und besonders reizvoll war das Geschenk eines befreundeten Bildhauers, der ihm aus Südamerika wunderbar farbenprächtige Riesenschmetterlinge mitgebracht hatte.

Eine große Freude war es für den alten Herrn, daß er seine Anhänger unter allen Bekenntnissen, Ständen und Parteien fand. Protestanten, Katholiken und Israeliten sprachen sich für ihn aus, Konservative, Nationalliberale und Sozialdemokraten waren unter seinen Lesern. Auch ein fürstliches Geschwisterpaar bekannte es vor aller Welt, was es von dem greisen Dichter und Lebensweisen hielt. Die Großherzogin Elisabeth von Oldenburg besuchte ihn in seiner Wohnung, und Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg hat ihm stets eine so feinsinnige und verständnisvolle Huld erwiesen, daß der Dichter eine wahrhafte, tiefe Freude darüber empfand. Kaum war der Herzog als Regent in Braunschweig eingezogen, so ließ er gleich an einem der ersten Tage den Dichter zu sich rufen; und obwohl er sonst gerade der strengen Innehaltung der Formen sehr zugetan war, verzichtete er in diesem Falle darauf, sie zu verlangen, oder vielmehr erwies er umgekehrt ihm Auszeichnungen, die den staunenden Dienertroß auf einmal den schlichten schwarzen Rock mit einer Hochachtung betrachten ließen, die ihm eine Stunde vorher noch fremd gewesen war. So hatte er sich auch für den Meister eine Überraschung ausgedacht, die auch dem Geber selbst offensichtlich eine herzliche Freude bereitete. „Zu einer Besichtigung" wurde Raabe eines Tages

vom Regenten nach dem herzoglichen Museum bestellt. Und als man in dem ersten Hauptsaale angekommen war, sah sich Raabe beim Umwenden plötzlich vor seiner Büste, die der Herzog von Ernst Müllers Meisterhand in Marmor hatte ausführen lassen, und die dem Museum als dauernder Schmuck verbleiben sollte. „Im engsten Ringe, im stillsten Herzen weltweite Dinge" steht darunter, Worte aus dem Lebensliede des „Hungerpastors", die Freund Brandes ausgewählt hatte. Auch Briefe gingen hin und her zwischen dem Dichter und seinem hohen Gönner; und was dem aufrechten Mann, dem tiefblickenden Weisen, dem feinen Herzenskündiger am meisten Bewunderung vor menschlicher Größe einflößte, war, daß der hohe Herr ihm gegenüber nicht wie der Fürst zum Untertanen, sondern wie der Freund zum Freunde sprach. So hat der Herzog Johann Albrecht dem alten Herrn noch wenige Wochen vor dessen Tode eine rechte Herzensfreude bereitet. Raabe hatte ihm bei einer wichtigen Gelegenheit einen Brief gesandt, und nun teilte ihm der Herzog mit, er habe diesen Brief mit auf seine Reise nach Ostasien genommen, und zwar tat er das in einem so menschlich schönen Schreiben, daß dem Dichter, der gewiß nicht weich veranlagt war, beim Lesen Tränen der Freude die Augen feuchteten.

Und nun kehre ich zu meiner Behauptung am Anfange dieser Ausführungen zurück. Raabe hatte in den letzten Jahren ganz entschieden das Gefühl, daß die Zahl derer, die ihn schätzten, doch viel größer gewesen und geworden war, als er gedacht hatte, daß seine Lebensarbeit nicht vergeblich war; und das nahm ihm etwas wie einen Druck von der Seele, er war freier, zufriedener, gesprächiger, er durfte sich in einem zwar späten, aber um so schöner leuchtenden Abendsonnenschein wärmen. Das spricht sich deutlich aus in dem Glückwunsche, den er 1907 an Adolf Wilbrandt richtete: „Nur mutig über die Schwelle! Die Tür ins Einundsiebzigste kann immer noch in eine Weihnachtsstube führen." Er selbst hatte eben das Gefühl, nach einem schönen Frühjahr, einem leidlichen Sommer, einem rauhen Herbst und einem kalten Winter am Ende des Lebens-Jahres doch noch in eine Weihnachtsstube gekommen zu sein, wo ihm und den Seinen das deutsche Volk seine Liebe, seine Verehrung und die Gelübde der Nachfolge auf seinen Bahnen unter dem strahlenden Baum aufgebaut hatte. Und das blieb auch seine Meinung: als man in dem Kalender „Brunswiks Leu" für die einzelnen Monate Sprüche aus seinen Werken ausgesucht hatte, sagte er: „Am meisten freut es mich, daß Sie das mit der Weihnachtsstube abgedruckt haben." Und einstmals, als die Nachricht kam, daß der „Hungerpastor" in irgendeine Balkansprache übersetzt sei, sprach er in berechtigtem Selbstgefühl mit mildem Lächeln: „Jawohl, auf der ganzen Linie gesiegt!"

Wilhelm Raabe führte eine streng regelmäßige Lebensweise, aber seine Tageseinteilung war seltsam. Da er sehr spät zur Ruhe ging, blieb er morgens recht lange im Bette liegen und las dort seine Zeitungen, Briefe usw. Etwa um 3 Uhr wurde zu Mittag gegessen, dann hielt er ein Schläfchen und trank Kaffee, und von 5 bis 7 Uhr war die Zeit, wo er Besuche am liebsten empfing. Da kamen seine alten und jüngeren Freunde aus der Stadt, um mit ihm zu plaudern, und vielfach auch auswärtiger Besuch, Schriftsteller und Künstler, die ihn kannten, oder auch Verehrer aus der Fremde, die den Schöpfer ihrer Lieblingsbücher einmal von Angesicht sehen und seine Stimme hören wollten. Da kam ein Arzt aus Moskau, der ihm für seine innere Entwicklung das Beste zu verdanken erklärte, ein Ehepaar aus Graz, dessen Eltern mit Raabe zusammen den Nationalverein gegründet hatten, ein Student, der auf einer Wanderung in Böhmen die Kapelle auf dem Karlstein

besucht hatte, wo einst des Reiches Krone ruhte, Freunde aus der Stuttgarter Zeit, Leute von der Waterkante und andere mehr, alle von ihm zwar in dem historisch gewordenen Schlafrocke, aber mit der größten Liebenswürdigkeit aufgenommen. Besonders Damen gegenüber war der alte Herr völlig Kavalier.

Sein Arbeitszimmer war ein großer, hoher Raum, dessen Wände zur Hälfte von der Bibliothek des Dichters eingenommen wurden. Außerdem hingen da viele Bilder, über dem Sofa Porträts der Familie Leiste, Vorfahren seiner Gattin, die zu Lessings engerem Bekanntenkreise in Wolfenbüttel gehört hatten, ein Shakespeare, ein Bismarck, ein Bild vom Karlstein, eine Photographie der Sperlingsgasse oder vielmehr Spreestraße in Berlin und andere mehr. An seinem zierlichen Schreibtische am Fenster sah man ihn selten sitzen, in der Regel las, schrieb und plauderte er in einem Lehnsessel am Sofatische, auf dem die Bilder seiner Kinder und Enkel standen. Wenn man ans Fenster trat, so sah man auf einen großen, freien Platz, auf dem zu seiner Freude die männliche Schuljugend ihre Turnspiele zu halten pflegte, weiter schweifte der Blick nach der alten Leonhardskapelle, die zu dem Hospital der Sondersiechen gehört hatte, nach dem Schilldenkmal und dem Grabe der hier erschossenen Schillschen Soldaten und weiter rechts hinüber nach den Gräbern von Lessing und Joachim Heinrich Campe und umfaßte so in einem Halbrund einen guten Teil der Stoffwelt der Raabeschen Werke.

Um sieben Uhr brach Raabe auf, zog seinen schwarzen Rock und den Überzieher an, wobei ihm niemand helfen durfte (ebenso wie er es nicht gern sah, wenn man ihm ein brennendes Streichholz zur Zigarre reichte), setzte den großen, breitrandigen Hut auf und nahm einen derben Stock zur Hand, und dann ging's mit langsamen, aber weitausgreifenden Schritten zum Großen Klub, wo er eifrig Zeitungen las. Unterhaltung war in dem Lesezimmer naturgemäß nicht sehr beliebt. „Ja, da sitzen wir, fast immer dieselben Herren, um den Tisch," erzählte er einmal; „man kennt die Gesichter, aber die Namen versteht man bei der Vorstellung doch nicht. Ab und an fehlte einer, und dann las ich gleichzeitig, daß ein Mann mit einem bekannten Namen gestorben war. So habe ich im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Herren kennen gelernt." Raabe hatte eine erstaunliche Fertigkeit im Zeitunglesen. In verhältnismäßig kurzer Zeit erledigte er die hauptsächlichsten Blätter und Zeitschriften, und zwar bei seinem wunderbaren Gedächtnisse doch so, daß er genau Bescheid wußte. Um 9½ Uhr erschien er dann in der Herbstschen Weinstube in der Raabe-Ecke, wo außer Bildern von ihm selbst ein altes Gemälde von irgendeinem Junker in der Tracht des Dreißigjährigen Krieges an der Wand hängt (den Junker von Denow nannten wir ihn im Scherz). Hier saß er jeden Abend bis ein Viertel nach zwölf, trank eine halbe Flasche Rotwein und ein Glas Burgunderpunsch und ging dann nach Hause. Jetzt erst aß er sein belegtes Brötchen zu Abend und fing darauf noch an zu lesen, um erst lange nach Mitternacht sein Lager aufzusuchen. Sein ständiger Gesellschafter bei Herbst war Herr Tellgmann, ein Altersgenosse, der eine lebendige Chronik von Braunschweig war und die interessantesten persönlichen, politischen und kulturgeschichtlichen Anekdoten und Einzelheiten zu berichten wußte. Sonst wechselte die Zahl der Besucher. Manchesmal nur ein paar gute Bekannte, manchesmal soviel Gäste, daß an den allen bekannten viereckigen Tisch noch mehrere daran gesetzt werden mußten. Allerdings ist zu sagen, daß Raabe um so mitteilsamer war, je kleiner der Kreis war, der sich zusammengefunden hatte. Am zahlreichsten war die Korona an den Winterabenden, wo auswärtige Schriftsteller hier Vorträge gehalten



Wilhelm Raabe in seinem Arbeitszimmer
Nach einer photogr. Aufnahme von Heinr. Stegmann
aus dem Jahre 1900

hatten und dann die Gelegenheit wahrnahmen, mit dem alten Herrn ein Stündchen zu verbringen. Da kamen Detlev v. Liliencron, Karl Spitteler, Klara Viebig, Otto Ernst, Gabriele Reuter, Börries v. Münchhausen, Fritz Anders, Gustav Falke, Ludwig Ganghofer und viele andere, und dann faßte die Weinstube nicht die Scharen derer, die bei der Gelegenheit „auch mal mit dabei sein" wollten.

Am wohlsten aber fühlte sich Wilhelm Raabe in zwei klubartigen Vereinigungen, die je zweimal im Monat tagten, in dem Künstlerklub zum „Feuchten Pinsel", wo Johannes Leitzen und Bohnsack ihm besonders nahestanden, und bei den „ehrlichen Kleidersellern", jener literarischen Vereinigung, von deren Entstehung und Geschichte in der letzten Zeit oft in den Blättern die Rede gewesen ist. Mitten zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel liegt in dem Orte Klein-Stöckheim eine Wirtschaft, die nach einem dort früher aufgestellten Schlagbaum das „Große Weghaus" heißt. Ausgetretene Stufen führen zu einem Zimmer im hochgelegenen Erdgeschoß empor, wo vor fast anderthalbhundert Jahren Lessing und Leisewitz sich zu treffen pflegten. Dort kommen am ersten und dritten Sonnabend jedes Monats aus Braunschweig und Wolfenbüttel die Kleiderseller zusammen. In Braunschweig pflegte man Wilhelm Raabe abzuholen. Dann ging's nach dem im Süden der Stadt gelegenen Augusttore und darauf mit der Straßenbahn nach dem Weghause. Die Schaffner strahlten, wenn sie die Kavalkade herankommen sahen, denn wo Raabe dabei war, waren von allen Trinkgelder zu erwarten, ebenso wie bei Herbst die den Kriegsruf verkaufenden Soldatinnen der Heilsarmee den Alten und seinen Kreis stets mit Erfolg brandschatzten. Unter der Zahl der regelmäßigen Besucher überwogen die berufsmäßig für Literatur interessierten höheren Schulmeister aller Grade. Aber es waren auch Geistliche dabei, Künstler, Beamte der städtischen und der staatlichen Regierung, Juristen, Redakteure, Mathematiker, Schriftsteller, Bibliothekare, Forstleute und Vertreter anderer Berufe. Im Weghause steht ein großer runder Tisch, zur Hälfte von einem geräumigen halbrunden Sofa umgeben. An einem Ende des Halbkreises saß Raabe, links von ihm der nun auch schon verstorbene Professor Konrad Koch, einer der ältesten Freunde des Dichters; er hat auch oft über ihn geschrieben, ja seine letzte Arbeit galt dem Andenken des großen Freundes. Rechts hatte der Oberschulrat Wilhelm Brandes seinen Platz, Raabes Biograph und bester Freund. Er war das am meisten belebende Element des Kreises. Die Unterhaltung drehte sich meistens um literarische Gegenstände. Jeder suchte nach Kräften dazu beizutragen. Da hatte einer eine schöne Erstausgabe eines klassischen Werkes oder einen seltenen modernen Druck aufgetrieben und zeigte seine Schätze herum, oder ein anderer ein paar alte, kulturgeschichtlich interessante Flugblätter aus dem siebzehnten Jahrhundert. Wieder ein anderer erzählte begeistert von einer neu erschienenen Dichtung, es wurde Widerspruch laut, eine lebhafte Debatte setzte ein, im Umsehen war man mitten in ästhetischen oder philosophischen Problemen darin. Oder es wurden bühnentechnische und andere praktische Theaterfragen erörtert, die schriftstellerische Technik besprochen, Fälle von unerfreulichem literarischen Handwerksbetrieb vorgetragen. Auch schöne Abbildungen von Kunstwerken wurden mitgebracht, künstlerische Eindrücke wiedergegeben, die der eine oder andere Kleiderseller auf Reisen im Auslande gewonnen hatte. Wer produzieren konnte, las auch wohl eigene Sachen vor und bot sie der Kritik des Kreises dar: Brandes eine Ballade, Engelbrecht ein Lied oder eine dramatische Szene, Bücking eine Prosaskizze, Löser ein paar Akte eines neuen Dramas, Hans Sommer einen Artikel über musikalische Fragen allgemeiner Art und der-

gleichen mehr. Auch auswärtige Gäste wurden eingeführt; ich nenne Heinrich Spiero, Abitz-Schultze, Max Adler, den Direktor der Hallischen Latina (jetzt in Salzwedel), Hans Henning, den Herausgeber des Anton Reiser, und mehrmals war Hermann Anders Krüger da und las uns seinen „Kronprinzen" vor und Stücke aus Kaspar Krumbholz. Von Raabes Werken wurde nach Möglichkeit nicht geredet, denn das liebte der alte Herr nicht. Aber alles drehte sich um ihn, insofern alles — unbewußt — eigentlich in erster Linie für ihn bestimmt war, und jeder sich zuerst fragte: Was wird wohl Raabe dazu sagen? Viel zu reden pflegte er nicht, aber jeder horchte natürlich auf, wenn er das Wort ergriff. Da faßte er in seine tiefe Rocktasche und holte mehreres hervor. „Heute morgen habe ich einen interessanten Brief gekriegt, hören Sie mal an!" Oder er sagte: „Nun möchte ich mal Ihre Meinung hören, da ist ein seltsames Ansinnen an mich gestellt." Oder das Zigarrenpaket kam. Raabe war ein sehr fleißiger Raucher, und da der Inhalt der Zigarrentasche für den langen Abend nicht ausreichte, wickelte er sich drei Zigarren außerdem in den Tageszettel des Meyerschen geschichtlich-geographischen Abreißkalenders. Beim Auswickeln warf er dann meistens einen Blick auf die Daten des Kalenders, und da hieß es denn: „Wissen Sie, was heute für ein Tag ist?" Und nun erzählte er aus dem Schatze seiner geschichtlichen Erinnerungen, etwa von dem Jubel des Jahres 1848 oder von den Unannehmlichkeiten, die ihm in den sechziger Jahren sein Eintreten für Preußen in Stuttgart bereitet hatte. Ein anderes Mal empfahl er ein Buch, ich denke besonders an Paul Kellers „Letztes Märchen" und an Jesse und Maria der Enrika von Handel-Mazetti. Oft aber saß er schweigsam da, verfolgte jedoch alles mit gespannter Aufmerksamkeit. Und dann brach er wohl einmal polternd in heftigem Zorn los, wenn die Rede auf eine Unredlichkeit oder auf einen erbärmlichen Mangel an nationalem Sinne kam. Gelegentlich warf er auch, wenn die Unterhaltung einmal stockte, eine paradoxe Bemerkung hin und freute sich heimlich, wenn dann alle nach dem Köder schnappten und im Widerspruch sich das Gespräch belebte. Nur selten sprach er über sich selbst, und man mußte es ebenso vorsichtig wie listig anfangen, wenn man darüber etwas erfahren wollte, ohne ihm lästig zu fallen wie ein Ausfrager. Ein ganz feiner Kopf hatte die Vermutung ausgesprochen, offenbar sei Raabe von Arnims Kronenwächtern stark beeinflußt; da erwiderte er schmunzelnd, daß er die überhaupt nie gelesen, im übrigen aber auch überhaupt mit den Romantikern nicht viel im Sinne habe. Die Literarhistoriker haben bekanntlich verschiedene, voneinander abweichende Versuche gemacht, seine Werke zu gruppieren oder zeitlich aufeinanderfolgende Epochen in seinem Schaffen abzugrenzen. Dabei spielt dann die sogenannte Trilogie (Hungerpastor, Abu Telfan, Schüdderump) eine große Rolle. Er aber erklärte, mit Abu Telfan beginne ein neuer Abschnitt seiner dichterischen Entwicklung. Einmal sagte er sogar von dem unmittelbar vorhergehenden Büchlein „Drei Federn": „Das ist mein erstes selbständiges Werk." Er meinte wohl, daß er hier zuerst es vermieden habe, seinen Gestalten ein Schicksal nach dem damals üblichen Romanschema zu bescheren. Adlers Ausführungen über die Trilogie in einem Salzwedeler Programm fanden seinen Beifall. Er lehnte es ab, daß ein Kritiker gemeint habe, Raabe wolle vor allem diese oder jene Ideen zum Ausdruck bringen: „Nein, so entsteht ein Buch nicht, nicht nach einem Rezepte!" Und noch kurz vor seinem Ende rief er einmal aus: „Ich will kein Heimatdichter sein, sondern ein deutscher Dichter!" Wenn es sich um ein genaues Datum, besonders um die Entstehungszeit eines Werkes handelte, dann nahm er sein Notizbuch aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Hand

(„Den Bleistift hat mir noch meine Schwiegermutter geschenkt!") und entschied die Frage nach kurzem Blättern. Was Raabe auch zur Unterhaltung beitrug, immer war es eigenartig, nie unbedeutend, oft überraschend, aber dennoch, wie sich dann herausstellte, treffend.

Als wir Wilhelm Raabe am ersten Augustsonnabend 1909 zu den Kleidersellern nach dem Weghause abholten, sah er nicht gut aus und klagte etwas über sein Befinden, was nicht seine Art war. Aber niemand ahnte, daß dies das letzte Mal sein sollte, daß Raabe am runden Tische des Weghauses saß. Bald nachher trat er, wie alle Jahre um diese Zeit, die Sommerreise zu seiner verheirateten Tochter nach Rendsburg an. Aber es fehlte die alte Frische und gute Laune, dazu war das trübe Wetter nicht geeignet, ihn zu den gewohnten Spaziergängen zu locken. Da hatte er das Unglück, auszugleiten und sich das rechte Schlüsselbein zu brechen. Die Verletzung war an sich nicht gefährlich und heilte bald wieder völlig; aber da er so lange sich einige Schonung auferlegen und noch längere Zeit den rechten Arm in der Binde tragen mußte, so erschien ihm sein Zustand viel schlimmer, als er tatsächlich war, und er litt seelisch außerordentlich darunter. Bisher hatte ihm eigentlich nie etwas Ernstliches gefehlt, nun war er krank; bisher war er ein Hüne gewesen, dem das Alter nichts anhaben konnte, nun hatte es ihm passieren müssen, daß er gefallen war und sich etwas gebrochen hatte, ja, daß er, der Mann der Feder, ein paar Wochen nicht schreiben konnte. Er erschien sich selbst auf einmal als gebrechlicher Greis, was er in der Tat damals noch gar nicht war, ja, er wühlte selbst mit einem gewissen schmerzlichen Behagen in diesen Vorstellungen. Der Maler Immenkamp schickte ihm eine große Photographie von dem Porträt, das er im Winter für das Vaterländische Museum gemalt hatte, und von dem Raabe sehr entzückt war. „Da sehen Sie mich noch in meiner vollen Kraft, und jetzt bin ich körperlich fertig." Einmal war er sogar dabei, alte Briefe und Andenken zu ordnen und alles Entbehrliche zu verbrennen; und als ich meinte, er sei ja der reine Velten Andres, erwiderte er: „Ja, gerade in der Stimmung bin ich jetzt!" Allein er erholte sich ganz gut wieder, hielt jedoch an der Vorstellung fest, die er z. B. in einer Karte an einen berühmten süddeutschen Maler in die Worte kleidete: „Ein von schwerer Krankheit sich Erhebender . . ." In dieser Zeit hatte er sich auch viel mit ernsten Gedanken beschäftigt und über den Abschluß des Lebens, den er so oft mit fester Hand in seinen Werken dargestellt, in Beziehung auf sich selber nachgesonnen. „Damit bin ich nun im Reinen!" Der Tod sollte ihm in seiner Familie bald darauf eine schmerzliche Lücke reißen. Im Januar 1910 starb seine hochbetagte Schwester, die er sehr liebte, und die von früh auf seinem Schaffen ein tiefes Verständnis entgegengebracht hatte. Die Aufregung gab ihm aber auch einen Anstoß, sich aufzuraffen. Aus dem Nachlaß hatte er eine schöne alte Schillerausgabe übernommen, und nun saß er und las mit Begeisterung wieder Schillers Werke, die ihm lange Jahre nicht in die Hände gekommen waren. Überhaupt las er in diesem letzten Jahre lauter Bücher, die ihn in jungen Tagen beschäftigt hatten. Von der fürsorglichen Tochter ermutigt und geleitet, nahm er auch im Frühjahr seine abendlichen Gänge nach der Herbstschen Weinstube wieder auf und saß wohl drei Wochen lang manchen Abend wieder auf seinem gewohnten Platze, lebhaft an allem teilnehmend, ganz wie sonst. Da zog er sich im April eine Erkältung zu und dann — vermutlich eine Folge davon — ein Blasenleiden, das recht schmerzhaft war und ihm die Möglichkeit nahm, auszugehen. Die Kräfte verringerten sich, der Körper magerte trotz der sorgsamsten Pflege ab; die mannigfachen Beschwerden seiner Krankheit ertrug er mit Ergebung. Besonders schmerzlich war es ihm, daß er, ans Zimmer gebannt, sich nicht mehr so gut um das

bekümmern konnte, was in der Literatur vorging, aber nach Möglichkeit suchte er sich durch eifrige Lektüre des Eckart und des Literarischen Echos auf dem laufenden zu erhalten, und wenn man ihn besuchte, so mußte man ihm vor allem von neuen Büchern und dergleichen erzählen. Seine Freunde suchten ihm, so gut es ging, durch Besuche die erzwungene Einsamkeit zu elreichtern. Der Treueste der Treuen war Wilhelm Brandes, der mindestens einmal jede Woche von Wolfenbüttel herüberkam. Zu den regelmäßigen Besuchern gehörten Prof. Konrad Koch, Prof. Bohnsack, Direktor Leitzen, Justizrat Engelbrecht, Regierungsrat Reidemeister, Stadtgeometer Kahle, Prof. Bergmann und andere. Von auswärts kamen liebe Freunde, wie der Bildhauer Ernst Müller-Charlottenburg, Prof. Sträter aus Magdeburg, Dr. Heinrich Spiero aus Hamburg und der Oberbibliothekar Geiger aus Tübingen, der manchmal in der Täglichen Rundschau das Wort für ihn ergriffen hatte. Er erlebte noch die Auszeichnung, daß ihm am 7. August auf dem Großen Sohl im Hils, in der Nähe seiner Heimat Eschershausen, ein Denkmal errichtet wurde, das erste, das einem Dichter bei seinen Lebzeiten errichtet ist, und er erklärte, seine eigentliche Freude wäre, daß alle umsonst dazu beigesteuert und dafür gearbeitet hätten. An seinem letzten Geburtstage, den er bei leidlichem Humor verlebte, überreichte ihm eine Abordnung der Brüder vom Großen Sohle, die alle Jahr um die Wintersonnenwende dort, unter Führung von Direktor Freytag, eine Raabefeier veranstalteten, eine künstlerisch ausgeführte Urkunde mit der Ernennung zum Ehrenmitgliede. Im Oktober machte ihn die Universität Berlin bei ihrer Jubelfeier zum Ehrendoktor der Medizin, wobei er listig lächelnd erzählte, er habe im Kolleg einen großen Teil der Sperlingsgasse geschrieben, um Wärme und Licht zu „schinden“. Aber nun wurde er schwächer und schwächer. Es kam die Zeit, wo es auch von ihm galt: „Wahrlich, es geht keine Müdigkeit über die des Starken und Tapferen.“ Müde wurde er, aber er blieb klaren Geistes und zeigte stets die gleiche Freundlichkeit, das gleiche Interesse am Wohlergehen seiner Freunde. Anfang November ging es ihm so schlecht, daß sein Schwiegersohn aus Rendsburg mit der Familie kam, ein paar Tage hütete er das Bett, und das Ende schien heranzunahen. Da aber stand er wieder auf, empfing noch einmal Besuche und ließ sich etwas über ein neues Buch erzählen. Dann legte er sich wieder, allein die Ärzte erklärten, es gehe ihm besser, und es könne noch einige Tage oder Wochen mit ihm dauern, ja er selbst machte Pläne und sprach vom kommenden Weihnachtsfeste. Doch es sollte nicht sein; am 15. November gegen Abend kam das Ende. Er nahm noch am Sterbetage an allem Anteil, was um ihn her vorging, und tat bis zuletzt Äußerungen. Er starb mit sich und der Welt vollkommen in Frieden. „Ihr alle miteinander . . . alles schön . . . alles gut . . . mein lieber Brandes . . .“ so konnte man von ihm vernehmen. Als ihm seine treue Lebensgefährtin mit der Hand über die Stirn strich, sagte er noch: „Das ist schön.“ Dann war er auf einmal still eingeschlafen. Am andern Morgen standen wir an seiner Bahre, und unwillkürlich dachte man an Frau Regula Amrain: „Sie streckte sich, als sie starb, im Tode noch stolz aus, und noch nie ward ein so langer Frauensarg in die Kirche getragen, und der eine so edle Leiche barg zu Seldwyla.“ Noch einen letzten Blick auf unsern lieben „alten Herrn“. Und die das Glück gehabt hatten, bei seinen Lebzeiten seine Güte und Freundlichkeit zu erfahren, gelobten sich mit stillem Händedruck, ihm auch übers Grab die Treue zu halten, und durch ihre Herzen bebte das Wort aus dem Schüdderump: „Es ist uns eine Ehre, Euch lieb zu haben!“

Wie man zu Raabe kommt.

Von Hans Martin Schultz.

Diese Festschrift wendet sich ja in erster Linie an solche Leser, die bereits Freunde Wilhelm Raabes sind; aber es gibt auch eine ganze Anzahl Menschen, die seine Freunde gerne wären, oder die man für den Dichter und seine Weltanschauung gewinnen möchte, und die doch den Weg zu Raabe nicht finden, die nach einem Versuche es wieder aufgeben, sich in seine Werke zu vertiefen. Und denen möchten diese Zeilen eine hilfreiche Hand bieten, um zu Raabe zu kommen.

Da ist nun der erste Weg der, daß man nicht, um zu wissen, was an Raabe daran ist, allerlei Bücher über Raabe liest, sondern daß man ihn selbst zur Hand nimmt. Tolle, lege! nimm und lies! Dies alte Augustinus-Wort, das in „Des Reiches Krone" immer wieder erklingt, ist auch hier die beste Weisung.

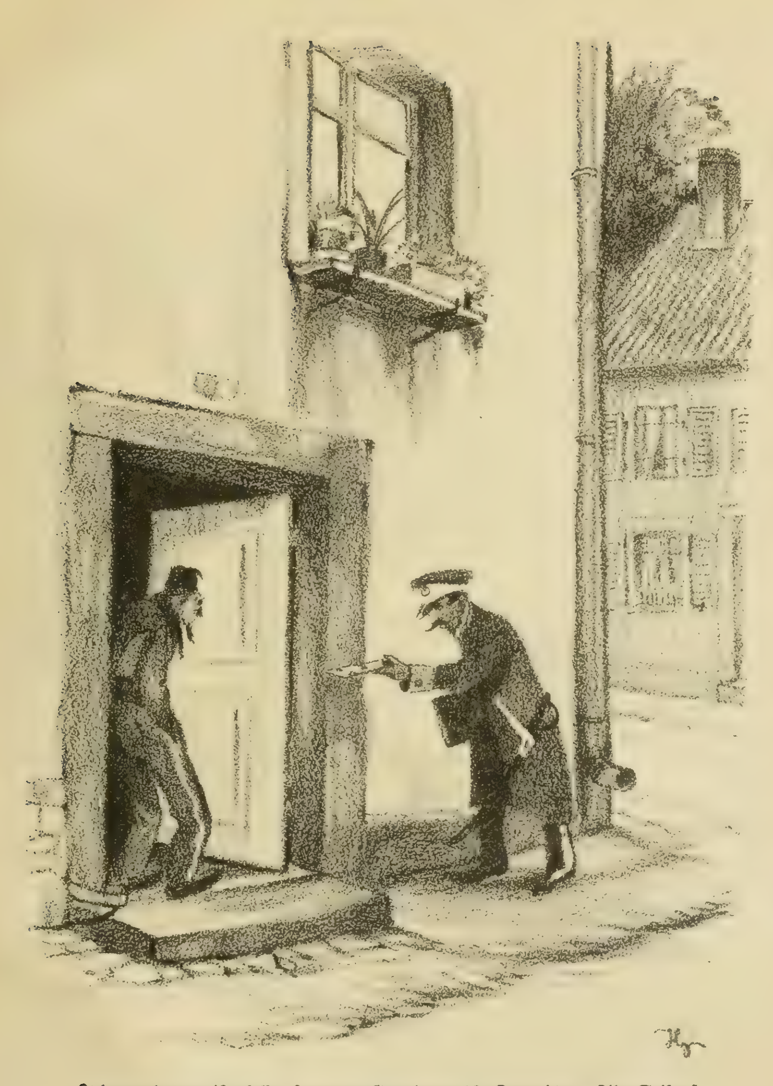
Die besten Texte bietet die Gesamtausgabe: „Wilhelm Raabes sämtliche Werke" der Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G. Berlin-Grunewald in drei Serien zu je sechs Bänden. Die meisten Werke sind auch in diesem Verlage einzeln erschienen. Die kleineren Erzählungen finden sich da in den sechzehn Bändchen der „Wilhelm Raabe-Bücherei, erste Reihe"; die zweite Reihe enthält die Romane und größeren Erzählungen. Neben diesen Normalausgaben sind während der Kriegszeit eine Reihe von „Feldausgaben" zu billigen Preisen erschienen, vom Hungerpastor allein das 100. Tausend (im ganzen ist der Hungerpastor in 214000 Exemplaren verbreitet). Sieben Raabesche Dichtungen sind als Einzelausgaben auch noch im Groteschen Verlage in Berlin und „Unseres Herrgotts Kanzlei" im Verlage von Creutz in Magdeburg zu haben.

In ganz billigen Ausgaben gibt es noch „Deutsche Not und deutsches Ringen" (Braunschweig: Hafferburg), ein Sammelband, der Else von der Tanne und Stücke aus Unseres Herrgotts Kanzlei und die Sperlingsgasse enthält. Else von der Tanne auch bei Velhagen und Klasing. „Die schwarze Galeere" und „Das letzte Recht" in den Wiesbadener Volksbüchern, „Eulenpfingsten" und „Frau Salome" bei Hesse & Becker, „Lorenz Scheibenhart" bei Ehlermann, „Der Marsch nach Hause" in der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, „Die Apotheke zum Wilden Mann" bei Reclam. In den letzten sechs Jahren sind eineinhalb Millionen Bände Raabe abgesetzt. Nun aber kommt es darauf an, daß man mit solchen Büchern beginnt, die dem allgemeinen Verständnis leicht zugänglich sind. Wer würde wohl bequem in Goethe hineinkommen, wenn er zuerst den zweiten Teil des Faust zur Hand nähme? Und so geht es auch mit Raabe. Mancher ist schon abgeschreckt, wenn er mit einem zu schwierigen Werke begonnen hatte. Vielleicht sind darum manchen Lesern einige Ratschläge willkommen, in welcher Reihenfolge man Raabes Dichtungen vornehmen muß, um sich am leichtesten in ihn einzulesen. Muße und Sammlung sind freilich für alle Erzählungen Raabes erforderlich und ein Sinn, dem es auf mehr ankommt, als darauf,

ob „am Schluß des drolligen Romans die Lieb' ein leicht genecktes Paar belohnt". Was für Leser Raabe sich wünscht, hat er selbst einmal im Horacker gesagt: „Da wird den Fenstern von tausend Leuten gegenüber ein neues Haus gebaut. Alle tausend Leute werden den Bau vom Ausheben der Kellerräume bis zum Einsetzen der letzten Glasscheibe mit Interesse verfolgen; aber 999 von den 1000 werden nur sagen: „Das Haus gefällt mir! — oder: Das Haus hat meinen Beifall nicht! — jedenfalls aber: das gäbe eine Wohnung für mich — da könnte ich mein Sofa, meine Bibliothek, meine Schränke aufstellen, und die Aussicht ist auch ganz hübsch!" — und unter den Tausend ist Einer, der wird sich und das Schicksal in ruhigem und etwas melancholischem Nachdenken fragen: Was alles kann in diesem neuen Hause passieren? Dieser Eine sieht aus seinen wohlgezimmerten vier Pfählen in die noch leeren Fensteröffnungen, die Zimmermannsarbeit und die Maurerarbeit da drüben hinein, lehnt die Stirn an seine Fensterscheibe, die dünne Glaswand, die ihn von dem Drüben trennt, und denkt an Geburt, Leben und Tod, an die Wiege und an den Sarg, und für diesen Einen schreiben wir heute und haben wir immer geschrieben. Wir wünschen uns aber viele Leser."

Ich würde raten, als Einführung „Die Leute aus dem Walde" zu lesen. Das Leitmotiv: „Sieh nach den Sternen und gib acht auf die Gassen!" ist der Kern der Raabeschen Lebensweisheit. Und dazu finden wir hier schon das Bekenntnis zu menschlicher Freiheit, die frei durchgeht zwischen der Gemeinheit und der Macht des Bösen. Außerdem ist das Buch auch sehr unterhaltend geschrieben. Oder man kann auch mit den „Alten Nestern" beginnen, die gleich fesseln durch das poesieumwobene Jugendidyll im Weserlande, wo Raabes Geschichten am liebsten spielen. Vor allem aber lernen wir in Just Everstein einen Vertreter des sieghaft das Leben zwingenden Humors kennen. Und wer mit etwas recht Drolligem anfangen will, der greife vielleicht zum „Wunnigel", dem ergötzlichen Phantasten und Sammelwüterich, über den ein tolles Verhängnis hereinbricht. Wer besonders Neigung für geschichtliche Erzählungen hat, mag mit „Unseres Herrgotts Kanzlei" beginnen, dem Heldengedichte von Magdeburgs Glaubenskampfe gegen das belagernde kaiserliche Heer, oder lieber noch mit einer der künstlerisch höher stehenden kleinen Erzählungen, etwa der „Schwarzen Galeere" aus den Kämpfen der Wassergeusen, der spannendsten Geschichte, die Raabe geschrieben hat, oder mit dem ergreifenden „Junker von Denow", der einen adligen Tod erleidet, vor dem ihn die zu spät eintreffende Begnadigung nicht mehr retten kann. Durch Tiefe des Gefühls und Schönheit der Sprache zeichnet sich die erschütternde Geschichte „Else von der Tanne" aus, und neben diesem düsteren Bilde aus dem Dreißigjährigen Kriege steht mit ergötzlicher Komik der „Marsch nach Hause" des alten Schweden aus der Zeit, wo Brandenburgs Aufstieg beginnt. Zu diesen kleinen geschichtlichen Dichtungen gehört auch „Des Reiches Krone", die nicht nur zu dem Schönsten zählt, was Raabe geschrieben hat, sondern anerkanntermaßen überhaupt eine unserer besten historischen Novellen ist.

Eine zweite Stufe könnte man beginnen mit der „Chronik der Sperlingsgasse", dem Erstlingswerke des Dichters, das am meisten genannt wird, wo sich Raabes Name erwähnt findet. Sie ist weicher gehalten, als Raabe sonst ist, zeichnet sich aber durch eine Vereinigung von Lieblichkeit, Frische und Kraft mit dem für Raabe wesenhaften, warmen vaterländischen Empfinden aus. Den „Hungerpastor" zum erstenmal zu lesen, ist ein unvergeßliches Erlebnis, er ist Raabes Buch von der Sehnsucht, dem Hunger nach dem Schönen, Edlen,



Lithographie von Professor Hermann Gradl zum 19. Kapitel des „Abu Telfan"
Aus der illustrierten Prachtausgabe der Wilhelm Raabe-Trilogie
(Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald)

Wahren, aber auch nach Macht und Besitz. In den „Drei Federn" lernen wir in Mathilde Sonntag eine der sonnigsten Frauengestalten Raabes kennen, aber auch seine einzige Mephistonatur findet sich hier. Einen packenden Vorgang von schauriger Größe, der ins Dämonische hineinragt, erzählt „Frau Salome". Eine heitere, sieghafte Humoristin dagegen ist die Frau Rittmeister Grünhage in dem wunderbaren „Horn von Wanza", und ganz und gar in goldenen Humor getaucht ist „Horacker", der Feriennachmittag zweier vergnügter Schulmeister, die die rührende Herzensgeschichte zweier Kinder aus dem Volke zur Lösung bringen. Historisch sind „Das Odfeld", ein Bild aus dem Siebenjährigen Kriege, „Nach dem großen Kriege" aus der Reaktionszeit, aus dem viele auch in der schlimmen Gegenwart neuen Mut schöpfen werden, und „Gutmanns Reisen" vom Koburger Nationalverein, die Raabe einmal seinen Bismarckhymnus genannt hat, wenn dieser auch gar nicht darin vorkommt.

An die Spitze einer dritten Gruppe möchte ich den gewaltigen „Schüdderump" stellen, das Buch von dem innerlichen Siege über den Tod, wenn äußerlich auch „Die Kanaille Herr ist und Herr bleibt", mit einer Abschiedsszene, die man dem Abschiede Lears von Cordelia an die Seite gestellt hat. Als Einleitung dazu kann man die süß-wehmütige Erzählung „Holunderblüte" lesen, die ein Motiv vorbereitet. Schwieriger noch ist „Abu Telfan", das Buch von der Kraft, Leid zu ertragen und darin auszuharren, das viele als den Gipfel von Raabes Schaffen ansehen. Sein Motto ist ein Koranspruch: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß," sagt Mohammed, „würdet ihr viel weinen und wenig lachen." Sehr herbe ist auch „Die Apotheke zum Wilden Mann" und nicht richtig zu verstehen, wenn man nicht dazu die „Unruhigen Gäste" nimmt, die es sich allein deswegen zu lesen lohnt, um Schwester Phoebe kennen zu lernen, Raabes herrlichste Frauengestalt. Die Kriminalgeschichte „Stopfkuchen" gewinnt einen besonderen Reiz durch das persönliche Element, denn Stopfkuchens Kampf um die Rote Schanze ist Raabes Ringen um seine Stellung in der deutschen Literatur. Das Bedeutendste vielleicht, was Raabe uns geschenkt hat, sind „Die Akten des Vogelsangs". Über die Gestalt des Velten Andres, der vergebens Goethes Spruche nachringt: „Sei gefühllos, ein leicht bewegtes Herz ist ein elend Gut auf der wankenden Erde", ist in der letzten Zeit vielfach geschrieben und gestritten worden. Hierin findet sich Raabes warnende Mahnung an die Deutschen, nicht dem Amerikanismus zu verfallen. Einen wunderbar stillen Ausklang bietet der nachgelassene Roman „Altershausen", besonders wenn man ihn mit dem Kommentar von Wilhelm Brandes in den „Mitteilungen" liest. Die vielen Werke, die hier nicht erwähnt worden sind, wird sich nunmehr jeder leicht selbst einordnen können.

Wer sich so einigermaßen in Raabe eingelesen hat, wird mit Nutzen dann auch Bücher über Raabe zu Rate ziehen. Die beste Einführung bieten die beiden Bücher von Brandes und Spiero: Wilhelm Brandes: Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. 2. Auflage mit Bildern Raabes und seiner Heimstätten und zahlreichen Federzeichnungen von seiner Hand. Wolfenbüttel und Berlin 1906. (Eine neue Auflage ist in Vorbereitung.) Heinrich Spiero: Das Werk Wilhelm Raabes, Leipzig Xenien-Verlag 1913. Das umfangreichere Werk von Paul Gerber, Leipzig 1897, ist vergriffen. Gut sind ferner: Hans Hoffmanns Heft in der „Dichtung", Band 44, Berlin 1906. Hermann Anders Krüger, Der junge Raabe, Leipzig 1911. August Otto, Bilder aus der neueren Literatur III. Münster i. W. 1899. Spieros mit vielen Bildern

ausgestattetes Heft in Velhagen & Klasings Volksbücherei Nr. 14. Konrad Kochs biographische Einleitung zu Eulenpfingsten bei Hesse & Becker. Erich Everth, Wilhelm Raabe, Leipzig 1913. Falkenberg, Wilhelm Raabe, einer unserer ganz Großen. Die Bücherwelt 1919 (von katholischer Seite). Josef Baß, Die Juden bei Wilhelm Raabe. Monatsschrift für Gesch. u. Wiss. des Judentums 54. Fritz Hartmann, Wilhelm Raabe, wie er war und wie er dachte. Hannover 1910 (persönliche Züge). H. Goebel, Raabe-Gedächtnisschrift, Leipzig, Xenien-Verlag 1912. H. Junge, Wilhelm Raabe, Studien über Form und Inhalt seiner Werke, Dortmund 1910. Marie Speyer, Raabes Holunderblüte, Regensburg 1908. Paul Gerber, Wilhelm Raabes Alte Nester, Leipzig 1905. Max Adler, Wilhelm Raabes Trilogie, Programm Salzwedel 1909. Max Adler, Wilhelm Raabes Else von der Tanne, Programm Halle 1904. Max Adler, Wilhelm Raabes Stopfkuchen, Programm Salzwedel 1911. Johannes Iltz, Über Raabes Weltanschauung, Programm Stettin 1908. Hans Ilgner, Die Frauengestalten Wilhelm Raabes in seinen späteren Werken, Berlin 1916. Ernst Stimmel, Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie auf Wilhelm Raabe, Borna-Leipzig 1919. Hermann Zimmer, Wilhelm Raabes Verhältnis zu Goethe, Görlitz 1921. Wilh. Fehse, Raabestudien, Magdeburg 1912. Ders., Das Erwachen des Dichters (1849—1853), Magdeburg 1921. Wilh. Fehse und Emil Doernenburg, Raabe und Dickens, Magdeburg 1921. Fast alle nicht-geschichtlichen Werke Raabes sind behandelt in Margarete Bönneken, Wilhelm Raabes Roman „Die Akten des Vogelsangs", Marburg 1918. Die geschichtlichen bei Wilhelm Brandes, Wilhelm Raabe als Historikus, Braunschweigisches Magazin 1911, 9. Die drei Jahrgänge des Raabe-Kalenders für 1912, 1913, 1914, Berlin, Grote. Harald Höffding, Humor als Lebensgefühl, deutsch von H. Goebel, Leipzig 1918. Eine Fülle von längeren erläuternden Aufsätzen zu den einzelnen Werken enthalten die elf Jahrgänge der Mitteilungen der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes. Ich nenne die folgenden: Zu Abu Telfan III 39, V 65, 76. Akten des Vogelsangs VI 22, VII 82, IX 6, 67, X 8. Alte Nester III 2. Altershausen VI 77, 102, VII 6. (Meister Autor Raabekalender 1913.) Deutscher Adel IV 85, Eulenpfingsten IV 63, Frau Salome VIII 1, Gänse von Bützow VII 106, VIII 22. Gutmanns Reisen IX 11. Hastenbeck II 77. Horacker V 1. Hungerpastor II 77 Beilage, V 65, VI 34. Innerste VIII 81. Lar X 73, XI 20. Odfeld II 77. Proteus V 37, 48. (Des Reiches Krone Raabekalender 14.) Schüdderump V 65, VI 34. Unruhige Gäste IV 34, VI 120. Wilder Mann IV 1. Wunnigel VIII 57.

Tolle, lege!

Die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes.

Von Constantin Bauer.

Der Gedanke, alle diejenigen, die von Raabes Geist und Wesen waren, zu einer Gesellschaft zusammenzuschließen, ist bereits zu des Dichters Lebzeiten aufgetaucht und besprochen worden. Als Wilhelm Brandes im Sommer 1910 dem damals schon leidenden Freunde davon erzählte, erwiderte dieser mit einem wehmütigen Lächeln: „Eine Raabegesellschaft wie die Goethe- und die Wagnergesellschaft? Das ist ein Gedanke. Nur keine gelehrte! — Mögen meine Freunde sich denn einmal zusammenschließen! Das wäre schön . . .“

Doch der Gedanke kam zu Lebzeiten Raabes nicht mehr zur Ausführung: früher, als man erwartet und gefürchtet hatte, ging er dahin, und erst nach seinem Tode, als zahlreiche schriftliche und mündliche Bekenntnisse Zeugnis davon ablegten, wie tiefgehend und weitverbreitet Raabes Einfluß in Deutschland bereits war, entschlossen sich seine nächsten Freunde, einen Aufruf zur Gründung einer Raabegesellschaft ergehen zu lassen.

Er erschien, von Wilhelm Brandes' Hand verfaßt, zunächst in dem deutschen Literaturblatt „Eckart“, im Märzheft 1911.

In diesem Aufruf sind bereits die Richtlinien gezeichnet, denen die Gesellschaft seitdem gefolgt ist und die zusammenlaufen in dem Leitsatz: „Die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes erstrebt den Zusammenschluß aller, die in Raabe einen Gestalter und Lehrer deutschen Lebens und Denkens, wie es sein soll, erkennen und es danach als ihre Aufgabe ansehen, seinen vorbildlichen künstlerischen und sittlichen Einfluß auf unser Volk zu stärken und auszubreiten.“

Damit war bereits gesagt, daß die Gesellschaft, getreu der Persönlichkeit ihrers Führers und dem Geiste seiner Werke, eine Vereinigung von Freunden sein sollte, die hoher Gönner, eines Ehrenausschusses und Ehrenmitglieder, kurz alles äußeren Prunkes nicht bedurfte, aber Angehörige aller Stände, Bekenntnisse und Parteien umfaßte, soweit sie sich seine „Freunde“ nennen konnten.

Nach diesem Grundsatz sind auch der Aufbau und die Arbeit der Gesellschaft eingerichtet. Eine Mittelstelle in Braunschweig mit Vorsitzendem, Kassenwart und Schriftführer, die ihre Tätigkeit ehrenamtlich ausüben, Ortsgruppen, die einen Vertreter in den Hauptausschuß entsenden, der alljährlich an wechselnden Orten zu einer Beratung zusammentritt, an die sich eine Mitgliedersammlung anschließt, das bildet das Gerüst der Gesellschaft.

Um eine möglichst enge Verbindung zwischen den Mitgliedern herzustellen, gibt die Mittelstelle unter dem schlichten Namen „Mitteilungen der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“, eine vierteljährige Zeitschrift im Umfange von etwa zwei Bogen heraus, die den Mitgliedern für den Jahresbeitrag geliefert wird. Diese „Mitteilungen“ bringen außer kurzen Berichten über die Veranstaltungen der Gesellschaft und ihrer Ortsgruppen eine vollständige Raabebibliographie mit regelmäßiger und ausführlicher Besprechung aller Neuerscheinungen, eigene Aufsätze zum Leben und Schaffen Raabes, Quellenstudien und Einführungen in einzelne Werke, Ungedrucktes aus Raabes Nachlaß, Beiträge zur Forschung und Kritik. In den zehn Jahren ihres Erscheinens haben die „Mitteilungen“ erfolgreich zur Verbreitung und Schätzung des Dichters gewirkt und sind dem Raabefreunde wert und dem Forscher unentbehrlich geworden.

Vor allem aber hielt es die Gesellschaft für ihre Pflicht, des Dichters Werke selbst dem deutschen Volke nahezubringen. Als daher nach langen Verhandlungen die Einzelwerke Raabes aus dem Jankeschen Verlage in den Besitz der rührigen und großzügigen Verlagsanstalt von Hermann Klemm in Berlin-Grunewald übergingen, beteiligte sie sich an der Herausgabe der Gesamtausgabe durch kritische Durchsicht der Vorlagen und Korrektur des Textes. Insbesondere aber stiftete sie seit 1912 an deutsche Schul- und Volksbüchereien teils einzelne Werke, teils ganze Serien der Gesamtausgabe. In der Erkenntnis, daß besonders die Auslanddeutschen mit Raabe bekannt gemacht und ihnen von „deutscher Not und deutschem Ringen“ erzählt werden müsse, um ihr Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Vaterlande zu stärken und zu unterhalten, bedachte sie dabei auch das Ausland. Nach Kopenhagen und Mexiko, nach Shanghai und Santa Cruz, nach Moskau und Guatemale, wo immer Deutsche wohnen, sind Raabebände gegangen und haben Heimatluft, Frieden und Schönheit gebracht.

Und als dann der Krieg kam, was lag da näher, als wunden Kämpfern in Lazaretten, müden Helden in Schützengräben Trost und Mut zu spenden und ein frohes Lächeln auf ihren Lippen hervorzurufen? Die Opferwilligkeit der Mitglieder und das Entgegenkommen der Verleger ermöglichten es der Gesellschaft, Werke Raabes im Werte von über 5000 Mark in Lazarette, Feldbüchereien, Soldatenheime, Gefangenen-Lager und unmittelbar in die Schützengräben zu senden, und mancher von Dank und von tiefer Verehrung für Raabe erfüllte Brief zeugte davon, daß die Gabe ihren Zweck erfüllt hatte.

Ende 1916 konnte auch, für die Gesellschaft bei der Leipziger Blindendruckerei in Punktdruck hergestellt, eine Ausgabe der „Drei Federn“ an Blindenanstalten und Kriegsblindenheime versandt werden, jenes Werkes, das in der Person des blinden Friedrich Winkler, dem „die innere Welt leuchtet“, die Überwindung von Welt- und Menschenverachtung, von fremdem und eignem Leid in echt Raabeschem Geiste zeigt.

Von der Zeit der Not und der Teuerung blieb natürlich auch die Gesellschaft nicht unberührt. Die steigenden Kosten für die Herstellung und Versendung der „Mitteilungen“ machten eine Erhöhung des Jahresbeitrages von zwei Mark erst auf drei Mark und seit 1921 auf sechs Mark notwendig. Trotzdem ist erfreulicherweise die Zahl der Mitglieder beträchtlich gestiegen — sie beträgt heute fast 2000 —, neue Ortsgruppen sind gegründet worden, an Universitäten werden Themen über Raabe gern für Dissertationen gewählt, immer häufiger wird seine Geistes- und Gedankenwelt Gegenstand von Vorträgen in Volksschulkursen und literarischen Vereinigungen aller Art, und kaum eine Woche vergeht, ohne daß in umfangreichen Aufsätzen oder in kleinen Notizen der Name Raabe in Zeitschriften und Zeitungen auftaucht.

So verspricht Raabe immer mehr, ein Klassiker der deutschen Literatur zu werden und zugleich ein Volksdichter im besten und weitesten Sinne des Wortes, und die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“, die in diesem Jahre auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken kann, hat nach bester Kraft und Möglichkeit beigetragen, ihn dazu zu machen. Sie wird es auch in Zukunft als ihre Pflicht und Aufgabe ansehen, den vorbildlichen künstlerischen und sittlichen Einfluß dieses Mannes auf unser Volk zu stärken und auszubreiten, der wie wenige dazu berufen ist, ein praeceptor Germaniae zu werden, ein strenger und doch so liebevoller „Auferbauer“ zu Kraft und Güte, zu freier Menschlichkeit und echtem Deutschtum.

Des Dichters Dank an seine Freunde.

Braunschweig, 18. Okt. 1901.

Was sind wir alle anders als Boten, die versiegelte Gaben zu unbekannten Leuten tragen? —

Darf der alte Botenläufer, nun am Ende seines Lebens- und Amtsweges so vielen Dank für ehrliche Ausrichtung seiner Aufträge, wie ihm jetzt zuteil wird, ohne seinen Ruf als „bescheidener Dichter" zu schädigen, hinnehmen?

Er fragt nicht lange, — er tut's gern und freut sich, wenn das, was Er den „Leuten" in die Häuser zu tragen hatte, immer zur richtigen Stunde gekommen ist, ihnen in der rechten Weise zu einem Lächeln oder einer Träne verholfen, Freude gemacht und Trost gebracht hat.

Herzlichen Dank und Händedruck allen Denen, welche am 8ten September dieses Jahres bei mir gewesen sind!

Braunschweig, September 1906.

Vom Abendsonnenglanz geblendet — Dank!

Manu propria

Wilh. Raabe

Inhalt.

